Geschichte

der

römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten

von

Dr. Eduard Munk.

Dritter Theil.

Geschichte der nach-classischen Literatur der Römer.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
1861.

Geschichte

der

nach-classischen Literatur der Römer.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten

von

Dr. Eduard Munk.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
1861.

Inhalt.

Die Monarchie war in Rom durch Augustus factisch, aber nicht gesetzlich eingeführt worden; daher hat sie sich als legitime Staatsverfassung nie constituiren können und ist immer Usurpation geblieben. Die Kaiser waren sich bewußt, daß gegen sie die Schatten des Brutus und Cassius protestirten, und da die republikanischen Formen fortbestanden, so konnte sie der alte Römergeist, den auch Augustus gänzlich zu ersticken nicht vermocht hatte, immer wieder beleben. Diese Furcht trieb Tiberius zu dem Staatsstreiche, die Comitien an den servilen Senat zu übertragen und durch Erlassung des Majestätsgesetzes die Opposition mit Gewalt zum Schweigen zu bringen. Auch die nächsten Kaiser, Caligula, Claudius, Nero, glaubten sich nur durch den Schrecken halten zu können, dem sie selbst zum Opfer fielen. Die Empörungen der auswärtigen Legionen bewirkten den Sturz des julischen Hauses und erneuerten die Bürgerkriege, bis Vespasianus, der Kaiser des orientalischen Heeres, den Frieden und die Ruhe wiederherstellte. Das flavische Haus ging durch eine Palastrevolution unter, die der Schreckensregierung des Domitianus ein Ende machte und durch die Nerva auf den Thron gelangte, mit dem eine Reihe trefflicher Regenten in durch Adoption geregelter Aufeinanderfolge eine Zeit der Ruhe und des Glückes herbeiführte, die auch die Opposition zum Schweigen brachte.

Eine ungestörte Entwicklung der Literatur war unter solchen Verhältnissen nicht möglich. Die Masse des Volkes, immer mehr dem knechtischen Stumpfsinne verfallend, verlangte von den Kaisern nur Brot und Spiele. Die höheren Stände waren

durch Luxus entnervt und ohne sittliche Kraft. Die Furcht hielt jede bessere Bestrebung zurück und man suchte in sinnlichen Genüssen das Elend für den Augenblick zu vergessen, oder schloß sich als feiles Werkzeug den Despoten an, um durch Schmeichelei und Angeberei Sicherheit des Lebens zu erkaufen. Unter den edelen Geschlechtern räumte die Wuth der tyrannischen Kaiser immer mehr auf; die Lücken füllten Freigelassene und aus den Provinzen Zugezogene, die keine Familientradition an die große Vergangenheit Roms knüpfte. Und dennoch konnte der Römergeist nicht gänzlich todt gemacht werden. Das freie Wort ließ sich trotz Angeber und Strafen selbst vor den Ohren der Kaiser zuweilen vernehmen, und äußerte sich in Schriften, obschon mit Schwert und Feuer die Censur gegen Schriftsteller und ihre Werke geübt wurde. Die Literatur bildete allein noch eine sittliche Opposition, und es ist anzuerkennen, daß verhältnißmäßig nur wenige Schriftsteller sich durch feile Schmeichelei schändeten. So lange der Druck der Kaiser dauerte, fehlte es nicht an edlen Männern, die ihre Stimme dagegen erhoben. Die milden Herrscher, die von Nerva an Gesetz und Gerechtigkeit wieder zur Geltung brachten, beschwichtigten die sittliche Empörung, und nachdem unter Trajan der Nachhall der letzten Stimmen verklungen war, trat unter Hadrian die völlige Erschöpfung des römischen Geistes zu Tage und die Literatur siechte noch einige Jahrhunderte hin, anfangs in der pedantischen Benutzung der archaistischen Autoren vergeblich eine Belebung des alten römischen Geistes suchend, dann dem Einflusse der Provinzialen erliegend, bis die Verlegung des Kaisersitzes nach Byzanz, die Herrschaft des Christenthums und der Andrang der Barbaren die Auflösung herbeiführten. Die lateinische Sprache starb ab und machte in Italien und in den Provinzen den Volksdialekten Platz.

Die Literatur des ersten Jahrhunderts nach Christo, die des sogenannten silbernen Zeitalters, ist die letzte gewaltsame Kraftäußerung des römischen Geistes gegen die Vernichtung, die ihm der Despotismus der Kaiser droht. Die Todesahnung hat alle Lust des Lebens verscheucht: man fühlt sich in der Gegenwart unbehaglich und hat die Hoffnung auf eine bessere

Zukunft verloren. Das heitere Spiel der Dichtkunst ist verstummt, das freie Wort der Rede gefesselt; die Erinnerung an die großen und glücklichen Zeiten der Väter läßt nur die gegenwärtigen Uebel um so schmerzlicher empfinden. So trägt die Literatur im Allgemeinen einen ernsten und strengen Charakter; sie ist moralisirend oder satirisch, indem sie die Unzufriedenheit mit den Zuständen der Gegenwart bald durch Rüge und Ermahnung, bald durch Witz, Spott und Sarkasmus äußert. Wenn Augustus und seine Freunde klug sich bemühten, die Literatur in ihr Interesse zu ziehen, so stießen die nachfolgenden Kaiser die besseren Talente von sich und es fanden sich nur wenige, meist geistlose Schriftsteller, die eine Art von höfischer Literatur vertraten. Der Eifer für Bildung war in Rom allgemein und die Anstalten, die jüngere Generation derselben zuzuführen, fast in überreichem Maße vorhanden; allein es fehlte an einer besonnenen, einheitlichen Leitung; die Richtungen zersplitterten sich. Es war nicht mehr, wie unter Augustus, der Hof, der den Ton angab; die Literatur war sich selbst überlassen. Wenn der Schriftsteller der augusteischen Zeit nach Correctheit und Eleganz der Form strebte, so war jetzt der Drang, durch geistreichen und interessanten Inhalt zu wirken. Man ging mehr auf augenblicklichen Erfolg, als auf dauernden Einfluß aus; man fühlte, daß die Zeit dem Gedeihen klassischer Werke nicht günstig sei, und hatte daher mehr die Mitwelt, als die Nachwelt vor Augen. Die öffentlichen Recitationen und Declamationen forderten auf, nach Effect zu haschen. Man wählte schwierige und ungewöhnliche Aufgaben und suchte durch neue und überraschende Gedanken und durch eine originelle und auffallende Sprache zu blenden. So verfiel man oft in das Abstruse und in unnatürlichen Schwulst. Wenn auch besonnene Schriftsteller die Verirrungen der Enthusiasten oder caldi, wie man sie nannte (Sen. Suas. III, p. 25), wohl erkannten und vermieden, so vermochten doch auch sie sich nicht gänzlich dem Einflusse der herrschenden rhetorischen Bildung zu entziehen, und daher trägt die Literatur dieses Zeitraumes mehr noch als die der vorigen Periode das rhetorische Gepräge. Selbst in den besseren Leistungen ist es nicht die

geschmackvolle künstlerische Form, sondern der geistige Gehalt, der den Leser anzieht; sie haben daher weniger Aufnahme in den Schulen gefunden, sind aber zu jeder Zeit von Männern, die in ihnen Belehrung für das Leben und die Wissenschaft suchten, gern gelesen worden.

I. Die Literatur unter den Juliern.

a. Tiberius. 14—37 n. Chr.

Der Kaiser Tiberius war ein Mann von Bildung, aber ohne Geschmack. Er war auf Rhodus ein eifriger Zuhörer der Rhetoren und Grammatiker gewesen und zeigte auch später noch eine Vorliebe für Grammatiker, die er in seine Nähe zog und mit oft ungereimten und lächerlichen Fragen belästigte. Mit der griechischen und römischen Literatur beschäftigte er sich eifrig. Als Jüngling hatte er sich im Umgange mit dem alten Messalla Corvinus zum Redner ausgebildet. Was er aus dem Stegreif sprach, war in der Regel besser, als was er mit Sorgfalt ausgearbeitet hatte. Seine Schreibart war dunkel und affectirt. Schon Augustus warf ihm das Haschen nach veralteten und ungewöhnlichen Ausdrücken vor (Suet. Aug. 86). Auch mit der Poesie beschäftigte er sich. Er verfaßte ein lyrisches Gedicht auf den Tod des L. Cäsar (Conquestio de morte L. Caesaris) und schrieb griechische Gedichte nach dem Muster des Euphorion, Rhianus und Parthenius, die seine Lieblingsdichter waren und deren Schriften und Bildnisse er in den öffentlichen Bibliotheken neben die der ältesten und berühmtesten Dichter stellen ließ. Das Griechische sprach er leicht und fertig, machte aber selten Gebrauch davon. Im lateinischen Ausdruck war er ein strenger Purist (Suet. Tib. 70—71). Seine Commentarii und Acta waren die einzige Lectüre des Kaisers Domitian (Suet. Dom. 20).

Zu den Schriftstellern seiner Zeit stand Tiberius in einem durchaus feindlichen Verhältnisse. „Jede Beschuldigung, sagt Sueton (Tib. 61), wurde als Todesvergehen betrachtet, und betraf sie auch nur wenige einfache Worte. Gegen Schriftsteller wurde

auf der Stelle eingeschritten und ihre Schriften vernichtet, mochten sie auch wenige Jahre vorher selbst in Gegenwart des Augustus vorgelesen worden sein und seine Billigung gefunden haben. Einigen, die ins Gefängniß geworfen wurden, nahm er nicht blos den Trost der wissenschaftlichen Beschäftigung, sondern untersagte ihnen auch den Umgang und die Unterhaltung mit Anderen." — Unter die berühmtesten Opfer der Tyrannenwuth des Tiberius gehörten die Dichter C. Lutorius Priscus und Aelius Saturninus. Jener, ein römischer Ritter, hatte in einem Gedichte den Tod des Germanicus betrauert und hatte es in dem Hause des P. Petronius vor einem Kreise edeler Frauen vorgelesen. Auf die Anzeige eines Angebers trug der Consul Designatus Haterius Agrippa im Senat auf die Todesstrafe an. Nur M. Lepidus wollte die Strafe in Verbannung gemildert wissen und ihm stimmte der einzige Rubellius Blandus bei; die Uebrigen traten auf die Seite des Agrippa. Priscus wurde verhaftet und sogleich getödtet, 21 n. Chr. (Tac. Ann. III, 49). — Aelius Saturninus wurde vom Kapitol herabgestürzt, weil er Spottgedichte auf Tiberius verfaßt hatte. — Mamercus Aemilius Scaurus, ein Sohn des von Cicero vertheidigten Scaurus und ein Enkel des berühmten Consuls und Redners Scaurus, ein Mann von lockeren Sitten, aber als Redner und Dichter nicht ohne Verdienst, war einer früheren Anklage wegen Majestätsverbrechens entgangen (Tac. Ann. VI, 9), wurde aber später wieder wegen Ehebruches und Zauberei, in der That aber wegen einiger Stellen in seiner Tragödie Atreus, die auf Tiberius Beziehung haben sollten, angeklagt. Der Senat verurtheilte sieben seiner Reden und wahrscheinlich auch seine Tragödie zur Vernichtung durch Feuer und Scaurus gab sich auf die Aufforderung seiner Gemahlin Sextia selber den Tod; sie starb mit ihm (Tac. Ann. VI, 29; Dio LVIII, 24). — Vor Allen beklagt wurde der Tod des edelen Cremutius Cordus. Er war Verfasser einer Geschichte der Bürgerkriege und des Augustus. Weil er in seinen Annalen Brutus gelobt und Cassius den letzten Römer genannt hatte, wurde er, im Jahre 25, von Clienten des Sejanus angeklagt, und Tiberius

gestattete ihm die Vertheidigung im Senat. Tacitus (Ann. IV. 34—35) läßt ihn in seiner Vertheidigungsrede sich auf das Beispiel des Livius berufen, der den Pompejus gerühmt und sich dennoch nicht die Freundschaft des Augustus verscherzt habe; er habe den Scipio, Afranius, ja selbst den Cassius und Brutus, nirgends als Räuber und Mörder, Titel, die man ihnen jetzt beilege, sondern häufig als ausgezeichnete Männer erwähnt. Aehnlich haben Asinius Pollio und Messalla Corvinus sie in ihren Schriften gerühmt, und beide haben in Wohlstand und Ansehen bis an ihr Ende gelebt. Auf des Cicero Lobrede des Cato habe der Dictator Cäsar nur mit einer Gegenrede geantwortet. Die Schmähungen eines Antonius und Brutus, die Spottgedichte eines Bibaculus und Catullus haben Augustus und Cäsar unbeachtet gelassen, und mit Recht; denn verachtet fällt dergleichen bald in Vergessenheit; erzürnt man sich aber darüber, so scheint man die Wahrheit anzuerkennen. „Die Nachwelt, so schloß Cordus seine Rede, wiegt einem Jeden die Ehre ab, und sollte ich verurtheilt werden, so wird es nicht an Leuten fehlen, die neben Brutus und Cassius auch meiner denken werden." Cordus entging der Strafe durch freiwilligen Hungertod. Der Senat bestimmte, daß seine Schriften durch die Aedilen verbrannt werden sollten. „Aber, fügt Tacitus hinzu, sie haben sich dennoch erhalten, indem sie verborgen und später herausgegeben worden sind. Um so mehr macht sich die Unvernunft derer lächerlich, welche glauben, es könne durch einen gegenwärtigen Gewaltstreich das Andenken der künftigen Zeiten ausgelöscht werden; denn es wächst im Gegentheil das Ansehen der großen Geister, und die auswärtigen Könige und die sich gleicher Wuth schuldig machten, haben sich selbst dadurch nur Schande, jenen aber Ruhm erworben." Die Tochter des Cordus, Marcia, an die Seneca ein Trostschreiben gerichtet hat, rettete Exemplare der Schriften ihres Vaters und veröffentlichte sie später wieder (Sen. cons. ad Marc. 1.). — Die Laune des Kaisers begnadigte zuweilen Schuldige: so erließ er dem C. Cominius, einem Ritter, der ein Schmähgedicht auf ihn verfaßt

hatte, die Strafe auf die Bitte seines Bruders, der Senator war (Tac. Ann. IV, 31).

Nicht blos gegen Schriftsteller, sondern auch gegen Schauspieler richteten sich die Maßregeln der Censur. Anzügliche Stellen wurden von den Zuschauern beklatscht und häufig wagten die Schauspieler selbst freie Aeußerungen, besonders in der atellanischen Volksposse, die um diese Zeit Mummius oder Memmius, nachdem sie nach Pomponius und Novius anfangs durch den Mimus und dann durch den Pantomimus vom Theater verdrängt worden war, wieder erweckt hatte; daher der Kaiser selber, im Jahre 23, nach mannigfaltigen und vergeblichen Klagen der Prätoren im Senat den Antrag stellte, gegen ihre Frechheit einzuschreiten. Sie ließen sich, äußerte er, bei ihrem öffentlichen Auftreten aufrührerische Reden und in ihrem Privatleben schändliche Thaten zu Schulden kommen; besonders sei die ehemalige oskische Posse, eine nichtsnutzige Ergötzung des gemeinen Volkes, zu einem solchen Grade von Macht und Frechheit gelangt, daß sie durch das Ansehen des Senats beschränkt werden müsse. Die Schauspieler wurden hierauf aus Italien vertrieben (Tac. Ann. IV, 14).

Die Regierung des Tiberius wirkte erstarrend auf die Literatur. Keine Zeit des ersten Jahrhunderts nach Christo ist so unergiebig als diese. Es haben sich nur einzelne rhetorische, historische und poetische Denkmäler erhalten, die weder wegen ihres Inhaltes, noch wegen ihrer Form von hervorragender Bedeutung sind.

1. Rhetorik.

M. Annäus Seneca. Rutilius Lupus.

M. Annäus Seneca war noch zur Zeit der Republik in Corduba in Spanien geboren. Die Bürgerkriege hinderten ihn nach Rom zu kommen, wo er, wie er selber bemerkt (Contr. I. praef.), noch hätte Cicero hören können. Erst nachdem Octavianus die Ruhe hergestellt hatte, begab er sich nach Rom und trat, für Rhetorik schwärmend, mit den berühmtesten Rhetoren und Rednern in nähere Verbindung. Besonders war

es Porcius Latro, mit dem ihn eine innige Freundschaft verband, die erst mit dessen Tode endete. Er hat ihm in der Vorrede zum ersten Buche der Controversen ein ehrendes Denkmal gesetzt. Seneca kehrte später nach Spanien zurück und verheirathete sich mit der Helvia, die ihm drei Söhne gebar, Novatus, L. Seneca und Annäus Mela. Er lebte noch drei Jahre vor dem Tode des Tiberius, so daß er ein sehr hohes Alter erreicht zu haben scheint. Sein Sohn, der Philosoph Seneca, hat sein Leben beschrieben. In einem Fragment dieser Lebensbeschreibung, das Niebuhr 1820 aufgefunden hat, wird erwähnt, daß Seneca ein Geschichtswerk verfaßt habe, das den Zeitraum vom Anfange der Bürgerkriege, „von welcher Zeit an zuerst die Wahrheit rückwärts ging" (unde primum veritas retro abiit), bis fast zu seinem Tode umfaßte.

Auf den Wunsch seiner Söhne trug er in seinem Alter Sammlungen von Controversen und Suasorien berühmter Rhetoren, die er selbst gehört hatte, zusammen. Bei seinem ausgezeichneten Gedächtnisse, das, wie er selber sagte (Contr. I, praef.), an das Wunderbare grenzte, war es ihm möglich, noch als Greis das, was er in seinen früheren Jahren gehört hatte, wörtlich wiederzugeben. Die Sammlung der Controversen bestand aus zehn Büchern (Controversiarum libri X), wovon uns noch 5 Bücher (I, II, VII, VIII, X) ziemlich vollständig, die übrigen in Excerpten und Fragmenten erhalten sind. Die Sammlung der Suasorien enthält 7 Suasorien in einem Buche (Suasoriarum liber). Jedem Buche der Controversen geht eine Praefatio voran, meist biographische und kritische Notizen über die wichtigsten Rhetoren enthaltend. Hierauf folgen die einzelnen Causae, erdichtete Fälle von Streitsachen. Zuerst wird das Gesetz angegeben, das für den Fall in Anwendung kommt; dann das Thema; hierauf folgen die Gründe der Rhetoren für und gegen die Sache; dann die Eintheilung (divisio), deren sich die verschiedenen Rhetoren bedienten, und endlich die Ausschmückung (color), Andeutungen über die Auffassung und die declamatorische Ausführung, wobei häufig historische und kritische Bemerkungen des Verfassers mit unterlaufen. Während die Controversen fingirte Fälle betreffen,

sind die Aufgaben für die Suasorien meist aus der Mythologie oder Geschichte genommen, z. B. Die dreihundert Laconer, die gegen Xerxes geschickt worden sind, überlegen, nachdem alle anderen Griechen geflohen sind, ob sie auch fliehen sollen; Agamemnon überlegt, ob er Iphigenia opfern solle oder nicht; Cicero überlegt, ob er die Gnade des Antonius nachsuchen; ob er, wenn ihm Antonius Rettung verspricht, seine Reden verbrennen solle; u. dergl.

Seneca glaubte, wie er selbst angiebt, einem Zeitbedürfnisse zu genügen, wenn er solche Sammlungen zusammentrug, die neben der historischen Kenntniß der berühmtesten Rhetoren eine reiche Auswahl rhetorischer Stilproben darboten. Er klagt in der Vorrede zum ersten Buche der Controversen über den Verfall der Beredtsamkeit, über die Trägheit und Verweichlichung der Jugend, die auf keine ehrbare Sache mehr ihren Fleiß wende. „Um so lieber, redet er seine Söhne an, will ich eueren Wunsch erfüllen und werde, was ich für Aeußerungen von Männern, deren Beredtsamkeit den höchsten Ruf erlangt hat, im Gedächtnisse habe, der Gesammtheit widmen, damit sie nicht im Besitze eines Einzelnen bleiben. Jenen Männern selbst aber glaube ich einen großen Dienst zu erweisen, da ihnen sonst die Vergessenheit droht, wenn nicht den Nachkommen Mittheilungen über sie gemacht werden, wodurch sich ihr Andenken fortpflanze; denn es giebt entweder gar keine Denkwürdigkeiten von den berühmtesten Declamatoren, oder, was noch schlimmer ist, verfälschte; daher will ich, damit man theils Kenntniß von ihnen erlange, theils die Kenntniß über sie berichtige, mit der größten Gewissenhaftigkeit einem Jeden das Seine zuertheilen. Ich habe selber Alle, die in der Beredtsamkeit einen großen Namen hatten, gehört, bis auf Cicero.“ — Unter der Menge der Rhetoren, von denen er Proben giebt, sind die am häufigsten genannten: Porcius Latro, Arellius Fuscus, Albutius Silus, Pompejus Silo, Cästius Pius, Argentarius, Junius Gallio, P. Vinicius, Votienus Montanus, u. A. Auch griechische Rhetoren werden, wiewohl selten, berücksichtigt. — Für uns sind die Sammlungen wichtig, theils wegen der historischen Notizen, theils weil sie uns ein

anschauliches Bild von den rhetorischen Leistungen zur Zeit des Augustus und Tiberius geben.

Ein anderes rhetorisches Werk aus dieser Zeit ist des Rutilius Lupus Schrift über die Redefiguren (de figuris sententiarum et elocutionis libri II), der Auszug aus einem griechischen Original des jüngeren Gorgias, eines Rhetors in Athen, der den Sohn des Cicero unterrichtet hat. Die Schrift ist nicht ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen. Ihr besonderer Werth besteht in den meisterhaften Uebersetzungen von Stellen aus griechischen, meist verlorenen Rednern.

Zum Schulgebrauche diente eine noch vorhandene Sammlung von Redefiguren (de figuris vel schematibus) in alphabetischer Ordnung und in metrischer Form (182 Hexameter).

2. Geschichte.

Vellejus Paterculus. Valerius Maximus.

Alle Geschichtswerke, die sich mit mehr oder minderer Freimüthigkeit über die Vergangenheit und Gegenwart äußerten, sind verloren, so die Schriften des Cremutius Cordus, die er, wie Seneca sagt (Cons. ad Marc. 1), mit seinem Blute geschrieben hat, und die des Aufidius Bassus, der eine von Quintilian (X, I, 103) gerühmte Geschichte des germanischen Krieges und eine Geschichte seiner Zeit, fortgesetzt von dem älteren Plinius, verfaßt hat. — Denkwürdigkeiten des Augustus schrieb sein Freigelassener Julius Marathus (Suet Aug. 79, 94). — Erhalten sind die Schriften zweier Historiker, die im Sinne der herrschenden Macht schrieben, des Vellejus und Valerius Maximus.

M. Vellejus Paterculus stammte wahrscheinlich aus Capua, wo seine Ahnen mütterlicher Seite in früheren Zeiten eine wichtige Rolle gespielt hatten (I, 7; II, 16, 1—2). Man setzt seine Geburt in das Jahr 19 v. Chr. Sein Großvater, C. Vellejus, diente als praefectus fabrum unter Tiberius Claudius Nero, dem Vater des nachmaligen Kaisers (II, 76), sein Vater unter Tiberius (II, 104, 3), und er selber war

zuerst Kriegstribun unter M. Vinicius und P. Silius in Thracien und Macedonien (II, 101), durchzog dann, ebenfalls als Tribun, mit dem jungen Cäsar den Orient (II, 101, 2), folgte später seinem Vater im Amte eines praefectus equitum im Heere des Tiberius (II, 104, 3) und begleitete theils als Präfect, theils als Legat den Tiberius neun Jahre lang auf allen seinen Feldzügen in Deutschland, Pannonien und Dalmatien (II, 104, 3; 113, 3). Als Tiberius den Triumph in Rom feierte, war er im Gefolge desselben „unter den vorzüglichsten mit den vorzüglichsten Geschenken geschmückten Männern" (II, 121, 4). Kurz nach dem Regierungsantritte des Tiberius, im Jahre 15, erlangte er, nachdem er sich schon im Jahre 6 n. Chr. um die Quästur beworben hatte (II, 111, 2), die Prätur, wozu er früher von Augustus, dann von Tiberius empfohlen worden war (II, 124, 3). Später scheint er sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen und in Muße den Studien gelebt zu haben; doch stand er wahrscheinlich immer zu Tiberius und seinem Hofe in einer freundschaftlichen Beziehung. Daß er in den Sturz des Sejanus verwickelt gewesen sei, ist eine ungegründete Vermuthung. Wann er gestorben, ist unbekannt.

Wir besitzen von ihm einen kurzen Abriß (artatum opus) der römischen Geschichte (Historiae Romanae ad M. Vinicium Cos. libri II), der der Vorläufer eines ausführlicheren Werkes sein sollte (II, 48, 6), das aber wahrscheinlich nicht zur Ausführung gekommen ist. Der Abriß selbst ist eine Gelegenheitsschrift, dem für das Jahr 30 zum Consul designirten M. Vinicius gewidmet. Vellejus gesteht an mehreren Stellen die Eilfertigkeit ein, mit der er das Buch angefertigt hat. „In meiner sich überstürzenden Eile, sagt er unter Anderem (I, 16, 1), die mir gleich einem Rade oder jähen Strudel und Wasserfall nirgends zu verweilen gestattet, muß ich eher manches Nothwendige übergehen, als Ueberflüssiges anführen!" — Vellejus ist ein Mann von Bildung und Geist, wiewohl er einen eigentlichen Beruf zu einem Historiker nicht hatte. Ihm fehlte eine gründliche wissenschaftliche Kenntniß und der unbefangene Blick eines unabhängigen Mannes. Durch das Dienstverhältniß seiner Familie zu der Familie des Tiberius, das sich vom Großvater

bis auf den Enkel fortgeerbt hatte, war er mit dem Herrscherhause gleichsam verwachsen, und ebenso schrieb sich wahrscheinlich die Anhänglichkeit an seinen Gönner Vinicius von seiner frühen Jugend her, da er unter dessen Vater die ersten Kriegsdienste gethan hatte. Er erscheint daher als ein Bewunderer und Lobredner des Tiberius und seines Hofes. Wir thun ihm aber Unrecht, wenn wir ihn für einen feilen Schmeichler halten wollten; er brauchte nicht um die Gunst des Kaisers zu werben, denn er besaß sie schon, und nach höheren Aemtern und Auszeichnungen scheint er auch nicht gestrebt zu haben; doch mochte ihm natürlich Alles daran liegen, sich die Gunst seines Kaisers und seiner Gönner dauernd zu erhalten. Er war nichts, als ein aufrichtiger und begeisterter Royalist und ein geschmeidiger Hofmann, der seine devote Gesinnung in überschwänglicher Weise kund thun zu müssen glaubte. Er hat ein patriotisches Gefühl für die Größe Roms; nur findet er den Glanzpunkt der römischen Geschichte nicht in der Zeit der freien Republik, sondern in der Monarchie. Rom ist nach langen Wirren und Kämpfen erst durch Augustus zu dem ruhigen Genusse seiner Größe gelangt, indem dieser nur die alte gesetzliche Ordnung wieder hergestellt und für die Zukunft befestigt hat. „Durch ihn, sagt er (II, 89), sind die inneren Kriege beendet, die äußeren begraben, der Friede zurückgerufen, die Wuth der Waffen überall eingeschläfert, den Gesetzen die Macht, den Gerichten das Ansehen, dem Senat die Würde wiedergegeben, die Herrschaft der Obrigkeiten auf ihr altes Maß zurückgeführt worden. Nachdem jene frühe und alte Staatsverfassung wieder hervorgerufen war, kehrte dem Boden die Bebauung, dem Heiligen die Verehrung, den Menschen die Sicherheit, jedem Einzelnen der feste Besitz seines Eigenthums zurück; die Gesetze wurden zum Nutzen verbessert, zum Heile gegeben; der Senat ohne Härte doch nicht ohne strenge Auswahl zusammengesetzt waltete; denn die ersten Männer des Staates, welche Triumphe gefeiert und die höchsten Ehrenstellen verwaltet hatten, wurden in denselben gewählt.“ Und in gleichem Geiste regiert Tiberius, und wie dem Augustus Agrippa und Statilius Taurus rathend und helfend zur Seite standen, so hat sich Tiberius den Aelius

Sejanus zugesellt, daß er ihm die Regierungslast erleichtere (II, 127). Darum bittet er am Schlusse seiner Schrift die Götter, den jetzigen Zustand, die jetzige Ruhe und den jetzigen Fürsten zu erhalten, zu beschirmen und zu beschützen, und habe einst Tiberius das längste Lebensziel der Sterblichen erreicht, so mögen sie ihm Nachfolger bestimmen, deren Nacken geeignet seien, ebenso kräftig die Last der Weltherrschaft zu tragen (II, 131).

Wie uns in Vellejus zum ersten Male ein loyaler Unterthan begegnet, so ist auch seine Sprache als der entsprechende Ausdruck seiner Gesinnung eine neue Erscheinung in der römischen Literatur. Vellejus ist der Erfinder des höfischen Stiles, jener hyperbolischen, pomphaften und precieusen Darstellungsweise, deren sich auch unsere officiellen Festredner und Zeitungsschreiber bedienen, wenn von den Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften die Rede ist. Wir geben als Beispiel die Schilderung von dem freudigen Eindrucke, den die Adoption des Tiberius auf das Volk gemacht hat (II, 103): „Die Freude jenes Tages, das Zusammenströmen der Bürger, die Gebete Aller, die die Hände gern so weit erhoben hätten, daß sie den Himmel erreichten, die Hoffnung, die man von der ununterbrochenen Sicherheit und Ewigkeit des römischen Reiches faßte, werden wir kaum in jenem unseren vollständigen Werke schildern können, geschweige daß wir hier versuchen sollten, sie erschöpfend darzustellen. Es ist genug, wenn ich das Eine ausgedrückt habe, wie er Allen Alles gewesen. Damals ging den Eltern die sichere Hoffnung auf den Besitz ihrer Kinder, den Gatten ihrer Gattinnen, den Herren ihres Eigenthums, allen Menschen des Wohlseins, des Friedens, der Ruhe und der Stille wie eine glänzende Sonne auf, so daß man weder noch Größeres hoffen, noch eine glücklichere Erfüllung seiner Hoffnung erwarten konnte." Auf ähnliche hyperbolische Weise wird der Empfang des Tiberius beschrieben, als er nach den germanischen Kriegen durch Italien und Gallien reiste (II, 104): „Als die Krieger ihren alten Feldherrn und den Cäsar, der es früher durch seine Verdienste und kraftvolle Thaten, als dem Namen nach war, wiedersahen, wünschten sie aus vollem

Herzen weit mehr sich selber, als ihm Glück. Die Freudenthränen, die die Soldaten bei seinem Anblicke vergossen, der frohe Eifer, das noch nie dagewesene Entzücken, ihn zu begrüßen, das Drängen, seine Hand berühren zu können, wobei sie sich nicht enthalten konnten, die Worte hinzuzufügen: Wir sehen dich, Feldherr! Wir haben dich gesund wieder! und dann: Ich war, Feldherr, mit dir in Armenien; ich in Rhätien; ich bin von dir, o Feldherr, in Vindelicien, ich in Pannonien, ich in Germanien beschenkt worden! — Das Alles läßt sich nicht mit Worten beschreiben, und dürfte vielleicht auch kaum Glauben finden." Und ganz in demselben Tone ist die Lobrede auf die Wirksamkeit des Tiberius während seiner Regierung am Schlusse des Werkes (II, 126—131) gehalten. Aus diesem Streben, in recht gewählter und hochtönender Art, wie es sich für die hohen Personen, denen das Buch bestimmt war, ziemte, zu schreiben, erklären sich die Eigenthümlichkeiten seiner Sprache. Er gehört keiner bestimmten Schule an und scheint selbst nicht einmal die gewöhnliche rhetorische Bildung genossen zu haben, sondern er thut offenbar seiner wirklichen Sprache Gewalt an, um seinen hohen Gönnern etwas Ungewöhnliches zu sagen, wobei er natürlich die herrschende rhetorische Manier vor Augen hat und sie noch zu überbieten sucht; daher die tönenden Sentenzen, die Antithesen, die witzelnden Contraste, die alterthümlichen Kraftausdrücke, die poetischen Floskeln, die hyperbolischen Phrasen, die Häufung von Epitheten und dergl. Dabei ist der Satzbau unharmonisch und zerstückelt und die ganze Darstellungsweise macht bei aller Correctheit der Sprache und Lebhaftigkeit des Vortrages den Eindruck des Affectirten und Gemachten.

Wie in der Form so zeigt sich auch in dem Inhalte seines Buches Vellejus als dilettantischer Schriftsteller. Er hat, wie es scheint, aus der Lectüre sich eine Menge historischer Notizen angeeignet, die er hier verwerthet. Von einer sorgfältigen Quellenbenutzung ist keine Spur. Nur einmal citirt er den Cato (I, 7, 4) und die Annalen des Hortensius (II, 16, 2) und zu dem dürftigen Verzeichnisse der römischen Colonien (I, 14—15) scheint er nur Cato's Origines benutzt zu haben.

Statt einer zusammenhängenden Erzählung deutet er blos die Hauptbegebenheiten an, indem er die hervorragenden Persönlichkeiten vorführt, die er mit stark aufgetragenen, schimmernden Farben, nicht selten treffend, zuweilen aber auch zu hell oder zu dunkel, malt. Die geschichtliche Wahrheit hat er absichtlich nicht verletzt, nur ist er natürlich für das julische Haus und seine Anhänger eingenommen und entschuldigt oder übergeht, was der günstigen Meinung von ihnen schaden könnte. So legt er die Proscriptionen des zweiten Triumvirats nur dem Antonius und Lepidus zur Last, indem Octavianus vergeblich als einer gegen zwei sich dagegen gesträubt habe (II, 66). Ihm geht der geschichtliche Sinn fast gänzlich ab. Er hat kein inneres Verständniß der historischen Thatsachen; ihm ist die Geschichte nur der ewige Wechsel von Glück und Unglück (II, 11). Darum nimmt er auch in der Geschichte Roms zwei Wendepunkte an: Roms Glück ist im Aufsteigen bis nach dem Falle von Karthago, dann im Absteigen bis Augustus und von da wieder im Aufsteigen, so daß es unter Tiberius den höchsten Gipfel erreicht hat. Der Plan des Ganzen ist ein lockerer und unsystematischer. Bei allem Streben nach Kürze ist doch manches Ueberflüssige hineingerathen. Man hat es dem Vellejus als Verdienst angerechnet, daß er in seiner historischen Uebersicht auch auf die Geschichte der Literatur (I, 16—18; II, 9; II, 36) und der Kunst (I, 11; 13; II, 48, 2; 130, 1) Rücksicht nimmt; doch giebt er nicht viel mehr als bloße Namen. Die chronologische Folge der Begebenheiten ist zuweilen unterbrochen. Als eine Art von Aufmerksamkeit gegen seinen Gönner Vinicius muß es betrachtet werden, wenn er zuweilen die Zeit der Begebenheiten nach Jahren vor dessen Consulat (30 n. Chr.) bestimmt (I, 8, 1, 4; 12, 5; II, 7, 3; 49, 1; 65, 2).

Die Geschichte des Vellejus ist in sehr unvollkommener Gestalt auf uns gekommen. Sie hat sich nur in einer Handschrift erhalten, die Beatus Rhenanus 1515 im Kloster Murbach im Elsaß aufgefunden hat und die später wieder verloren gegangen ist. Besonders lückenhaft ist das erste Buch. Es fehlt der Anfang und nach dem achten Kapitel ist eine bedeu-

tende Lücke. Die Erzählung begann mit der Zerstörung Troja's, der Ankunft des Aeneas in Italien und den Wanderungen der Griechen, und das erste Buch schließt mit der Zerstörung Karthago's und Korinth's, worauf dann noch eine Uebersicht der römischen Colonien und eine vergleichende Zusammenstellung der griechischen und älteren römischen Literatur folgt. Das zweite Buch giebt zuerst die Gründe der bürgerlichen Unruhen: „Der ältere Scipio hat den Weg zur römischen Macht, der jüngere den zur Ueppigkeit gebahnt. Denn nachdem die Furcht vor Karthago entfernt und die Nebenbuhlerin der Herrschaft vernichtet war, da fiel man nicht im Schritte, sondern im Sturmlaufe von der Tugend ab und lief zu den Lastern über. Die alte Zucht wurde verlassen, eine neue eingeführt. Die Bürgerschaft wandte sich von der Wachsamkeit zum Schlafe, von den Waffen zu den Lüsten, von den Geschäften zu dem Müßiggange." — In rascher Darstellung geht dann der Verfasser von den unruhigen Zeiten der Gracchen (1—10), des Marius und Sulla (11—28), des Pompejus und Cäsar (29—57), des Octavianus und Antonius (58—90) zu der Regierungszeit des Augustus über (91—123), schildert den Regierungsantritt des Tiberius (124—125) und faßt die Thaten desselben während der 16 Regierungsjahre, die bis zur Abfassung des Werkes verflossen waren, in Form einer Lobrede zusammen, die er mit einem Gebete an die Götter um die Fortdauer des glücklichen Zustandes schließt (126—131).

Die Schrift ist von den Alten fast gänzlich unbeachtet geblieben; ihrer erwähnen nur der Grammatiker Priscian und der Scholiast zu Lucanus.

Von dem Leben des Valerius Maximus wissen wir nur, daß er unter Sextus Pompejus Kriegsdienste gethan und mit ihm die Insel Ceos besucht habe (II, 6, 8). Er hat eine ursprünglich aus 10, jetzt aber aus 9 Büchern bestehende Sammlung historischer Anekdoten zusammengetragen (Factorum dictorumque memorabilium libri IX), die er in den devotesten Ausdrücken dem Kaiser Tiberius gewidmet hat. In der Vorrede äußert er sich über den Zweck der Sammlung: Merkwürdige Thaten und Aussprüche berühmter Männer des

römischen Volkes und des Auslandes seien in vielen Schriften zerstreut, wodurch ihre Kenntniß erschwert werde; er habe sich daher vorgenommen, sie aus den besten Schriftstellern zusammenzutragen, damit man sich ihrer ohne Mühe des langen Aufsuchens bedienen könne. Auf Vollständigkeit mache er keinen Anspruch, da eine mäßige Anzahl von Bänden unmöglich Alles, was je gethan und gesagt worden ist, fassen könne; auch maße er sich nicht an, daß er das, was die Früheren in ihrer glücklichen Schreibart geliefert haben, mit größerer Sorgfalt oder besserer Beredtsamkeit werde wiedergeben können. — Er scheint, als ein Mann, dem jede wissenschaftliche Bildung abging, vielleicht durch Noth gezwungen, auf den Gedanken gekommen zu sein, durch Excerpte aus den besten römischen Schriftstellern ein Buch zusammenzusetzen, das er dem Tiberius widmen könne, um sich seine Gunst zu erwerben. Wir können demnach die Schrift als das Werk eines speculativen Kopfes betrachten, der zur Schriftstellerei durchaus keinen Beruf hat und sie nur zur Verbesserung seiner äußeren Lage ergreift, und dürfen uns daher nicht wundern, wenn seine Sprache der Correctheit entbehrt und durch declamatorischen Schwulst widerlich wird; wenn die Auswahl und Vertheilung des Stoffes von einem gänzlichen Mangel an Kritik und Methode zeugt, und wenn die kriechenden Schmeicheleien gegen den Kaiser einen Mann von niederer Gesinnung erkennen lassen, der vielleicht mit dem Buche eben nichts weiter, als eine Unterstützung vom Kaiser bezweckte. Ob er seinen Zweck erreicht habe, wissen wir nicht; doch scheint das Werk trotz seiner Mängel einem Bedürfnisse abgeholfen und dadurch eine gewisse praktische Bedeutung erlangt zu haben. Redner und Schriftsteller fanden in ihm zum Gebrauche eine bequeme Auswahl von Anekdoten, die sie sonst mühselig hätten aufsuchen müssen; daher ist das Buch schon von den Alten, von Plinius, Frontinus, Gellius u. A., benutzt worden. Im Laufe der Zeit hat die Sammlung durch Hinzufügung und Weglassung, durch Umstellung einzelner Anekdoten und durch Aenderung des Ausdruckes gewiß mannigfaltige Veränderungen erlitten, mehr noch durch die Auszüge, die häufig mögen gemacht worden sein und von denen noch die

des Julius Paris und Januarius Nepotianus in sehr abweichender Gestalt vorhanden sind. Auch im Mittelalter fand Valerius viele Freunde und Nachahmer. — Die Quellen, die er benutzt hat, sind meist römische Schriftsteller, wie Cicero und die Historiker Sallust, Nepos, Livius, Trogus Pompejus u. A. Das Buch theilt in 9 Büchern unter verschiedenen Rubriken: von der Religion, von dem häuslichen und öffentlichen Leben, von den einzelnen Tugenden und Lastern u. dergl., Beispiele in zwei Abtheilungen: einheimische und fremde, mit, zuweilen fügt der Verfasser belehrende oder erklärende Bemerkungen hinzu. — Das als zehntes Buch beigegebene Fragment einer grammatischen Abhandlung über den Gebrauch und die Bedeutung der Eigennamen, de nominum ratione, rührt nicht von unserem Valerius her.

3. Poesie.

Manilius. Phädrus.

Unter dem Namen des Manilius oder Mallius besitzen wir ein unvollendetes Lehrgedicht über die Astronomie und Astrologie in 5 Büchern (Astronomicon libri V). Ueber die Person und die Zeit des Verfassers ist nichts überliefert worden. Aus gewissen Eigenthümlichkeiten der Sprache hat man schließen wollen, daß er kein geborner Römer, sondern ein Provinziale aus Afrika oder Asien gewesen sei, und aus den öfteren Beziehungen auf Augustus (I, 800; 916; IV, extr.), aus der Erwähnung der Schlacht im teutoburger Walde (I, 898) und endlich wegen des Verses IV, 764:

Rhodus, das gastlich gehegt den künftigen Herrscher der Erde,

hat man die Lebenszeit desselben in die Regierung des Augustus und Tiberius gesetzt. Das Gedicht giebt das System der damaligen astronomischen und astrologischen Wissenschaft und zwar behandeln die ersten drei Bücher das Astronomische, die letzten zwei das Astrologische (*ἀποτελεσματικά*), die Lehre von dem Einfluße der aufgehenden Gestirne auf die menschlichen Geschicke. In einem sechsten, ungewiß ob verlorenen oder vom Verfasser nicht vollendeten Buche sollte von dem Untergange der Gestirne

und den Kräften der Planeten die Rede sein. Das Gedicht empfiehlt sich durch geschickte Behandlung des spröden Stoffes, durch lebendige und fesselnde Darstellung; doch leidet die Sprache an allzu üppiger Rhetorik und überladenem poetischen Prunk, so namentlich die Episode von Perseus und Andromeda (V, 540—616).

In die Zeit des Tiberius fällt auch die Fabelsammlung des Phädrus, 97 Fabeln in 5 Büchern, (Phaedri, Augusti liberti, Fabularum Aesopiarum libri V). Auffallend ist es, daß den Phädrus kein Schriftsteller seiner und der folgenden Zeit erwähnt. Seneca bezeichnet ausdrücklich die Thierfabel als eine von den Römern noch unversuchte Dichtgattung (intactum Romanis opus; Cons. ad Polyb. 27), und Quintilian, der die Fabeln zu pädagogischen und rhetorischen Zwecken empfiehlt, nennt keinen römischen Fabeldichter. Als eine rhetorische Uebung galt die Uebersetzung von griechischen Fabeln ins Lateinische oder die Abfassung selbst erfundener Fabeln (Suet. Rhet. 1). Der Rhetor Seneca rühmt einen gewissen Surdinus, einen talentvollen jungen Mann, daß er mit Eleganz griechische Fabeln ins Lateinische übertragen habe (Suas. VII). Des Phädrus erwähnt ausdrücklich nur der Fabeldichter Avianus, dessen Zeit aber selber unbestimmt ist. Daß die improbi jocos Phaedri, von denen Martial (III, 20, 5) spricht, die Fabeln unseres Phädrus bedeuten, läßt sich wohl kaum annehmen. Darum, weil fast das ganze Alterthum über Phädrus schweigt, hat man an der Echtheit der zuerst von P. Pithou nach einer Handschrift herausgegebenen Fabeln zweifeln wollen, jedoch mit Unrecht.

Ueber die Persönlichkeit des Phädrus und seine Lebensumstände finden sich einige Andeutungen in seinen Prologen und Epilogen. Er erwähnt, daß er in der Landschaft Pieria in Thracien, wohin die Mythe die Heimath der Musen verlegt, geboren sei (III, Prol. 17). Er scheint als Sklave nach Rom gekommen und dort freigelassen worden zu sein. Eine unsichere Tradition macht ihn zum Freigelassenen des Augustus. Fast in der Musenschule geboren, sagt er (III, Prol. 20), habe er alle Sorge um Reichthümer aus seinem Herzen verbannt

und sein Leben nur der Dichtkunst geweiht, und dennoch werde er nur mit Widerstreben in den Dichterkreis aufgenommen. Er vergleicht sich selber mit Aesopus, seinem Vorbilde (II, Epil. 1 sqq.): Die Athener haben dem Sklaven Aesop eine Statue errichtet und dadurch zu erkennen gegeben, daß Allen der Weg zur Ehre offen stehe und daß der Ruhm nicht der Abkunft, sondern dem Verdienste gebühre:

Kam Jener zuvor mir, daß ich nicht der Erste bin,
So hab' ich gestrebt, daß nicht er sei der Einzige.
Nicht Mißgunst ist dies, sondern Nebenbuhlerschaft.
Und nimmt dies Streben Latium wohlwollend auf,
So mehrt's die Zahl der mit griechischer Kunst Wetteifernden.
Ja, mag der Neid auch schmälern meine Bemühungen,
Mir rauben meines Verdiensts Bewußtsein kann er nicht.

Mit nicht minder starkem Selbstgefühl spricht er sich III, Prol. 52 aus: Was dem Phrygier Aesopus und dem Scythen Anacharsis möglich gewesen, sich durch ihr Talent einen ewigen Ruhm zu verschaffen, warum sollte das nicht auch ihm, der dem gelehrten Griechenland näher stehe, glücken? Seien ja Linus und Orpheus seine Landsleute! — Und dem Particulo, dem er das fünfte Buch der Fabeln gewidmet hat, verheißt er die Unsterblichkeit des Namens, so lange lateinische Schriften werden geachtet werden (V, 5, 43).

Wahrscheinlich beschränkte sich das Publicum des Phädrus ursprünglich auf eine eigene Klasse von Literaten, die, aus dem Stande der Freigelassenen, gerade nicht zu den gebildetsten Kreisen gehörten. Freigelassene, wie Eutychus, Particulo, sind die Gönner, denen er seine Fabeln widmet. Seine zwar einfache und klare, doch durchaus nicht mustergiltige Sprache, wie die archaistische Behandlung des jambischen Senars, dienten gerade nicht zu seiner Empfehlung. Dazu kam noch, daß, wie er selbst klagt (IV, 6, 1), tadelsüchtige Kritiker darüber die Nase rümpften, daß er einen so unbedeutenden Stoff wie die Thierfabel und nicht lieber die mythischen Fabeln zu erhabenen tragischen Dichtungen gewählt habe. Aber auch solche, meint er, entgingen ja nicht dem Tadel strenger Kunstrichter; denn wolle er wie Euripides in der Medea die Argo als das erste

Schiff und die Veranlassung der Frevel des Aeetes und der Medea schildern, so würden die Kunstrichter sagen:

Auch das ist dummes Zeug
Und Lügenworte, weil bedeutend früher schon
Des Minos Flotte hat das Aegeusmeer beherrscht,
Durch gerechtes Beispiel Räuberangriff abgeschreckt,
Wie mach' ich's also, Leser Cato, dir nun recht,
Wenn an beiden Arten Fabeln du zu tadeln hast?
Mach' doch nicht gar so schwer das Amt den Schreibenden,
Daß sie nicht schwerer machen auch das deinige.
Das merke wohl sich jeder ekle Kritiker,
Der, um klug zu scheinen, selbst den Himmel meistern will.

Endlich war Phädrus auch politisch mißliebig geworden. Er klagt im Prolog zum dritten Buche, daß man aus seinen Fabeln Veranlassung genommen habe, ihn zu verleumden; daraus sei ihm eine gerichtliche Verfolgung durch Sejanus geworden:

Ja, wenn ein Andrer wäre Kläger, als Sejan,
Ein Andrer Zeug', ein Andrer endlich Richter, dann
Geständ' ich, meine Strafe sei nicht unverdient
Und nicht mit solchen Mitteln lindert' ich meinen Schmerz.

Die Abfassung des größeren Theils seiner Fabeln scheint hiernach nach dem Tode des Sejan bis zur Regierungszeit des Claudius zu fallen.

Die Absicht, die er bei Abfassung seiner Fabeln habe, sei, erklärt er (III, Prol. 45), die Belehrung, indem er unter dem Bilde der Fabel Leben und Sitten der Menschen schildere. Wenn Jemand daher persönliche Beziehungen darin finden wolle, so irre er sich und verrathe nur dadurch, daß er sich getroffen fühle. Als sein Hauptverdienst rühmt er selbst (II, Prol. 10) die Mannigfaltigkeit seiner Fabeln und die Kürze der Darstellung. Seine allzugroße Kürze hat aber, wie er bemerkt (III, 10, 60), bei Einigen Anstoß erregt; zum Beweise, daß er auch weitläufiger sein könne, erzählt er eine tragische Geschichte, die zur Zeit des Augustus vorgefallen, wie ein Vater seinen eigenen Sohn getödtet, weil er ihn für den Geliebten seiner Frau gehalten, und dann, als er den Irrthum erkannt, sich selbst das Leben genommen habe.

Den Inhalt seiner Fabeln hat ihm zum großen Theile

Aesop geliefert, wie er selbst sagt (I, Prol. 1), daß er den Stoff, den Aesop erfunden, in lateinische Senare gebracht habe. Er hat sich wahrscheinlich einer attischen Redaction der äsopischen Fabeln bedient, die wir nicht mehr besitzen. Die Fabeln giebt er nicht treu wieder, sondern ändert sie, meist nicht zu ihrem Vortheil, ab, wie schon Lessing bemerkt hat: „So oft sich Phädrus von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, begeht er einen plumpen Fehler.“ An der treffenden Kritik einiger Fabeln zeigt Lessing die Richtigkeit seines Vorwurfes: Fab. I, 4:

Als über einen Fluß ein Hund Fleisch tragend schwamm,
Erschaut' im Wasserspiegel er sein Ebenbild.

„Es ist unmöglich! Wenn der Hund durch den Fluß geschwommen ist, so hat er das Wasser um sich nothwendig so getrübt, daß er sein Bildniß unmöglich darin hat sehen können. Die griechischen Fabeln sagen: *κυὼν κρέας ἔχουσα ποταμὸν διέβαινε.* Das braucht weiter nichts zu heißen, als: er ging über den Fluß; auf einem niedrigen Steige, muß man sich denken.“ Fab. I, 5:

Es waren Kuh' und Ziege nebst dem geduld'gen Schaf
Des Löwen Jagdgenossen einst im Waldrevier.

„Welch' eine Gesellschaft! Wie war es möglich, daß sich diese vier zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Im Griechischen ist diese Fabel zwischen dem Löwen und dem wilden Esel (*ὄναγρος*). — Wie elend ist ferner die Theilung bei dem Phädrus:

Weil Löw' ich heiße, nehm' ich den ersten Theil mir weg;
Den zweiten sollt' ihr geben meinem Muth als Zoll;
Der dritte kommt mir meiner Stärke wegen zu,
Und wehe, wer den vierten anzurühren wagt!

Wie vortrefflich hingegen ist sie im Griechischen! Der Löwe macht sogleich drei Theile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staates bei Seite gelegt. Und dieser Theil, sagt der Löwe, gehört mir: *βασιλεὺς γὰρ εἰμί;* der zweite Theil gehört mir auch, *ὡς ἐξ ἴσου κοινωνῶν,* nach dem Rechte der gleichen Theilung, und der dritte Theil: *κακὸν μέγα σοὶ ποιήσω, εἰ μὴ ἐθέλῃς φυγεῖν.*“

Fab. I, 11. „Der Löwe verbirgt den Esel in das Gesträuch; der Esel schreit. Die Thiere erschrecken in ihren Lagern, und da sie durch die bekannten Ausgänge (notos exitus) davon fliehen wollen, fallen sie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch einen Ausgang davonkommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall sein? Wie vortrefflich fallen in der griechischen Fabel alle diese Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Esel kommen da vor eine Höhle, in der sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe schickt den Esel hinein; der Esel scheucht mit seiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und so können sie dem Löwen, der ihrer an dem Eingang wartet, nicht entgehen."

Fab. IV, 9:

Zwei Säck' hat jedem Menschen Jupiter aufgelegt:
Den eigne Fehler füllen, lud er hinten auf,
Den von fremden Fehlern schweren hängt er vor die Brust.

„Jupiter hat diese Säcke aufgelegt? Er ist also Schuld, daß wir unsere eigenen Fehler nicht sehen und nur scharfsichtige Tadler der Fehler unseres Nächsten sind? Wie viel fehlt dieser Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die besseren Griechen lassen durchgängig Jupiter hier aus dem Spiel; sie sagen schlechtweg: *ἄνθρωπος δύο πήρας ἕκαστος φέρει*, oder: *δύο πήρας ἐξήμμεθα τοῦ τραχήλου*."

Nicht minder gegründet ist der Vorwurf, der schon vor Lessing dem Phädrus gemacht worden ist, daß die Moral, die er entweder in Promythien vorausschickt, oder in Epimythien folgen läßt, oft zu unbestimmt ist und nicht deutlich genug aus der Fabel entspringt.

Phädrus hat nicht blos aus Aesop, sondern auch aus anderen Quellen geschöpft und wohl auch eigene Fabeln gedichtet, wie er selbst erklärt (V, Prol. 11), daß er seine Fabeln für äsopische, nicht für die des Aesop ausgebe, da dieser nur wenige verfaßt habe, er aber mehrere in alter Form, doch von neuem Inhalte bringe. — Unter die Fabeln sind zuweilen versificirte Anekdoten, Schwänke und kleine Erzählungen gemischt, aber

auch diese in derselben trockenen und unbelebten Manier und immer mit einer moralischen Nutzanwendung, wie die Fabeln. So erzählt er II, 5, zur Besserung geschäftiger Müßiggänger, eine Anekdote von Tiberius, der, als er sich auf seinem Landgute bei Misenum aufhielt, einst einen seiner Haussklaven bemerkte, der sich mit allerlei überflüßiger Arbeit zu schaffen machte, in der Hoffnung die Aufmerksamkeit des Herrn auf sich zu ziehen und von ihm wegen seines Fleißes mit der Freilassung belohnt zu werden; doch dieser sagt ihm:

Vergebne Mühe! Was du thatest, war nicht viel.
Freimachende Maulschell' ist so wohlfeil nicht bei mir.

Wie sich Eitelkeit lächerlich mache, das zeigt er an einem komischen Vorfalle zur Zeit des Augustus (V, 7). Ein Flötenspieler, Fürst (Princeps) mit Namen, hatte einst das Unglück, im Theater von der Flugmaschine umgerissen zu werden und das Schienbein zu brechen. Er lag lange krank und erschien erst wieder im Theater, als gerade das Genesungsfest des Kaisers gefeiert wurde. Wie der Chor sein „Heil dem Fürsten!" anstimmte, bezog der Flötenspieler die Huldigung auf sich und dankte in freudiger Rührung. Die Ritter, die diesen Irrthum bemerkten, verlangten die Wiederholung des Gesanges und unser Künstler warf sich dankend zu Boden, wodurch das Volk auf der Gallerie den Irrthum erkannte und den eitelen Musiker zum Hause hinaus warf.

Die höchst mangelhafte Beschaffenheit des jetzigen Textes, der uns nur aus zwei Handschriften, die wieder die Abschriften eines und desselben Codex sind, überliefert ist, läßt vermuthen, daß die Fabeln durch häufige Ueberarbeitung vielfach verändert worden sind. Die beiden ersten Bücher unterscheiden sich merklich in der sorgfältigeren Behandlung des Stoffes und der präciseren Form von den drei letzteren. Als unbestritten unecht müssen die 32 Fabeln aus einer Handschrift des Perottus, die ein Nachahmer des Phädrus in der Manier desselben gedichtet hat, betrachtet werden. — Den modernen Fabeldichtern ist Phädrus eine ergiebige Quelle und ein häufiges Vorbild gewesen.

Der nächste uns bekannte Fabeldichter ist Flavius Avianus oder Avienus, wahrscheinlich aus der Zeit des

Theodosius des Großen. Er hat 42 Fabeln, deren Stoff theilweise aus dem Phädrus entnommen ist, in elegischem Versmaße und in einer ziemlich correcten, aber allzu rhetorischen Sprache geschrieben. Unter den lateinischen Fabelsammlungen des Mittelalters ist die des sogenannten Romulus, 80 Fabeln in Prosa in 4 Büchern, die reichhaltigste.

b. Caligula. 37—41.
c. Claudius. 41—54.

Wenn Tiberius nach einer nothwendigen Consequenz, die die Selbsterhaltung allen Despoten auferlegt, jeder freieren Geistesbestrebung den Krieg erklärte, so äußerte sich Caligula's Wahnsinn in launenhafter Inconsequenz, indem er bald früher verpönte freisinnige Schriften, wie die des Labienus, des Cremutius Cordus und Cassius Severus, wieder frei gab, bald gegen die griechischen und lateinischen Klassiker wüthete. Er dachte daran, Homers Gedichte zu vernichten; denn, meinte er, wenn Plato aus seinem Staate die Dichter habe verbannen wollen, warum sollte es ihm nicht erlaubt sein? Auch hätte nicht viel gefehlt, so würde er die Schriften und Bildnisse des Virgilius und Livius aus den öffentlichen Bibliotheken entfernt haben, jenen für einen talentlosen und ungelehrten, diesen für einen in der Erzählung schwatzhaften und nachlässigen Schriftsteller erklärend (Suet. Cal. 34). Die Wissenschaft der Rechtsgelehrten erklärte er für eine unnütze, da er ja allein das Gesetz sei und man bei ihm sich Raths erholen könne (Suet. Cal. 34). Den Rhetor Carrinas Secundus verbannte er, weil er eine Declamation gegen die Tyrannen gehalten hatte (Dio LIX, 20). Einen Atellanendichter ließ er eines zweideutigen Scherzes wegen mitten in dem Amphitheater verbrennen (Suet. Cal. 27). Er veranstaltete rhetorische Wettkämpfe in griechischer und lateinischer Sprache. Die Besiegten mußten aus eigenen Mitteln den Siegern die Preise reichen und ihnen Lobreden halten. Diejenigen, die am meisten mißfallen hatten, mußten ihre Schriften mit dem Schwamme oder der Zunge auslöschen, wenn sie es nicht vorzogen, mit Ruthenschlägen bestraft oder in den nächsten Fluß getaucht zu werden (Suet. Cal. 20). Caligula

war übrigens nicht ununterrichtet; doch hatte er weniger eine wissenschaftliche Bildung, als eine große Fertigkeit im Reden. Gedanken und Worte standen ihm in reicher Fülle zu Gebote, wenn er im Zorne gegen Jemanden losfuhr, und seine Stimme ward dann weit gehört. Ein milder und zierlicher Stil war ihm zuwider. Treffend ist sein Urtheil über Seneca, von dem er sagte, daß er reine rhetorische Schaustücke verfertige und daß er Sand ohne Kalk sei (commissiones meras componere et arenam esse sine calce; Suet. Cal. 53).

Claudius, ein unglückseliges Geschöpf, von dem seine eigene Mutter zu sagen pflegte, daß er, eine menschliche Mißgeburt, von der Natur nur angefangen und nicht fertig geschaffen sei (Suet. Claud. 3), war doch bei seinem beschränkten Geiste ein Freund gelehrter Studien und versuchte sich selbst als Schriftsteller. Seine Lehrer waren Sulpicius Flaccus und der Stoiker Athenodorus (Suet. Claud. 4, 41). Auf Anrathen des T. Livius und mit Unterstützung des Sulpicius Flaccus machte er sich an historische Arbeiten. Er fing mit einer Geschichte der bürgerlichen Unruhen nach Cäsars Tode an, fühlte aber bald, daß es ihm nicht werde gestattet sein, sich frei und wahr über die damaligen Verhältnisse zu äußern; daher blieb das Werk auf zwei Bücher beschränkt. Weitläufiger war das Geschichtswerk, das die spätere Zeit, von der Wiederherstellung des bürgerlichen Friedens an, in 41 Büchern behandelte. Auch eine Selbstbiographie in 8 Büchern hat er verfaßt, von der Sueton sagt (Claud. 41), daß sie mehr von seiner Einfalt, als von Mangel an Eleganz zeuge (magis inepte quam ineleganter). Hingegen war seine Vertheidigung des Cicero gegen Asinius Pollio nicht ohne Gelehrsamkeit (Suet. ib.). Noch als Privatmann beschäftigte er sich viel mit Grammatik und bereicherte das lateinische Alphabet mit drei neuen Buchstaben, deren Annahme er als Kaiser ohne Schwierigkeiten durchsetzte. Sie erhielten sich auch nach seinem Tode noch eine Zeit lang (Suet. ib.). Als ein leidenschaftlicher Würfelspieler hat er auch ein Buch über die Kunst des Würfelspiels verfaßt (Suet. Claud. 33). Des Griechischen war Claudius sehr kundig, und er that sich nicht wenig auf die Kenntniß desselben zu Gute.

In griechischer Sprache hat er zwei Werke geschrieben: 20 Bücher tyrrhenischer und 8 Bücher karthagischer Geschichte (Suet. Claud. 42). Von der Art seiner Beredtsamkeit ist uns eine Probe in zwei, zu Lyon 1529 ausgegrabenen ehernen Tafeln erhalten, Bruchstücke seiner Rede über das den Galliern zu ertheilende Bürgerrecht, die Tacitus Annal. XI, 24, ihrem Inhalte nach wiedergegeben hat. Uebrigens bemerkt Tacitus (Annal. XIII, 3), daß, wenn er vorbereitet sprach, es ihm nicht an Eleganz gefehlt habe. Daß Claudius ein Freund von Recitationen gewesen, erfahren wir aus Plinius (Ep. VIII, 12).

In den siebzehn Jahren der Regierungszeit beider Kaiser scheint sich die literarische Thätigkeit, die die systematische Verfolgung des Tiberius gelähmt hatte, wieder etwas mehr gehoben zu haben. Es ist ein regeres Leben in der Literatur bemerkbar, und die meisten Schriftsteller, deren Blüthe in die Zeit des Nero und später fällt, erhielten in dieser Zeit ihre Bildung und versuchten sich theilweise schon in eigenen Arbeiten, wie namentlich Seneca. Während die historische Wissenschaft zurücktritt, scheint für die Philosophie, die Beredtsamkeit und die realen Wissenschaften ein neuer Eifer erwacht zu sein. Die Poesie fand nur einen würdigen Vertreter.

Für eine freisinnige Geschichtschreibung war die Zeit noch immer ungünstig. Der einzige Historiker von Bedeutung war der Consular M. Servilius Nonianus, den Plinius (h. n. XXVIII, 2, 5) ehrend als Princeps civitatis bezeichnet. Tacitus (Ann. XIV, 9) rühmt ihn als einen Mann von feiner Lebensweise, der sich lange auf dem Forum bewegt und dann sich durch die Abfassung einer römischen Geschichte berühmt gemacht habe. Quintilian, der ihn noch gehört hat, führt sein treffendes Urtheil über Sallust und Livius an: Beide seien einander mehr gleich, als ähnlich (pares eos magis quam similes). Er schildert ihn als einen Mann von anerkanntem Talent, der in seinen historischen Schriften gedankenreich, aber weniger gedrängt, als es die Würde der Geschichte verlangt, gewesen sei (X, 1, 102). Er scheint hiernach mit zu viel Rhetorik Geschichte geschrieben zu haben. Sein Tod fällt,

gleichzeitig mit dem des Domitius Afer, in das Jahr 60 (Tac. Ann. XIV, 9).

Die Philosophie des Cicero fand wegen ihrer meist formellen, für das Leben unpraktischen Richtung keine Beachtung in der Monarchie. Dafür waren Cato, der den Tod der Knechtschaft vorzog, und Brutus, der seinen Freund Cäsar der Freiheit geopfert hatte, beide Stoiker, die Ideale aller edelen Männer, die unter dem Drucke der Tyrannen litten. Das Gemüth suchte in der Mystik der Pythagoreer und in fremden Superstitionen eine Befriedigung, die ihm die Staatsreligion nicht geben konnte Während die Stoiker dem Bestehenden feindlich gegenübertraten und selbst oft durch Trotz die Verfolgung herausforderten, zogen sich die Anhänger mystischer Philosophie von der Welt zurück, in strenger Askese den Gegensatz zu der in grobe Sinnlichkeit versunkenen Welt darstellend. Eine Vermittlung beider Richtungen scheint die Secte der beiden Sextii erstrebt zu haben. Die Wirksamkeit des Vaters, Q. Sextius, der einige Zeit in Athen gelebt hat, fällt noch in die Zeit des Augustus. Seneca charakterisirt ihn als einen strengen Mann, dessen Philosophie in griechischen Worten römische Sitten lehrte (Sextium, virum acrem, Graecis verbis, Romanis moribus philosophantem; Ep. 59), und nennt ihn einen Stoiker, wenn man es auch leugne (Ep. 64). Sextius pflegte zu sagen, daß Jupiter selbst nicht mehr vermöge, als ein guter Mensch (solebat Sextius dicere, Jovem plus non posse quam bonum virum; Ep. 73). Der Secte der Sextii schlossen sich an: der Grammatiker L. Crassitius (Suet. Gramm. 18), Cornelius Celsus, der nicht ohne Schmuck und Glanz schrieb, wie Quintilian sagt (X, 1, 124), und Papirius Fabianus, früher als Rhetor Schüler und Nachahmer des Arellius Fuscus, dann aber als Verfasser zahlreicher philosophischer Schriften, unter denen Seneca (Ep. 100) Libri civilium anführt, einen eigenen Weg verfolgend, das Schroffe und Dunkle der Darstellung dem gewöhnlichen Redeschmuck vorziehend (Sen. Contr. II, praef.). So schnell sich die Secte der Sextier Anhänger verschafft hatte, so schnell verschwand sie auch wieder (Sen. Quaest. nat. VII, 32). Ebenso vorübergehend war die

Wirksamkeit des Attalus und Sotion, beide, wie die Sextii auf ein enthaltsames Leben dringend (Sen. Ep. 100), und des Demetrius, eines Stoikers, den Seneca dem Sokrates, Chrysippus und Zeno zur Seite stellt und von dem er sagt: „Die Natur scheint ihn gerade zu unserer Zeit geschaffen zu haben, um zu zeigen, daß er von uns nicht verdorben, wir aber von ihm nicht erworben werden können" (nec illum a nobis corrumpi, nec nos ab illo corripi posse; de benef. VII, 8). In solcher Umgebung bildeten sich die Philosophen Seneca und Musonius Rufus, die Dichter Persius und Lucanus, die Staatsmänner Thrasea Pätus und Helvidius Priscus.

Auch die Beredtsamkeit scheint einen neuen Aufschwung genommen zu haben, wenn sie sich auch nur auf die Schule oder die untergeordnete forensische Praxis beschränkte. Quintilian nennt als die besten Redner, die er selbst noch in seiner Jugend gehört hat, den Domitius Afer, gestorben im Jahr 60, und Julius Africanus; jener näherte sich in Stil und Ausdruck mehr den älteren Mustern, während dieser der künstlichen Manier der Späteren huldigte. Neben ihnen werden mit Auszeichnung genannt: Crispus Passienus, der Gemahl der Agrippina, die später Claudius heirathete, und dessen Vater schon der Rhetor Seneca als Redner rühmt; der junge Galerius Trachalus, der nach Quintilian das Beste erstrebt, doch erst im Sprechen seine volle Wirkung geübt hat; Vibius Priscus, ein berüchtigter Angeber, wie Tacitus sagt (Hist. II, 10), seines Vermögens, Einflusses und Talentes wegen mehr unter die Berühmten, als unter die Guten zu zählen, doch als Redner von Quintilian wegen seiner anmuthigen und ergötzlichen Art der Darstellung gerühmt; und Julius Secundus, der, wenn er länger gelebt hätte, sich auch bei der Nachwelt einen gefeierten Namen als Redner erworben haben würde (Quint. X, 1, 118). — Eine kurze Charakteristik dieser Redner giebt Quintilian (XII, 10, 11), an Seneca die Fülle, an Julius Africanus die Kraft, an Afer die Reife, an Crispus die Anmuth, an Trachalus den tönenden Vortrag und an Secundus die Eleganz rühmend.

Neben den rhetorischen Studien wurden auch die gram-

matischen mit Eifer betrieben, wie eine Reihe ausgezeichneter Grammatiker beweist. M. Pomponius Marcellus, schon unter Tiberius, war ein strenger Kritiker des echt lateinischen Ausdruckes (Suet. gramm. 22). — Q. Remmius Fannius Palämon aus Vicentia hatte als Kind einer Sklavin anfänglich das Weberhandwerk gelernt und dann sich, da er den Sohn seines Herrn in die Schulen zu begleiten pflegte, eine wissenschaftliche Bildung angeeignet. Er lehrte später in Rom mit solchem Beifalle, daß er die erste Stelle unter den grammatischen Lehrern einnahm, wiewohl sein unordentlicher Lebenswandel die beiden Kaiser Tiberius und Claudius zu der Aeußerung veranlaßte, daß man Niemandem weniger als ihm Knaben und Jünglinge zum Unterrichte anvertrauen sollte. Doch fesselte er seine Zuhörer theils durch sein außerordentliches Sachgedächtniß, theils durch die Leichtigkeit seines Vortrages. Persius und Quintilian waren seine Schüler. Er extemporirte und schrieb auch Gedichte in verschiedenen, oft ungewöhnlichen Versmaßen. Seine Anmaßung war so groß, daß er Varro tief unter sich setzte und von sich rühmte, mit ihm sei die Wissenschaft geboren und mit ihm werde sie sterben; auf ihn, den Kritiker aller Dichter, habe Virgil weissagend hingedeutet, indem er in Eclog. III einen Palämon zum Schiedsrichter zwischen den Sängern gemacht habe. Auch erzählte er, daß ihn einst Räuber, als sie seinen berühmten Namen gehört, verschont haben. Seine bedeutenden Einkünfte, die er theils aus seiner Schule, theils aus seinen Besitzungen und industriellen Unternehmungen zog, reichten doch nicht für seinen Aufwand aus (Suet. gramm. 23). Eine Ars grammatica und eine Schrift Differentiae sermonum sind noch unter seinem Namen vorhanden. Das Gedicht de ponderibus et mensuris wird ihm mit Unrecht beigelegt. — Q. Asconius Pedianus, wahrscheinlich zu Padua im Jahre 5 n. Chr. geboren, schrieb während der Regierung des Claudius und später seine Commentare über Cicero's Reden, wovon noch einzelne Ueberreste vorhanden sind. Auch eine Vita Sallustii wird von ihm erwähnt. Nach der Nachricht des Hieronymus erblindete er in seinem 70. Jahre und starb, 87, 82 Jahre alt. — M. Valerius Probus

aus Berytus, bewarb sich lange vergebens um die Stelle eines Centurio, bis er sich aus Ueberdruß zu den Studien wandte. Er hatte in der Provinz, wo noch das Andenken an die Alten nicht gänzlich wie in Rom erloschen war, bei einem Grammatisten einige alte Schriften gelesen und faßte eine solche Vorliebe für die archaistische Literatur, daß er, unbekümmert um die Verachtung, in der ein so uneinträgliches Studium stand, viele Schriften der Art sammelte, verbesserte und mit Anmerkungen versah. Er hielt nicht eine eigene Schule, sondern schaarte einzelne Liebhaber um sich, mit denen er die alten Schriften las. Seine didaktische Thätigkeit erstreckte sich bis nach Nero's Zeit. Er hat nur Weniges und Unbedeutendes herausgegeben, aber einen nicht unbeträchtlichen Vorrath von Bemerkungen über den alten Sprachgebrauch hinterlassen (Suet. gramm. 24). Gellius (I, 15; IV, 7) zählt ihn zu den ausgezeichnetsten Grammatikern. Es sind noch einige kleine grammatische Schriften, unter anderen ein Buch über die stenographischen Zeichen, de notis, vorhanden, die ihm beigelegt werden, doch wohl mit ebenso wenig Recht, wie die Ars minor Probi, die einen späteren Probus zum Verfasser hat und von der die Institutionum grammaticarum libri II einen dürftigen Auszug geben. Von seinem Commentaren zu Virgil hat sich Manches erhalten. — L. Annäus Cornutus aus Leptis in Africa, geboren 20 n. Chr., von Nero auf eine einsame Insel verbannt, der Lehrer und väterliche Freund des Dichters Persius, war nicht blos Grammatiker, sondern auch stoischer Philosoph und Tragödiendichter. Erwähnt werden von ihm Commentare über Terenz und Virgil. Eine Schrift de orthographia wird ihm ebenfalls beigelegt.

Die Werke praktischer Kenntnisse, die uns aus dieser Zeit erhalten sind, zeugen von ernstem Studium und echter Wissenschaftlichkeit.

Das medicinische Werk de re medica libri VIII des A. Cornelius Celsus, dessen Tod wahrscheinlich in die erste Regierungszeit des Caligula fällt, bildete einen Theil einer Encyclopädie de artibus in 20 Büchern, die außer der Arzneikunde (lib. VI — XIV) noch die Philosophie, Rhetorik,

Landwirthschaft und Kriegswissenschaft umfaßte (Quinct. XII, 11, 24; Colum. I, 1, 12). Die allein noch vorhandene medicinische Schrift behandelt B. I—II die Diätetik, B. III—IV die Pathologie, B. V—VI die Therapie und B. VII—VIII die Chirurgie. Der Verfasser hat größtentheils aus griechischen Quellen, aus Hippokrates, Asklepiades u. A., aber auch, besonders in dem chirurgischen Theile, aus eigener Erfahrung geschöpft. Seine Sprache zeichnet sich durch klassische Reinheit und Eleganz aus, daher man ihn den Cicero der Aerzte genannt hat. — Scribonius Largus Designatianus, der den Kaiser Claudius als Arzt nach Britannien begleitete, 43, schrieb ein Buch über die Bereitung der Arzeneimittel (de compositione medicamentorum), nach Nicander und anderen Griechen, in einer sehr unvollkommenen Sprache.

Das ökonomische Werk des Columella, de re rustica libri XII, ist ein vollständiges, mit Liebe für das Landleben und praktischer Kenntniß verfaßtes Lehrbuch der gesammten Landwirthschaft. L. Junius Moderatus Columella, aus Gades in Spanien, lebte zur Zeit des Claudius. Er scheint, wie der Name Columella andeutet, in einem untergeordneten Dienstverhältnisse einer großen Landwirthschaft vorgestanden zu haben; doch war er nicht blos ein praktischer, sondern auch ein denkender und wissenschaftlich gebildeter Landwirth. Er hat alle, die vor ihm über die Landwirthschaft geschrieben haben, gekannt und benutzt (I, 1, 12). Als seine nächsten Vorgänger nennt er seine Zeitgenossen Cornelius Celsus, Julius Atticus nnd Julius Gräcinus, der über den Weinbau geschrieben hat. In seinem erschöpfenden und gründlichen Lehrbuche spricht Columella zuerst von dem Nutzen und den Annehmlichkeiten des Landbaues im Allgemeinen und handelt dann vom Feldbau, vom Weinbau, von der Baumzucht, von der Zucht der Hausthiere, von der Anlage der Gärten, von den Pflichten und besonderen ökonomischen Beschäftigungen des Landmannes. Das zehnte Buch, de cultu hortorum, hat er in Hexametern geschrieben, um, wie er selber bemerkt, den Theil, den Virgil in seinen Georgicis übergangen und den nachfolgenden Sängern zu beschreiben überlassen hat (Georg. IV, 147),

zu ergänzen. Aus einer verlorenen früheren Schrift des Columella ist noch das Buch de arboribus vorhanden. Die Sprache des Columella ist correct und fließend, doch rhetorisch geschmückt; das poetische zehnte Buch zeugt von technischer Gewandtheit in der Behandlung des Verses, doch von geringem dichterischen Geiste.

Die allgemeine Geographie des Pomponius Mela, de situ orbis libri III, ist das einzige geographische Lehrbuch, das die römische Literatur aufzuweisen hat, außer der geographischen und ethnographischen Uebersicht, die Plinius in seiner Naturgeschichte (III—VI) giebt. Ueber des Verfassers Lebensumstände wissen wir nur aus seiner Schrift selbst, daß er ein Spanier gewesen aus einem Orte Tingentera oder Cingentera am herculischen Meerbusen unweit von Carteja (II, 6), und aus der Stelle III, 6, worin es heißt, daß der größte der Kaiser das so lange verschlossene Britannien eröffne und daß er, der Sieger nicht nur vor ihm unbezwungener, sondern selbst unbekannter Völker, die Erwartung seiner kriegerischen Tüchtigkeit durch einen Triumph bestätigen werde, geht hervor, daß die Abfassung der Schrift kurz vor oder in das Jahr 44 fällt, in welchem Claudius seinen Triumph über die Briten feierte. Zugleich erkennen wir aus der höfischen Huldigung, die er hiermit dem Kaiser darbringt, daß er in einem gewissen abhängigen Verhältnisse zu Claudius gestanden habe. Seine übersichtliche Erdbeschreibung hat Mela ohne Selbstanschauung und ohne sonderliches kritisches Talent aus verschiedenen Quellen zusammengetragen; daher er manche Irrthümer und Märchen früherer Geographen gläubig wiederholt. Die Methode ist die der griechischen περίπλοι, indem er von einem Küstenpunkte aus die Reise um die damals bekannte Welt macht, bis er zu demselben Punkte wieder zurückkommt. Nach einer allgemeinen Betrachtung der drei Erdtheile beschreibt er in den beiden ersten Büchern die um das Mittelmeer und den Pontus euxinus herumliegenden Länder und zwar zuerst die Küstenländer von Africa, dann Aegypten, Arabien, Syrien, Phönicien, Kleinasien (I), das europäische Scythien, Thracien, Macedonien Griechenland, Illyrien, Italien, die südlichen Küsten von Gallien und

Hispanien (II). Im dritten Buche durchwandert er die Länder des Oceans: von der westlichen und nördlichen Küste Hispaniens und Galliens ausgehend, beschreibt er Germanien, Sarmatien, das äußerste Scythien, die Länder des caspischen Meeres und des östlichen Oceans, Indien, Persien, das südliche Arabien und über Aethiopien und die Westküste Africa's kommt er wieder zu dem Ausgangspunkte zurück. Die Darstellung ist bei ihrer gedrängten Kürze doch lebendig und durch eingestreute Schilderungen anziehend; die Sprache trägt den rhetorischen Charakter der Zeit.

Die Poesie scheint mehr in den Hintergrund getreten zu sein, vielleicht weil die beiden Kaiser wenig Neigung zu ihr zeigten. Der namhafteste Dichter dieser Zeit ist Publius (Tac. Ann. XI, 13; Lucius, Tac. Ann. XII, 27) Pomponius Secundus, als Staatsmann, Feldherr und Dichter ausgezeichnet; ein Mann von feinen Sitten und großem Talente, wie Tacitus sagt (Annal. V, 8). Nach dem Sturze des Sejanus, 31, ward er von Considius Proculus angeklagt, dem Aelius Gallus, einem Anhänger des Sejan, eine Zuflucht in seinen Gärten gewährt zu haben (Tac. Ann. V, 8). Er entging dem Tode dadurch, daß sein Bruder Quintus Pomponius ihn in seine Haft nahm und zwei Jahre später den Proculus des Majestätsverbrechens anklagte, worauf dieser hingerichtet wurde (Tac. Ann. VI, 18). Sieben Jahre blieb Pomponius in Haft, bis ihn Caligula frei ließ. Im Jahr 40 war er Consul. Im Jahre 47 rügte der Kaiser Claudius als Censor den Theaterunfug des Volkes, das gegen den Consularen und Bühnendichter Pomponius Schmähungen ausgestoßen hatte (Tac. Ann. XI, 13). Er kämpfte, 50, als Legat glücklich gegen die Catten und befreite einige Römer, die noch seit der 40 Jahre früher erlittenen Niederlage unter Quintilius Varus in Gefangenschaft schmachteten. Ihm wurde die Ehre eines Triumphs zuerkannt, der, wie Tacitus bemerkt (Ann. XII, 28), nur einen mäßigen Theil beitrug, ihn bei der Nachwelt, in der er durch den Ruhm seiner Dichtungen hervorglänzt, berühmt zu machen. Man setzt seinen Tod in das Jahr 60. — Pomponius war der beste Tragiker der Kai=

ſerzeit (Dial. de or. 13) und zugleich der letzte, der für die Bühne schrieb. Quintilian (X, 1, 98) erklärt ihn für den vorzüglichsten aller Dichter, die er gekannt, und bemerkt, daß ältere Personen ihn zwar für zu wenig tragisch gehalten, doch ihm den Vorzug einer gebildeten und glänzenden Sprache willig zuerkannt haben. Er hielt, wie aus dem Streite mit Seneca, dessen Quintilian erwähnt (VIII, 3, 31), hervorgeht, streng auf den echt lateinischen Ausdruck und, wie Plinius erzählt (Ep. VII, 17), pflegte er, wenn ein vertrauter Freund etwas entfernt wissen wollte, was er selbst beizubehalten für Recht fand, zu sagen: „Ich berufe mich auf das Volk." — Seine Lebensgeschichte hat sein Freund, der ältere Plinius, in zwei Büchern verfaßt (Plin. Epist. III, 5).

d. Nero. 54—68.

Nero's Erziehung war eine verfehlte, trotz dem, daß ihm schon in seinem zwölften Jahre der Philosoph Seneca zum Lehrer gegeben wurde (Suet. Ner. 7). Von dem Studium der Philosophie zog ihn seine Mutter ab, weil sie meinte, die Philosophie sei einem künftigen Kaiser nur schädlich, und von der Kenntniß der alten Redner Seneca, damit er selbst ihn um so länger fessele (Suet. Ner. 52). Für Künste scheint er eine angeborene Neigung und auch kein geringes Talent besessen zu haben. Schon in seinen Knabenjahren legte sich sein lebhafter Geist bald auf diese, bald auf jene Kunst. Er arbeitete mit dem Grabstichel, malte, sang, übte sich im Reiten und gab auch Proben, daß ihm die Grundlehren der Dichtkunst nicht unbekannt seien (Tac. Ann. XIII, 3). Seine Eitelkeit trieb ihn, auch als Kaiser seine Geschicklichkeit in diesen Künsten öffentlich geltend zu machen. Ein gründliches Wissen ging ihm jedoch ab, indem er, wie Sueton bemerkt (Ner. 52), sich mit allen liberalen Disciplinen nur oberflächlich beschäftigte. Das Dichten ward ihm leicht und wenn Tacitus (Ann. XIV, 16) ihn beschuldigt, daß er nur mit der Hülfe Anderer seine Gedichte zu Stande gebracht habe, so widerspricht dem ausdrücklich Sueton (Ner. 52). Er schrieb unter Anderem ein Epos Troica, wovon sich noch unbedeutende Bruchstücke erhalten haben. Seine

Gedichte recitirte er sowohl zu Hause, als auch im Theater. Ebenso declamirte er öfter öffentlich, wiewohl er seine Reden nicht ohne den Beistand Seneca's verfaßt haben soll, so die, welche er zum Lobe des Claudius bei dessen Leichenbegängnisse hielt, wobei die älteren Zuhörer die Bemerkung machten, daß er der erste Kaiser sei, der fremder Beredtsamkeit bedürfe (Tac. Ann. XIII, 3). Auffallend ist es, daß Nero Tadel und Schmähungen Anderer gegen alle Erwartung geduldig hinnahm und besonders milde gegen diejenigen verfuhr, die ihn durch Reden oder Gedichte gereizt hatten. Verfassern von Pasquillen spürte er niemals nach, und als Angeber einige dem Senate namhaft machten, verbot er ausdrücklich, sie streng zu bestrafen. Den Cyniker Isidorus, der ihn auf offener Straße geschmäht, und den Atellanenschauspieler Datus, der ihn im Theater deutlich als den Mörder des Claudius und der Agrippina bezeichnet hatte, wies er blos aus der Stadt und Italien (Suet. Ner. 39). In Folge der Verschwörung des Piso wurde er jedoch mißtrauischer und er übte eine strengere Censur gegen die Schriftsteller. Auf den Dichter Lucanus war er wegen seines Ruhmes eifersüchtig und verbot ihm daher seine Gedichte öffentlich zu recitiren (Tac. Ann. XV. 49). Den Tod hat sich Lucanus selbst durch die Theilnahme an der Verschwörung des Piso zugezogen. Der Redner Verginius und der Philosoph Musonius Rufus büßten bei derselben Gelegenheit ihre Beliebtheit bei der Jugend durch Verbannung (Tac. Ann. XV, 71). — Im Allgemeinen war die Regierung des Nero einer freieren literarischen Thätigkeit nicht im Wege und in der That ist auch eine größere Regsamkeit wie unter den vorigen Regierungen bemerkbar. Die bedeutendste Erscheinung ist Seneca, in welchem der Geist und der Geschmack der Zeit den vollkommensten Ausdruck gefunden hat.

1. L. Annäus Seneca.

Es giebt nichts Widersprechenderes, als die verschiedenen Urtheile, die über den Philosophen Seneca und seine literarischen Leistungen gefällt worden sind. Während ihn Einige als den Weisesten und Tugendhaftesten rühmen, ja unter die Heiligen

versetzen, sehen Andere in ihm den vollendetsten Heuchler, der, die Tugend im Munde führend, nur auf Vergrößerung seines Vermögens durch Wucher und Bedrückung bedacht gewesen sei, der durch Schmeicheleien sich die Gunst der Großen, durch gefällige Nachgiebigkeit den Beifall der Zeitgenossen erworben, der dem Nero, seinem Schüler, die Grundsätze eingeflößt habe, die ihn zum Abscheu der Welt gemacht, ja der selbst ihn zum Muttermorde getrieben haben soll. In ihm, dem Schriftsteller, fanden Einige das vollkommenste Muster, und in der That beherrschte er auch ganz die Literatur seiner Zeit. Doch verschwand der Nimbus unmittelbar nach seinem Tode wieder und man sprach ihm ebenso unbedingt jedes literarische Verdienst ab, als man es ihm früher zuerkannt hatte. Er blieb in der Acht, bis das Christenthum ihn restituirte. Während im Mittelalter die anderen heidnischen Schriftsteller der Vergessenheit anheimfielen, hatte Seneca gleichsam ein canonisches Ansehen erlangt. Man erkannte in ihm den Christen und schöpfte aus seinen Schriften Belehrung und Erbauung. Als später Künste und Wissenschaften wieder erstanden, war Seneca einer derjenigen Schriftsteller, die den mächtigsten Einfluß auf ihre Entwicklung übten. Die tragische Bühne der Neueren knüpfte an ihn an. Die sogenannte klassische Tragödie der Franzosen ist ein Kind der senecaischen Muse, und für die tragischen Dichtungen der Spanier, der Italiener bis auf Alfieri hinab, der Deutschen von Andreas Gryphius und Lohenstein an bis auf die Zeiten Lessings, der Engländer bis auf ihren großen Shakespeare sind die Stücke Seneca's, nicht die Meisterwerke der griechischen Bühne, Muster und Vorbild gewesen. Noch bedeutender ist der Einfluß Seneca's auf die moral-philosophischen Werke, Erbauungsschriften und Predigten des Mittelalters und der neueren Zeit. Sein physikalisches Werk stand lange in einem hohen Ansehen und war eine Hauptquelle der naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Doch ist alles dieses gering gegen die Revolution, die er in der Denk- und Sprechweise des Alterthums bewirkt und wodurch er eben für die Folgezeit eine so große Bedeutung erlangt hat. Man könnte mit einem gewissen Rechte behaupten: wie Ovid der erste moderne Dichter, so ist Seneca

der erste moderne Prosaiker. Er hat mit dem Geiste des Alterthums völlig gebrochen. Ihm verschwindet das Nationale gegen das rein Menschliche; er ist kein Römer mehr, ja er tritt dem Römerthume, wie überhaupt der Welt als dem Inbegriff alles Schlechten, feindlich gegenüber und insofern hatte man nicht ganz Unrecht, ihn einen Christen zu nennen. Während der antike Schriftsteller durch die schöne Form auf den Geschmackssinn und dann erst auf das Gemüth des Lesers wirken will, geht Seneca von dem Grundsatze aus, daß das Herz unmittelbar zum Herzen sprechen müsse. Die schöne Form ist ihm daher gleichgültig; er zertrümmert sie, weil sie ihm keinen Werth mehr hat, und das stolze Gebäude oratorischer Perioden, das zwei Menschenalter vor ihm Cicero errichtet hatte, stürzt unter seinen Händen zusammen. „In der Literatur, sagt er, ist es besser auf den Inhalt zu sehen und darnach seine Sprache einzurichten. Frage: was und nicht wie du schreiben sollst, und auch das nicht in der Absicht zu schreiben, sondern deine Gefühle zu äußern" (de tranqu. an. I, 9). „An wessen Rede du ängstliche Sorgfalt und Feile bemerkest, von dem wisse, daß sein Geist ebenso auf Kleinlichkeiten gerichtet ist" (Ep. 115). So ist Seneca Schöpfer eines eigenen Stiles geworden, in dem der geistige Gehalt bedeutender ist, als die Kunst. Seine Sprache hat eine gewisse lebendige Unmittelbarkeit, die gegen die kalte Regelmäßigkeit der eigentlichen Klassiker wesentlich absticht, daher sie auch unter den Bewunderern des klassischen Stils so viele Gegner gefunden hat. Sie nähert sich mehr der modernen Art der Darstellung, so daß wir, wenn wir Seneca lesen, oft vergessen, daß wir einen Alten vor uns haben. Wo er aus vollem Herzen spricht, ist er wahrhaft hinreißend und erwärmend, oft erhaben und von unwiderstehlicher Wirkung; wo dies nicht der Fall ist, da wird er affectirt, schwülstig, Phrasen ersetzen die Gedanken und wir wenden uns mit Widerwillen von ihm ab. „Es ist schwer, sagt Bernhardy, diesen Ovid der Prosaiker gerecht zu beurtheilen, in solchem Gemisch von üppigem Talent und herzloser Eitelkeit, von spanischem Feuer und kühler Rhetorik die klare Grenze zwischen dem gemachten Wesen des Mannes und einer enthusiastischen,

zu den edelsten Zwecken berufenen Natur zu finden. Kein römischer Prosaiker schrieb mit mehr Geist und mit weniger Reinheit des Geschmackes, keiner mit solchem Bewußtsein seiner Kraft und Schwächen, um den Leser zu spannen und auf ihn durch alle Macht des Interessanten einzuwirken." — Diese Manier ist es, die ihn besonders den Franzosen befreundet hat. In Deutschland hat er sich mehr des Inhaltes als der sprachlichen Form wegen in früheren Zeiten viele Gönner erworben; in der neuesten Zeit ist er ganz in Schatten gestellt worden; man hat ihn aus den Schulen verdrängt und seinen Schriften eine nur stiefmütterliche wissenschaftliche Behandlung angedeihen lassen.

Fragen wir: worin liegen die Gründe der abweichenden Urtheile über den Mann und der wechselnden Gunst und Ungunst seiner Schriften: so ist die Antwort die: Seneca ist ein ausgezeichnetes Talent, aber kein Charakter. Er hat alle Eigenschaften, die zu einem großen Manne und einem großen Schriftsteller erfordert werden: er hat einen scharfen Verstand, ein umfassendes Wissen, eine lebhafte Phantasie, ein empfängliches Gemüth, einen edelen Willen, einen ausdauernden Fleiß, nur fehlt ihm der Charakter, d. h. er vermag nicht sein Handeln und sein Denken nach scharf ausgeprägten Grundsätzen zu bestimmen. Daher schwankt er im Leben beständig zwischen dem Weisen und dem Höfling und in seinen Schriften zwischen dem Philosophen und dem Rhetor; daher beherrscht er nicht seine Zeit, sondern diese beherrscht ihn; daher fehlt es auch seiner Philosophie an festen Principien und sie ist ein eklektisches Allerlei, in dem die Logik und Metaphysik keine besondere Stelle gefunden, die Ethik aber und die auf Ethik angewandte Physik eine populäre, nicht systematische Gestalt gewonnen hat. Dem entsprechend hat sich auch seine Sprache gestaltet nicht nach Principien, sondern nach augenblicklicher Eingebung als Ausdruck eines geistreichen, aber unmethodischen Kopfes und hat alle Vorzüge und Mängel, die eine extemporirte Rede an sich zu tragen pflegt. Seneca's Freunde haben seine Vorzüge, seine Feinde seine Fehler übertrieben.

L. Annäus Seneca, der Sohn des Rhetors M.

Annäus Seneca und der Helvia, war in Corduba in Spanien um das Jahr 2 n. Chr. geboren. Einen bedeutenden Einfluß auf seine Bildung scheint sein Vater gehabt zu haben, der ihn mehr auf praktische, als auf systematische Weise mit der Rhetorik und den berühmtesten Rhetoren der Griechen und Römer bekannt machte. In Rom beschäftigte ihn neben der Rhetorik auch die Philosophie. Eine lebendige Schilderung von sich und seinen Studien giebt er uns selbst Epist. 108. „Ich ergriff Alles mit großer Begeisterung, sagt er; aber wenn ich dann wieder in das wirkliche Leben zurückgeführt wurde, blieben mir von den guten Vorsätzen nur wenige.“ Vor Allen fühlte er sich zu dem Stoiker Attalus hingezogen. Er erschien ihm wie ein höheres Wesen, das über alle menschliche Größe erhaben sei. „Wenn er die Armuth empfahl, erzählt Seneca, und er zeigte, daß das, was das gewöhnliche Bedürfniß überschreite, eine überflüssige und für den Träger drückende Last sei, dann wünschte ich oft, die Schule verlassen und in Armuth leben zu können. Wenn er unsere Wollüste rügte, hingegen einen keuschen Leib, einen mäßigen Tisch, ein reines Gemüth lobte, dann beschloß ich allen Genüssen des Gaumens und des Leibes zu entsagen. Und Manches ist mir denn auch davon geblieben. Von der Zeit an verschmähe ich Austern und Trüffeln; von der Zeit an enthalte ich mich der Salben; von der Zeit an entbehrt mein Magen des Weines; von der Zeit an meide ich die warmen Bäder. Anderes, was ich damals verwarf, habe ich später wieder aufgenommen, doch so, daß ich in dem, dessen Enthaltung ich unterbrochen habe, ein Maß beobachte, das der Enthaltung ziemlich nahe kommt und deshalb um so schwerer ist, weil man weit eher eine Leidenschaft ganz aus der Seele verbannen, als ermäßigen kann.“ — Neben Attalus war es der Pythagoreer Sotion, der ihn besonders fesselte und ihn für ein streng ascetisches Leben einnahm. Auf seine Veranlassung enthielt er sich gänzlich der Fleischspeisen. „Nachdem ich, erzählt er, ein ganzes Jahr darin verharrt, wurde mir die Gewohnheit nicht nur leicht, sondern auch süß. Ich glaubte, mein Geist gewönne an größerer Beweglichkeit, und ich möchte noch heute nicht behaupten, daß es nicht so gewesen.“

Auf den Wunsch seines Vaters kehrte er ebenso leicht wieder zu der vorigen Lebensweise zurück.

Neben seinen Studien widmete sich Seneca auch dem Staatsdienste. Er wurde Quästor, aber um das Jahr 42 verbannte ihn der Kaiser Claudius auf die Insel Corsica, angeblich weil er bei den Ausschweifungen der Julia, der Tochter des Germanicus, betheiligt gewesen oder wenigstens darum gewußt habe (Schol. ad Juv. V, 109). Agrippina bewirkte gleich nach ihrer Vermählung mit Claudius, 50, seine Zurückberufung, um sich durch eine gute That dem Publicum, bei dem Seneca in hoher Achtung stand, zu empfehlen (Tac. Ann. XII, 8). Ihr verdankte er auch das Amt eines Prätors — später, im Jahre 58, wurde er auch Consul — und die Wahl zum Erzieher des jungen Nero, dessen Gemüthsart er gleich anfangs erkannt haben soll; doch hoffte er die angeborene Grausamkeit seines Zöglinges durch die Philosophie mildern zu können. Unter seinen vertrauten Freunden soll er sich jedoch öfter geäußert haben, er fürchte, die natürliche Wildheit des jungen Löwen werde wiederkehren, wenn er erst einmal Menschenblut gekostet hätte (Schol. ad Juv. l. c.). Der junge Kaiser zeigte seine Dankbarkeit gegen den Lehrer durch reiche Schenkungen von Geld und Gütern, die dieser noch durch Wucher vermehrt haben soll (Tac. Ann. XIII, 42). Von der Schuld, den Nero zur Ermordung seiner Mutter Agrippina angetrieben zu haben, kann er unbedenklich freigesprochen werden, nicht so von dem Vorwurfe, mehr als es einem stoischen Philosophen ziemte, Gefallen an einem glänzenden Leben gefunden zu haben. — Gegen 13 Jahre übte er nebst Burrus einen heilsamen Einfluß auf seinen Zögling. Mit Burrus Tode, 63, hörte auch Seneca's Macht über den Kaiser auf. Nach Tacitus (Ann. XIV, 52—56) gab den Gegnern des Philosophen der Luxus, den er in seinen herrlichen Gärten und prachtvollen Villen zeigte, Veranlassung, die Eifersucht des Kaisers zu erregen, als wenn er ihn, wie in Wissenschaft und Kunst, so auch in dem äußeren Glanze zu übertreffen suche. Gäbe er sich, fügten sie hinzu, noch länger seiner Leitung hin, so würde jede verdienstliche That nicht dem Kaiser, sondern seinem Führer zugeschrie-

ben werden; sei er doch der Schule schon entwachsen und könne auf eigenen Füßen stehen; daher möge er sich des Lehrers entäußern, zumal er an seinen eigenen Vorfahren die erhabensten Vorbilder habe, deren Beispiele er befolgen könne. — Seneca, dem die Intriguen seiner Feinde nicht unbekannt blieben, bat sich eine Unterredung von dem Kaiser aus, worin er ihn um die Entlassung aus seinem Amte ersuchte und ihm sein Vermögen zur Verfügung stellte. Nero nahm beides nicht an, weil man, wie er sagte, die Gründe nicht in der Mäßigung des Seneca und in seinem Wunsche nach Ruhe, sondern in der Habsucht des Kaisers und in der Furcht vor seiner Grausamkeit suchen würde. Er entließ ihn mit einer Umarmung und herzlichen Küssen. Seitdem hat Seneca nie mehr eine Unterredung mit Nero gehabt. Er brach allen Verkehr mit dem Hofe ab und zeigte sich selten in der Stadt, vorgebend, er sei leidend oder mit seinen Studien allzu sehr beschäftigt. Einige Versuche Nero's, Seneca heimlich aus dem Wege zu räumen, blieben erfolglos. Endlich gab ihm die Verschwörung des Piso den Vorwand, sich auch seines Lehrers ohne Scheu zu entledigen, 65. Der Kaiser ließ ihm ankündigen, daß er seinen Tod erwarte. „Nach dem Morde der Mutter und des Bruders, soll Seneca gesagt haben, bleibt ihm nur noch, auch den Tod des Lehrers und Erziehers hinzuzufügen.“ Seine Gemahlin Paulina verlangte mit ihm zu sterben. Seneca widerstrebte nicht. „Ich will dir, sagte er, ein solches Beispiel ehelicher Treue nicht mißgönnen. Sei auch unser Beider Standhaftigkeit im Erdulden des Todes gleich, so wird doch deinem Ende der größere Ruhm zu Theil werden.“ Er hatte sich die Adern öffnen lassen; da jedoch das Blut zu langsam floß, so ließ er sich, nachdem er vergeblich Gift genommen, in einem Dampfbade ersticken. Seiner Gemahlin wurden auf Befehl des Nero die Adern, die auch sie sich geöffnet hatte, wieder unterbunden und sie überlebte ihren Gatten noch wenige Jahre, durch die Bläſſe ihres Gesichtes, die ihr von dem Blutverluste geblieben war, Zeugniß ihrer Treue ablegend. Es hatte sich die Sage erhalten, daß von den Verschworenen beschlossen worden sei, wenn der Mord des Nero

geglückt wäre, auch den Piso zu tödten, um dann dem Seneca die Herrschaft, die er allein wegen seiner Tugend verdiene, zu übergeben (Tac. Ann. XV, 65).

Seneca kannte das Bedürfniß und den Geschmack seiner Zeit und wußte ihm entgegenzukommen. Dadurch beherrschte er die Literatur. Es war eine Reaction gegen das allgemeine Sittenverderbniß eingetreten. Man hatte den Willen zum Bessern zurückzukehren, aber nicht die Kraft, das Böse zu bekämpfen; man hatte Worte, aber keine Thaten. Die sittliche Umgestaltung sollte von der Philosophie im Bunde mit der Rhetorik ausgehen. Der Stoicismus empfahl Muth in Leiden und der Pythagoreismus lehrte Entbehrung gewohnter Genüsse und Zurückgezogenheit von der verderbten Welt. Beide waren geeignet, den wenigen trefflichen Männern, die sich von dem Strome des Verderbens nicht wollten fortreißen lassen, die Kraft zu einem passiven Widerstande zu verleihen; zu der Besserung der Gesellschaft konnten sie nichts beitragen. Seneca und mit ihm alle moralisirenden Schriftsteller seiner und der folgenden Zeit glaubten die Uebel heilen zu können, wenn sie sie in den grellsten Farben, die eine ausgebildete Rhetorik bot, darstellten und in schimmernden, geistreichen Sentenzen die Tugend empfahlen. Sie waren vortreffliche Sittenprediger, die die allgemeine Krankheit zur Erkenntniß brachten, aber die richtigen Mittel sie zu heilen nicht kannten. Sie verstanden es Abscheu vor dem Laster zu erregen, aber nicht die Thatkraft für das Gute zu erwecken, und die Folge war, daß eine sittliche Erschlaffung eintrat, wodurch endlich auch das Laster ebenso abgeschwächt wurde, wie die Tugend früher schon kraft- und machtlos geworden war Eine Idee, woran sich die Welt begeisterte, konnten sie nicht geben. Um Religion, Freiheit und Nationalgefühl hatte der römische Despotismus die Welt gebracht und es bedurfte ganz anderer Mittel, als sie den Philosophen, Rhetoren und Dichtern zu Gebote standen, um die gesunkene Menschheit wieder zu erheben.

Trotz dem bleibt Seneca das Verdienst, der geistreichste und originellste philosophische Schriftsteller der Römer zu sein. Ihm hatte die Philosophie nicht wie dem Cicero den formellen

Werth, die Römer denken und sprechen zu lehren, sondern sie sollte in das Leben eingreifen und es zum Bessern gestalten. Er reproducirte nicht die philosophischen Systeme der Griechen und schrieb nicht für die Schule, sondern für das Leben, das er in seinen verschiedensten Verhältnissen beobachtet hatte. Er ist ein meisterhafter Sittenmaler; sein Scharfsinn in der Auffassung und Beurtheilung der sittlichen Zustände ist oft überraschend, seine Menschenkenntniß eine bedeutende, seine Lebensklugheit eine bewährte, seine Empfindung frisch und lebendig, seine Phantasie reich und üppig, sein Wissen ein vielseitiges, wenn auch nicht tiefes, seine Sprache bei allen ihren Mängeln eine wirksame und zum Herzen dringende. Seine Lehren sind voll Feinheit und seine Sittensprüche nicht selten von imponirender Erhabenheit. Was ihn trotzdem hinderte, ein großer Schriftsteller zu werden, war, daß ihm die Energie fehlte mit seiner Stellung und seiner Zeit gänzlich zu brechen. „Er besaß, sagt Tacitus (Ann. XIII, 3), ein anmuthiges Talent, das er den Ohren seiner Zeitgenossen anzupassen wußte." Einem Höflinge des Claudius und Nero standen nur schöne Reden zu Gebote, und die Bewunderung seiner Mitwelt konnte er nur erlangen, wenn er ihrem Geschmacke huldigte. Und diesen Geschmack erkannte er selbst als einen verdorbenen. Sehr wahr sagt er (Ep. 114): „Wie das Leben, so die Rede der Menschen. Wenn die Zucht des Volkes geschwunden ist, wenn es sich der Weichlichkeit hingegeben hat, so ist die Weichlichkeit der Rede ein Beweis der allgemeinen Ueppigkeit. Der Geist trägt mit der Gesinnung dieselbe Farbe. Wie die Verschwendung in Gastmählern und Kleidung die Zeichen eines kranken Staates sind, so zeigt auch die Ungebundenheit der Rede, daß die Gesinnung, von der die Worte ausgehen, eine gesunkene ist. Und man darf sich nicht wundern, daß der Ungeschmack nicht blos bei dem schmutzigen Pöbel, sondern auch bei der feineren Klasse Aufnahme findet. Unterscheiden sich doch beide nur durch ihre Toga, nicht durch ihre Urtheile. Eher könnte man sich wundern, daß nicht blos das Fehlerhafte, sondern auch die Fehler selbst gelobt werden. Diese Fehler führt immer derjenige ein, der zu seiner Zeit die Beredtsamkeit beherrscht;

die Uebrigen ahmen sie nach und Einer überliefert sie dem Anderen."

Seneca's Zeitgenossen haben seine Vorzüge bewundert, aber Einzelne haben auch schon seine Fehler erkannt. Das Urtheil des Kaisers Caligula haben wir oben schon angeführt. Der Redner P. Suillius, ein Günstling des Claudius und unter Nero nicht ohne Zuthun des Seneca angeklagt, warf ihm vor, daß er, der sich in nutzlosen Studien und unter unwissenden Jünglingen bewege, auf diejenigen eifersüchtig sei, die ihre lebendige und unverdorbene Beredtsamkeit zum Schutze der Bürger üben (Tac. Ann. XIII, 42). — Die nächste Generation gewann ein richtigeres und unbefangeneres Urtheil über ihn. Quintilian (X, 1, 125) widerspricht der allgemeinen Meinung, daß er ihn durchaus verwerfe. Er habe nur bei seinem Streben, die verdorbene und an allerlei Fehlern leidende Redeweise wieder zu der strengeren Methode zurückzuführen, die jungen Leute, in deren Händen Seneca damals allein war, vor ihm gewarnt. Nicht habe er ihn gänzlich verdrängen, sondern nur nicht zugeben wollen, daß er den Besseren vorgezogen werde, die er unaufhörlich angriff, weil er, der sich seiner abweichenden Manier wohl bewußt war, nicht hoffen konnte, denen im Reden zu gefallen, welchen jene gefielen. „Man hatte mehr eine Vorliebe für ihn, als die Neigung ihm nachzuahmen und stand so tief unter ihm, als er unter den Alten; denn wohl wäre es zu wünschen, daß es Viele gebe, die diesem Manne gleich wären oder wenigstens nahe kämen. Es waren aber nur seine Fehler, die gefielen und die Jeder nachzubilden sich bestrebte, wodurch Seneca selber in übelen Ruf kam. Besaß er doch sonst viele große Vorzüge: ein leichtes und reiches Talent, vielen Fleiß, umfassende Kenntniß, wenn er auch zuweilen von denen, die er mit der Aufsuchung von Notizen beauftragt hatte, getäuscht wurde. Auch hat er sich in fast allen literarischen Fächern versucht; denn man hat von ihm auch Reden, Gedichte, Briefe und Gespräche. In der Philosophie fehlte es ihm an Gründlichkeit; doch war er Meister in der Rüge der Laster und seine Schriften enthalten viele herrliche Sentenzen und lesenswerthe Charakterschilderungen; aber sein Ausdruck ist

meist dem reinen Geschmacke zuwider und deshalb so äußerst verderblich, weil er von einschmeichelnden Fehlern strotzt. Wäre er nur in seiner Rede seinem Genius, und fremdem Urtheile gefolgt! Denn wenn er Einiges verworfen, wenn er nicht allzu viel erstrebt, wenn er nicht all das Seine schön gefunden, wenn er nicht die gewichtigsten Gedanken durch winzige Sätzchen ausgedrückt und so abgeschwächt hätte, so würde er vielmehr den übereinstimmenden Beifall der Gebildeten, als die Vorliebe der jungen Leute sich erworben haben. Aber auch so ist er bereits Erstarkten und in der strengen Redeweise Geübten zur Lectüre zu empfehlen, schon deshalb, weil er Gelegenheit giebt, das Urtheil an beiden Gattungen zu üben. Vieles ist, wie gesagt, an ihm zu loben, ja Vieles zu bewundern; nur muß man eine sorgfältige Auswahl zu treffen wissen, die er leider selbst nicht getroffen hat. Seine natürliche Anlage berechtigte ihn Besseres zu erstreben, als er wirklich erstrebt hat."

Eine leidenschaftliche Erbitterung geht aus den Urtheilen der alterthümelnden Schriftsteller der nächstfolgenden Zeit hervor. Seneca hatte sich auf das Bestimmteste gegen die philologische und grammatische Richtung erklärt. „Manche Lehrer, sagt er (Ep. 108), lehren, wie man mit Worten streiten, nicht wie man leben müsse; manche Schüler lernen, nicht um ihr Herz, sondern ihren Scharfsinn zu bilden, und so ist, was Philosophie war, Philologie geworden. Ein künftiger Grammatiker liest den Virgil nicht des Inhaltes, sondern der Worte wegen, und ganz anders erfaßt Cicero's Bücher vom Staat der Philologe, der Grammatiker und der Philosoph. Der Philologe macht sich Notizen von den darin vorkommenden römischen Alterthümern, der Grammatiker bemerkt sich die archaistischen und ungewöhnlichen Ausdrücke, die Bedeutung der Wörter, den Gebrauch der Redefiguren und dergleichen, indeß der Philosoph nur auf die moralischen Lehren, auf die herrlichen und ergreifenden Aussprüche, die man im Leben bald anwenden kann, sieht." — Kein Wunder daher, daß sich zur Zeit des Gellius Urtheile hören ließen, wie: „Seneca ist ein Schriftsteller, der durchaus keinen Nutzen gewährt und dessen Schriften in die Hand zu nehmen nicht der Mühe lohnt; seine

Sprache ist gemein und abgedroschen, seine Gedanken und Sentenzen theils fade und inhaltsleer, theils ohne Gewicht und in einer witzelnden Sprache ausgedrückt, seine Bildung eine hausbackene und plebejische. Er hat es nicht verstanden, von den Alten Ernst und Würde zu entlehnen." — Die noch am mildesten urtheilten, sprachen ihm zwar die Eleganz des Stiles ab, gestanden ihm jedoch Kenntnisse und einen sittlichen Ernst in der Rüge der Laster zu. Gellius selbst nimmt es ihm sehr übel, daß er Cicero tadelt, weil er Verse des Ennius schön gefunden (Gell. XII, 2). Mehr noch ereifert sich Fronto gegen ihn (p. 123): sein Stil, meint er, mache den Eindruck, wie wenn man ein Roß schnell dahintraben hört, und seine Rede bestehe aus Witzwörtchen, nicht aus Worten (dicteria potius quam dicta continere).

Desto mehr Bewunderer erwarb sich Seneca bei den christlichen Schriftstellern durch seine moralischen Sentenzen, die oft die überraschendste Uebereinstimmung mit Aussprüchen des Neuen Testamentes zeigen; daher die Sage ihn zum Christen und Freund des Apostel Paulus macht und der h. Hieronymus ihn in den Catalogus Sanctorum aufgenommen hat. Durch das ganze Mittelalter blieb Seneca einer der gelesensten Schriftsteller, und in der neueren Zeit waren besonders Montaigne und Lipsius seine Verehrer. Die Franzosen des 18. Jahrhunderts fanden sich besonders zu ihm hingezogen, weil die politischen Zustände und die literarischen Richtungen des damaligen Frankreichs in vielfacher Beziehung den römischen zur Zeit Seneca's ähnlich waren; Keiner aber hat ihn so hoch gestellt als Diderot in seinem Versuche über das Leben und die Schriften Seneca's.

Seneca's Philosophie war nicht Speculation, sondern Lebensweisheit. Die Philosophie ist ihm das Studium der Tugend durch die Tugend selbst. Ihre Frucht und ihr Lohn ist die Weisheit. Die verschiedenen Philosophen haben es versucht, die Philosophie verschieden einzutheilen; sie unterscheiden die Ethik, Physik, Dialektik u. dergl. Die Philosophie ist jedoch nur eine Wissenschaft; zu ihr gehört Alles, was auf die Sitten und die Bezähmung der Leidenschaften bezogen werden kann.

Spitzfindige Fragen, wie sie Xenophanes, Parmenides, Zenon der Eleat, Protagoras, Pyrrhon, die Eleaten und die Megariker aufgestellt haben, sind von keinem Nutzen und schaden nur der Wahrheit (Ep. 88, 89). — „Wer kann zweifeln, sagt er (Ep. 90), daß das Leben ein Geschenk der unsterblichen Götter, das gute Leben aber ein Geschenk der Philosophie ist? Sollten wir also der Philosophie um so viel mehr als den Göttern verdanken, als das gute Leben eine größere Wohlthat ist, denn das Leben überhaupt? Es würde der Fall sein, wenn nicht die Götter selbst uns die Philosophie geschenkt hätten, doch so, daß sie Niemandem die Kenntniß derselben, sondern Allen das Vermögen sie kennen zu lernen verliehen haben. Denn wenn sie auch die Philosophie zum Gemeingut gemacht hätten und wir als Weise geboren würden, so hätte die Weisheit das Beste an ihr eingebüßt, nämlich daß sie nicht zu den Glücksgütern gehört. Denn so ist ihr Köstliches und Herrliches eben das, daß sie nicht von Außen kommt, daß Jeder sie sich selber verdankt, daß sie uns nicht von einem Anderen wird. Ihr einziges Werk ist: das Wesen des Göttlichen und Menschlichen zu finden; von ihr ist die Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Gottesfurcht und jede andere Tugend, die alle unter einander verknüpft und verbunden sind, nicht getrennt. Sie lehrt die Götter verehren und die Menschen lieben, die Götter als Herren, die Menschen als Brüder betrachten." — Die echte Weisheit ist Entäußerung der Selbstsucht: „Niemand kann glücklich leben, der nur auf sich schaut und Alles auf seinen Vortheil bezieht. Du mußt deinem Nächsten leben, wenn du dir selbst leben willst" (Ep. 48). — Es ist natürlich, daß bei dieser Richtung, die Seneca der Philosophie giebt, er vorzugsweise die Ethik der Stoiker vor Augen haben mußte; doch sagt Diderot treffend: „Er ist nur Stoiker durch den Kopf, sein Herz führt ihn jeden Augenblick über die Schule des Zenon hinaus." Seneca mildert die Strenge der stoischen Ethik; er verwirft zwar die Lüste, aber nicht die Freuden des Lebens. „Die wahre Freude, sagt er (Ep. 59), kommt nur dem Weisen zu; sie ist das erhebende Gefühl der Tugend, die sich ihrer Macht und Trefflichkeit bewußt ist." — Daher steht auch sein

Stoicismus dem Epikurismus nicht feindlich gegenüber, sondern seine Philosophie ist eben der Versuch, beide zu vermitteln. „Befolge, schreibt er an Lucilius (Ep. 11), die Vorschrift Epikurs und wähle dir irgend einen guten Menschen, den du immer vor Augen habest, und lebe so, als wenn er dich in Obhut hätte; handle so, als wenn er dich sähe. Wähle dir Cato, oder, wenn er dir zu strenge scheint, wähle dir einen Mann von milderem Charakter, etwa Lälius; wähle dir einen solchen, dessen Leben und Aeußerungen dir am meisten zugesagt haben." — Nicht die Schulmeinung macht den Weisen, sondern das Leben. „Die Guten sind alle einander gleich; denn sie sind alle ein Theil Gottes" (Ep. 92).

Was ist aber Gott? „Gott ist, von dem Alles stammt, von dem Alles, was du hast und was du bist, kommt. Dein Besitzthum, groß oder klein, ist eine Gabe Gottes. Daß du entstehest, wächst, in voller Kraft blühest, abnimmst und stirbst, ist von Gott. Du sagst: die Natur verschafft mir dieses. Du weißt nicht, wenn du so sprichst, daß du Gott nur einen anderen Namen giebst. Denn was ist die Natur Anderes, als Gott und die göttliche Vernunft, die der ganzen Welt wie ihren Theilen innewohnt? So oft du willst, kannst du diesen Urheber von Allem, was wir unser nennen, mit einem anderen Namen bezeichnen. Du kannst ihn wie herkömmlich Jupiter den Besten und Größten heißen, den Donnerer, den Hersteller (stator), der nicht deshalb der Hersteller und Erhalter ist, weil er auf das gethane Gelübde des Romulus die Schlachtreihe der fliehenden Römer wieder hergestellt hat, sondern weil er Alles durch seine Gnade herstellt. Willst du ihn Schicksal nennen, so ist auch dieser Ausdruck nicht falsch. Denn da das Schicksal nichts Anderes ist, als die stetige Reihe der Ursachen, so ist jener ja die erste aller Ursachen, von der die übrigen abhängen. Du wirst ihm recht eigentlich jeden Namen beilegen können, der nur irgend eine Kraft und himmlische Wirkung bezeichnet. Ihm kommen so viele Benennungen zu, als er Verrichtungen hat. Ihn bezeichnen unsere Landsleute als Vater Liber, weil er der Erzeuger aller Dinge ist, als Hercules, weil seine Kraft unbesiegt ist, als Mercur, weil Vernunft und

Zahl und Ordnung und Wissenschaft ihm eigen sind. Wohin du dich wendest, wirst du Spuren seiner Gegenwart erblicken. Nichts giebt es, worin er nicht waltet; er erfüllt sein eigenes Werk. Daher, du undankbarster aller Sterblichen, behauptest du vergebens, daß du nicht Gott, sondern der Natur schuldest, da ja weder die Natur ohne Gott, noch Gott ohne die Natur ist. Beides ist dasselbe und von einander nicht getrennt. Hättest du irgend einen Freundschaftsdienst von Seneca erhalten und du sagtest, du wärest dem Annäus oder Lucius verpflichtet, so würdest du nicht einen anderen Wohlthäter, sondern einen anderen Namen angeben; denn es ist dieselbe Person, magst du sie mit ihrem Vornamen oder Stammnamen oder Beinamen bezeichnen. So auch nenne Gott Natur, Schicksal, Geschick, Alles ist nur ein anderer Namen für denselben Gott, der bald so, bald so seine Macht äußert. So sind ja auch Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit, Klugheit, Tapferkeit, Mäßigkeit Tugenden einer und derselben Seele. Hast du an einer von ihnen Gefallen, so hast du an der Seele selbst Gefallen" (de benef. IV, 7—8).

Von Gott kommen nicht blos die Güter, sondern auch die Uebel des Lebens. „Gott meint es wohl mit denen, die er mit der höchsten Tugend schmücken will, so oft er ihnen Stoff bietet, woran sie ihre Seelengröße und ihre Hochherzigkeit zeigen können. Hierbei muß er sie nothwendig in irgend eine schwierige Lage bringen. Den Steuermann erkennt man im Sturme, den Soldaten in der Schlacht. Woher kann ich wissen, wie viel Muth du der Armuth entgegenzusetzen hast, wenn du im Reichthum schwelgest? Woher kann ich wissen, wie viel Standhaftigkeit du in Schmach und Schande und öffentlicher Verachtung beweisest, wenn du unter Beifallsstürmen alt wirst, wenn dir eine unüberwindliche Gunst, vor der sich Alle beugen, folgt? Woher weiß ich, mit welchem Gleichmuth du den Verlust der Deinen tragen wirst, wenn du alle deine Kinder am Leben siehst? Ich habe dich Andere trösten hören; so hätte ich es selbst mit eigenen Augen gesehen, wie du dich getröstet, wie du dem Schmerze Einhalt gethan. Laßt euch also nicht von dem schrecken, womit die unsterblichen Götter

gleichsam die Seelen anstacheln. Das Unglück ist die Gelegenheit der Tugend. Diejenigen könnte Einer mit Recht Unglückliche nennen, die in allzu großem Glücke verdumpfen, die gleichsam eine träge Windstille auf dem ruhigen Meere zurückhält. Jeder Zufall wird sie als etwas Unerwartetes treffen. Das Schreckliche stürmt auf Unerfahrene nur heftiger ein; dem zarten Nacken ist das Joch schwer. Der Recrut erblaßt schon bei dem Gedanken einer Wunde; der Veteran sieht ohne Angst sein Blut fließen, denn er weiß, daß er oft nach blutigen Kämpfen gesiegt hat. Diejenigen also, welche Gott gefallen, welche er liebt, härtet er ab, prüft und übt er; diejenigen aber, die er mit Nachsicht zu behandeln, die er zu schonen scheint, läßt er unbeschützt vor künftigen Uebeln. Denn ihr irret, wenn ihr glaubet, es sei Einer ausgenommen. Auch dem lange Glücklichen wird sein Theil kommen. Wer ganz befreit scheint, dem ist nur Aufschub gegeben. — Warum sucht Gott gerade die Besten mit Krankheit und Trauer heim? Warum wird im Kriegslager gerade den Tapfersten der gefährlichste Auftrag ertheilt? Der Anführer schickt die Auserlesensten, aus einem nächtlichen Hinterhalte die Feinde anzugreifen, oder die Wege zu recognosciren, oder einen Posten aus seiner Stellung zu vertreiben. Niemand von den Ausziehenden sagt: „Der Feldherr thut nicht gut an mir!" sondern: „Er hat recht geurtheilt!" Ebenso mögen Alle, denen Leiden, die Furchtsame und Feige weinen machen, auferlegt worden sind, sagen: „Gott hat uns gewürdigt, an uns zu zeigen, wie viel die menschliche Natur in Leiden vermag!" (de provid. 4). — „Glaube die Stimme Gottes zu hören, die da spricht: Was beklaget ihr euch über mich, die ihr Gefallen an der Tugend findet? Die Anderen habe ich mit falschen Gütern umgeben; ich habe ihren eiteln Seelen gleichsam einen langen und trügerischen Traum vorgespiegelt; ich habe sie mit Gold, Silber und Elfenbein geschmückt, aber in ihrem Inneren ist nichts Gutes. Die ihr als die Glücklichen betrachtet, sie sind, wenn ihr nicht ihre Außenseite, sondern ihr Inneres gesehen haben werdet, voll Elend, Schmutz und Häßlichkeit, nur obenauf übermalt, wie die Wände ihrer Zimmer. Jenes ihr Glück ist kein festes und

wahres; es ist ein Tünchwerk und zwar ein sehr dünnes. So lange es hält und sie es nach Belieben sehen lassen können, glänzen und täuschen sie; tritt aber irgend ein Unfall ein, der jenes zerstört und abfallen läßt, dann wird sichtbar, wie fremder Schein ihre wahre innere Häßlichkeit verborgen hat. Euch habe ich sichere und dauernde Güter gegeben: das, was die Welt fürchtet, zu verachten, und was sie begehrt, zu verschmähen. Ihr glänzet nicht von Außen; euere Güter befinden sich im Inneren. Des Glückes nicht bedürfen, das ist euer Glück. Aber, sagt ihr, es trifft die Menschen so viel Trauriges, Schreckliches, schwer zu Ertragendes! Weil ich euch vor solchem nicht bewahren konnte, habe ich euere Seelen gegen alles dieses bewaffnet. Traget die Leiden mit Muth! Dadurch habt ihr einen Vorzug vor Gott. Dieser steht außer, ihr über den Leiden der Uebel. Verachtet die Armuth! Niemand lebt so arm, als er geboren wird. Verachtet den Schmerz! Entweder werdet ihr ihn lösen oder er euch. Verachtet das Geschick! Es hat kein Geschoß, euere Seelen zu verwunden Verachtet den Tod! Er bringt euch entweder das Ende oder ein besseres Leben" (ib. 6).

Der Tod ist aber keine Vernichtung. „Die menschliche Seele ist etwas Göttliches; sie wird nicht durch Raum und Zeit beschränkt. Ihr Vaterland ist, so weit das Universum reicht, und sie ist nicht in die Lebenszeit eingeschlossen. Alle Jahre, sagt sie, gehören mir! Mir sind die vergangenen Jahrhunderte nicht verborgen, und wenn jener Tag kommen wird, der die Mischung des Göttlichen und Menschlichen löst, werde ich den Körper da, wo ich ihn gefunden, zurücklassen, ich selbst aber werde mich den Göttern zurückgeben. Denn auch jetzt bin ich nicht ohne sie; nur daß mich die Last des Irdischen niederdrückt. Die Zeit dieses irdischen Lebens ist nur das Vorspiel eines besseren und längeren. Wie ein Kind im Mutterleibe zum Erdenleben sich vorbildet, so werden wir während dieses Zeitraumes, der von der Kindheit bis zum Greisenalter reicht, zu einer anderen Geburt vorbereitet. Unser wartet eine neue Entstehung, eine neue Ordnung der Dinge. Jetzt können wir nur den Himmel in weiter Entfernung schauen. Darum siehe

jener entscheidenden Stunde ohne Furcht entgegen; sie ist nicht die letzte für die Seele, sondern für den Körper. Was dich umgiebt, betrachte als das Gepäcke auf der Wanderschaft, das dir die Natur beim Eintritte gegeben und beim Austritte wieder abnimmt. Du darfst nicht mehr fortnehmen, als du mitgebracht hast; ja von dem, was du dir im Leben erworben, mußt du einen großen Theil wieder abgeben. Die Hülle, mit der du umkleidet warst, wird dir wieder ausgezogen. Jener Tag, den du als den letzten fürchtest, ist der Geburtstag der Ewigkeit. Lege die Last ab. Was zögerst du? Bist du nicht auch früher hinausgetreten, nachdem du den Mutterkörper, in dem du verborgen lagest, verlassen hattest? Du sträubtest dich und kämpftest entgegen und wurdest mit großer Anstrengung der Mutter hinausgestoßen. Auch jetzt stöhnst und klagst du. Dies Weinen ist eben das Zeichen, daß du geboren wirst. Aber damals durfte man es dir verzeihen. Du wurdest in eine dir unbekannte Welt hineinversetzt; den aus der warmen und weichen Hülle des Mutterleibes Entlassenen wehte eine freiere Luft an; die Berührung einer rauhen Hand that dir wehe; als ein zartes und unwissendes Kind tratest du in dir unbekannte Verhältnisse. Jetzt aber ist es dir nichts Neues, von dem getrennt zu werden, dessen Theil du warst. So laß denn gleichgültig die Glieder, die dir nichts mehr nützen, fahren und lege den Körper, den du so lange bewohnt hast, ab. Er wird getrennt von dir, begraben und aufgelöst werden. Was betrübst du dich? So pflegt es ja zu geschehen: die Hüllen der Geborenen gehen immer zu Grunde. Was liebst du sie als das Deine? Sie dienten dir ja blos zur Bedeckung. Es wird der Tag kommen, der dich aus dieser Hülle befreien, der dich aus dem dumpfen Kerker des Mutterleibes hinausführen wird. Jetzt schon erhebe dich, so viel du kannst, mit den Schwingen des Geistes aus demselben und trenne dich von Allem, was nicht zu deinem Wesen gehört; jetzt schon richte deine Gedanken auf etwas Höheres und Erhabeneres. Einst werden dir die Geheimnisse der Natur offenbar werden; das Dunkel wird schwinden und ein helles Licht dich von allen Seiten umgeben. Stelle dir vor, wie groß jener Glanz sein

wird, wo so viele Sterne ihr Licht mit einander vereinigen. Kein Schatten wird das Helle trüben; alle Seiten des Himmels werden gleichmäßig glänzen. Tag und Nacht wechseln blos in der untersten Luftregion. Dann wirst du gestehen, du habest in der Finsterniß gelebt, wenn du mit deinem ganzen Wesen das ganze Licht schauen wirst, das du jetzt nur durch die so engen Wege der Augen verdunkelt erblickst und doch, so weit es auch entfernt ist, bewunderst. Wie wird dir dann erst das göttliche Licht erscheinen, wenn du es an seinem Orte schauen wirst!" (Ep. 102).

Von den zahlreichen Schriften Seneca's sind uns noch einige Trostschreiben, eine Reihe von philosophischen und moralischen Abhandlungen, eine Sammlung Briefe, ein naturwissenschaftliches Werk und eine Spottschrift auf den Tod des Kaisers Claudius erhalten.

Kurz nach seiner Verbannung nach Corsica ist die treffliche Trostschrift an seine Mutter Helvia (de consolatione ad Helviam matrem liber) geschrieben. Er erinnert die um den Verbannten trauernde Mutter, daß es nicht das erste Unglück sei, das sie betroffen; andere Familienunfälle haben sie ja schon gelehrt, die Widerwärtigkeiten des Lebens zu ertragen, und in dem gegenwärtigen Falle dürfe sie sich um so weniger dem Schmerze hingeben, da er sich selbst ja nicht unglücklich fühle, weil er Trost in der Philosophie finde. Die Veränderung des Wohnortes sei kein Unglück. Viele verlassen aus verschiedenen Gründen ihr Vaterland, und die Geschichte erzählt von vielen Städtegründern, die sich freiwillig verbannt haben. Der Verbannte ist noch immer in der Welt; er befindet sich noch immer unter derselben Sonne, demselben Monde und denselben Sternen; ihn umgiebt dieselbe Natur. Er wird aus seiner gewohnten Häuslichkeit gerissen; aber der Tugend genügt die kleinste Hütte und den Luxus der Hauptstadt vermißt der Weise nicht. Die Armuth theilt der Verbannte mit Vielen, die nicht verbannt sind, und die Schmach erträgt sich leicht, wenn sie nicht verdient ist. Der Einwand, daß zwar jedes einzelne Ungemach, das den Verbannten trifft, leicht zu tragen sei, alle vereint aber schwer, gilt für den Weisen nicht, dessen

Geist die Tugend so gestählt hat, daß er von allen Seiten unverwundbar ist (1—13). — Nicht blos für ihn, auch für die Mutter sei seine Verbannung kein Unglück. Sie wäre es, wenn ihr in dem Sohne die Stütze genommen wäre. Allein sie habe selber immer so für ihre Kinder gesorgt, daß diese der Mutter, nie die Mutter ihrer bedurfte. Die Sehnsucht nach dem Verbannten dürfe sie ebenfalls nicht als Grund ihres Unglückes angeben. Auch er entbehre ja seiner Lieben; aber das ist die beste Mischung treuer Liebe und vernünftiger Fassung: die Sehnsucht empfinden und doch ihrer Meister werden. Haben ja andere römische Mütter Aehnliches standhaft ertragen. Er will sie nicht auffordern, sich durch Vergnügungen oder häusliche Beschäftigungen zu zerstreuen; das nützt nur für Augenblicke; besser, sie wende sich zu ernsten Studien, in die sie ihr Gatte, wenn auch nicht eingeweiht, doch eingeführt habe. Zudem habe sie noch ihre beiden anderen Söhne, die in Kindespflicht wetteifern werden. Die Anhänglichkeit der Beiden werde die Sehnsucht nach dem Einen mildern. Sie habe ihren liebenswürdigen Enkel, den kleinen Marcus, bei dessen Anblicke jede Traurigkeit schwinden müsse; sie habe ihre Novatilla, die jüngst ihre Mutter verloren und deren Erziehung ihr eine erwünschte Zerstreuung gewähren werde; sie habe endlich ihre Schwester, das treueste und liebevollste Herz. Wohl wisse er, daß dies Alles ihre Gedanken von ihm nicht abzuziehen vermöge; allein, denke sie an ihn, so möge sie ihn sich froh und heiter denken, als genösse er des vollkommensten Glückes. Und dieses genieße er auch, da sein Geist, aller Sorgen frei, sich nur mit sich beschäftige, bald sich mit leichten Studien erheiternd, bald in der Betrachtung seiner und des Universums Natur sich zu der Wahrheit erhebend, zu der er sich so hingezogen fühle. Habe er das Irdische durchwandert, so schwinge er sich zu dem Höchsten empor, wo er des herrlichsten Anblicks der göttlichen Dinge genieße und seiner eigenen Ewigkeit eingedenk zu Allem, was in allen Jahrhunderten gewesen ist und sein wird, dringe (14—17).

Ebenfalls aus der Zeit des Exils ist das **Trostschreiben** an den bekannten Freigelassenen und Günstling des Clau-

dius, Polybius, der den Verlust eines geliebten Bruders betrauerte (de consolatione ad Polybium liber). Die Schrift ist am Anfange verstümmelt und der Ausdruck im Uebermaße manierirt. Sie enthält manche Aeußerungen, die denen in anderen Schriften widersprechen, und plumpe Schmeicheleien gegen Claudius, von dem es unter Anderem heißt: er sei der allgemeine Trost der Menschheit (37) und seine Güte so groß, daß unter ihm die Verbannten ruhiger leben, als vor Kurzem unter Cajus die Fürsten (32). Man hat vielfach und vielleicht nicht ohne Grund an der Echtheit der Schrift gezweifelt.

Von größerem Werthe ist das Trostschreiben an Marcia, die Tochter des berühmten Geschichtschreibers Cremutius Cordus, über den Verlust eines Sohnes (de consolatione ad Marciam liber). Die Abfassung der Schrift fällt nach Seneca's Exil, doch noch unter Claudius' Regierung. Sie empfiehlt sich durch einen reichen Stoff und eine lebendige Darstellung, jedoch fehlt die übersichtliche Ordnung. Der Verfasser bezeichnet gleich am Anfange die Marcia als eine Frau von fast männlichem Geiste und einer bewährten Tugend, die sie den alten Musterbildern ähnlich mache. Er erinnert sie an den freiwilligen Tod ihres Vaters, den sie mit solcher Seelenstärke getragen; er führt ihr das Beispiel zweier erlauchter Frauen an, der Livia, die ihren Drusus, und der Octavia, die ihren Marcellus verloren, und ermahnt sie, ihrer Trauer ein Ziel zu setzen. Könnten Thränen das Geschick brechen, er würde mit ihr jammern und weinen; da aber Klagen den Todten nicht zurückbringen, so möge sie dem Schmerze, der sie aufreibt, widerstehen. Freilich ist die Sehnsucht nach den Unsern ein natürliches Gefühl. Aber die Vernunft heißt uns auch hierin Maß halten und dem Schmerze Einhalt thun, ehe noch die Zeit ihn heilt. Die hartnäckige Klage ist ein Auflehnen gegen die Natur und ein Zeichen der Selbstsucht. Hätten wir früher Anderer Unglücksfälle nicht gleichgültig angesehen, so würden wir bei dem Wechsel unseres Geschickes uns nicht für die einzigen Unglücklichen halten. Jede Gabe des Glückes ist nur geborgt; auch die Kinder sind schon durch ihre Geburt dem Tode verfallen. Wir bedauern den Verlust eines

Kindes, weil es uns noch keine Freude gewährt hat, oder weil wir noch größere von ihm erwartet haben. Im ersten Falle muß uns der Verlust um so erträglicher sein; im zweiten dürfen wir nicht über die entzogenen Freuden klagen, sondern müssen für die gewährten danken. Und Kinder gewähren Eltern immer Freude. War doch die Erziehung des Sohnes für die Marcia nicht eine Mühe, sondern ein Genuß; ja daß sie ihn nur besessen, daß sie ihn geliebt hat, war schon Genusses genug. Der Genuß konnte freilich länger und größer sein; doch immer besser ein kleiner und kurzer Genuß, als gar keiner. Jedes große Glück pflegt eben nicht lange zu dauern und selbst diejenigen, die die Welt die Glücklichen genannt hat, wie den L. Sulla, waren nicht frei von Schmerz, wie ja auch Sulla einen Sohn verloren hat. Das Geschick, das, wie Marcia meint, sie so hart behandelt habe, sei noch immer glimpflich mit ihr verfahren; sie besitze ja noch andere Kinder und Enkel. Freilich ist der Verlust eines so ausgezeichneten Kindes, wie ihr Sohn gewesen, schwer; schwer, doch nicht übermenschlich. Sie habe ja gewußt, daß sie ihn als einen Sterblichen geboren. Wenn Jemand einem Reisenden die Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten der Reise vorher beschreibt, so kann dieser, wenn er die Reise unternimmt und ihn Widerwärtigkeiten treffen, sich nicht beklagen: das habe ich nicht gewußt! Die Natur hat uns Allen vorausgesagt: Ich täusche Niemanden; wenn du Kinder auferziehest, so können sie gut oder schlecht werden; sie können dich überleben, oder du sie. Im Allgemeinen wissen wir ja, daß wir das Leben mit dem Guten und Schlimmen, das es hat, nehmen müssen, wie es eben kommt. Wir beweinen einen Todten, aber nicht einen Abwesenden; nun so mögen wir den Todten als einen Abwesenden betrachten, als einen, den wir auf Reisen geschickt haben und dem wir später nachfolgen werden. Ihm wird auf dieser Reise nichts Schlimmes widerfahren; denn die Schrecken der Unterwelt sind Fabeln der Dichter. Der Tod ist vielmehr eine Erlösung aller Schmerzen; er bringt den ewigen Frieden; er ist das Beste, das wir der Natur verdanken. Ein früher Tod ist oft ein Glück. Wie glücklicher wären

Pompejus, Cicero, Cato u. A. gewesen, wenn sie in dem Glanze ihres Ruhmes gestorben wären! Daher dürfe auch sie sich nicht beklagen, daß ihr der Sohn so früh entrissen worden. Zeigt ihr doch das Beispiel ihres eigenen Vaters, daß gerade die Tugendhaftesten den Angriffen der Bösen am meisten ausgesetzt seien. Deshalb ist am glücklichsten, wer gar nicht geboren; das nächste Glück aber ist, bald wieder aus den Stürmen des Lebens in den Hafen der Ruhe zu gelangen. Und nach diesem Jenseits haben sich immer die Weisen gesehnt, und darum pflegen auch die Besten nicht lange zu leben. Sie möge die Lebenszeit ihres Sohnes nach seinen Tugenden, nicht nach seinen Jahren messen; dann werde sie finden, daß er lange gelebt habe. Und wenn sie ihn suche, so möge sie ihn nicht an seinem Grabe, wo nur seine irdischen Ueberreste ruhen, zu finden glauben, sondern in jener himmlischen Wohnung, wo auch ihr Vater weilet und der, wie sie glauben möge, von dort ihr die Trostesworte zuruft: „Gräme dich nicht länger, meine Tochter; dein Sohn ist gut aufgehoben; er ist den Kämpfen und Gebrechen des Erdenlebens entrückt. Ihn lehre ich das Ewige und Dauernde kennen, und wenn einst der Tag kommt, der Alles vernichtet, um die Welt von neuem zu gestalten, so werden wir, die glücklichen Seelen, deren Loos die Ewigkeit ist, in die alten Urstoffe wieder zurückkehren. Preise, Marcia, deinen Sohn selig, der solches schon weiß."

Von den größeren moralischen Abhandlungen ist die über die Gnade an den Kaiser Nero (de clementia ad Neronem libri III) kurz nach dem Regierungsantritt desselben, als er sich noch der Leitung des Seneca und Burrus überließ und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, geschrieben. „Daß ich, sagt Seneca zu Anfang des zweiten Buches, an dich über die Gnade schreibe, dazu hat mich vor Allem ein Ausspruch von dir bewogen, den ich, wie ich mich wohl erinnere, nicht ohne Bewunderung gehört und Anderen mitgetheilt habe. Dein Präfect Burrus, ein vortrefflicher Mann und ganz für dich, den Herrscher, geschaffen, ersuchte dich einst um die schriftliche Bestätigung eines Todesurtheils zweier Räuber. Du verschobest immer wieder das Geschäft, bis er dich endlich zur Voll-

ziehung drängte. Als er widerwillig dir Widerwilligen die Schrift brachte und überreichte, riefest du aus: O wenn ich doch nicht schreiben gelernt hätte!" — Das erste Buch, das die Einleitung bildet, zeigt vorzüglich an dem Beispiele des Augustus, wie ein Fürst Gnade üben müsse; das zweite Buch, dessen Ende fehlt, handelt von dem Begriffe der Gnade, und das dritte Buch, das nicht mehr vorhanden ist, sollte zeigen, wie man sich diese Tugend aneigne und darin vervollkommne.

Als Seitenstück ist die Abhandlung über den Zorn zu betrachten (de ira ad Novatum libri III). Das erste Buch handelt von dem Wesen und den Wirkungen des Zornes, das zweite von den Ursachen und das dritte von den Mitteln gegen ihn.

Von größerer Ausführlichkeit ist die Schrift über die Wohlthaten (de beneficiis ad Aebucium Liberalem libri VII). Der Verfasser behandelt sein Thema fast bis zur Ermüdung ausführlich. Die vier ersten Bücher handeln von dem Begriff der Wohlthat und wie man Wohlthaten geben und empfangen müsse; die drei letzten beantworten einzelne Fragen, die in Betreff des Wohlthuns aufgeworfen werden können.

Außer diesen größeren Aufsätzen sind noch mehrere kleinere über stoische Sätze erhalten: de providentia, worin zuerst aus der Weltordnung das Vorhandensein einer göttlichen Vorsehung bewiesen und dann gezeigt wird, daß den Weisen zwar Widerwärtigkeiten, aber keine Uebel treffen können, da er über allen Uebeln steht und als letztes Mittel sich ihnen zu entziehen der Selbstmord bleibt; de animi tranquillitate; de constantia; de brevitate vitae; de vita beata, wo von dem Grundsatze ausgegangen wird, daß ohne Tugend kein glückliches Leben möglich sei; doch seien andere Güter, wie Gesundheit und Vermögen, wenn auch nicht zum wahren Glücke nothwendig, doch förderlich. Seneca vertheidigt sich hierbei selbst, daß er mehr besitze und besser lebe, als es einem Stoiker zukomme: er sei eben kein vollkommner Philosoph; er wisse, daß er den Besten noch nicht gleich, doch besser als die Schlechten sei; die Reichthümer gelten ihm blos Etwas, aber nicht Alles; er gebiete über sie, nicht sie über ihn. — In einem gewissen

Zusammenhange steht mit dieser Abhandlung die fragmentarische Schrift: de otio et secessu sapientis.

Die Sammlung von 124 Epistolae morales ad Lucilium besteht aus brieflichen Mittheilungen über philosophische und literarische Gegenstände an seinen jüngeren Freund Lucilius. Die Briefe bilden, wie Diderot sagt, fast einen vollständigen Cursus der Moral, doch ohne systematischen Zusammenhang, in einer lebendigen, durch Charakteristiken damaliger Personen und Zustände anziehenden und an feinen Bemerkungen reichen Darstellung. Das Resultat aller seiner Lehren an seinen jungen Freund drückt er am Schlusse des letzten Briefes also aus: „Ich kann auf keine Weise dir mehr nützen, als wenn ich dir deinen Vorzug zeige, wenn ich dich von den stummen Thieren trenne, wenn ich dich in die Gemeinschaft Gottes bringe. Was, sage ich, pflegst und übst du die Kräfte deines Körpers? Dem Viehe und dem Wilde hat die Natur größere gegeben. Was schmückest du dein Aeußeres? Wenn du auch Alles aufbietest, wirst du doch an Schönheit von vielen Thieren übertroffen werden. Was pflegst du mit so vieler Sorgfalt dein Haupthaar? Magst du es lang herabfallend tragen wie die Parther, oder in Knoten gebunden wie die Deutschen, oder flatternd wie die Scythen: an jedem Rosse wird die Mähne in dichterer Fülle herabfallen, an dem Nacken der Löwen in anmuthigerer Form emporstarren. Uebst du dich in der Schnelligkeit: einem Häschen wirst du doch nicht gleichkommen. Willst du Fremdem nachzustreben lassen, worin du nothwendig übertroffen werden wirst, und zu deinem eigenen Vorzuge dich zurückwenden? Worin besteht dieser? In dem von Fehlern freien, reinen Geiste, der Gott nachstrebt, der sich über alles Irdische erhebt, der Alles nur in sich findet. Was ist also dein Vorzug in dir? Die vollkommene Vernunft. Diese bringe zur höchsten Entwicklung und laß sie so viel als möglich wachsen. Halte dich dann erst für glücklich, wenn jede Freude dir von dir selbst kommt; wenn du in dem, was die Menschen begehren, erfassen und bewahren, nichts findest, was du wünschen könntest, weil es, ich will nicht sagen besser, sondern selbst nur gut ist. Ich werde dir eine kleine Formel geben, woran du

dich selber messest, woran du erkennest, wie weit du in deiner Vervollkommnung gelangt bist: Dann wirst du jenen deinen Vorzug besitzen, wann du zur Einsicht kommen wirst, daß die Unglücklichsten die Glücklichen sind."

An denselben Lucilius ist das naturwissenschaftliche Werk: Naturalium quaestionum libri VII. Es ist das vollständigste Lehrbuch der Physik, das die römische Literatur aufzuweisen hat. Der Zweck, den Seneca vor Augen hatte, war, wie er sich selbst in der Einleitung des ersten Buches äußert, durch die Kenntniß der Natur zur Kenntniß Gottes zu führen. Mit dem Wissen der Natur fängt das Wissen Gottes an. Denn was ist Gott? Der Geist des Universums, das Ganze, das du siehst, und das Ganze, das du nicht siehst. Die Erkenntniß Gottes führt dann zur Erkenntniß unser selbst. Denn was ist der Unterschied zwischen Gottes und unserer Natur? Unser besserer Theil ist der Geist; Gott aber ist ganz Geist. Der Nutzen, den wir aus solcher Wissenschaft schöpfen, ist, daß wir einsehen, wie Alles im menschlichen Leben beschränkt ist. „Wir werden, heißt es in der Vorrede zum dritten Buche, es nicht für das höchste Streben der Menschen halten, die Meere mit Flotten zu erfüllen, Länder zu erobern u. dergl., sondern im Geiste das All zu schauen und unsere Laster zu bezähmen, ein Sieg, wie es keinen größeren giebt. Wir werden unseren Geist erhaben fühlen über die Versprechungen und Drohungen des Geschickes; wir werden nichts der Hoffnung würdig halten; wir werden mit frohem Muthe das Unglück tragen und was uns auch treffe, es also aufnehmen, als hätten wir gewollt, daß es uns treffe; denn wir müssen es wollen, sobald wir wissen, daß Alles nach dem Rathschlusse Gottes geschieht. Wir werden kein Gut begehren, das, damit es uns werde, ein Anderer geben, ein Anderer verlieren muß, sondern nur das, was wir ohne Gegenansprüche Anderer begehren können: ein gutes Herz!" — Die ganze Darstellung ist auf eine sittliche Wirkung berechnet; daher moralische Bemerkungen und praktische Lehren häufig eingeflochten sind. Die Quellen, die Seneca im Ganzen mit Sorgfalt und Genauigkeit benutzt hat, sind Aristoteles, Theophrastus und die älteren Stoiker. Er

handelt im ersten Buche vom Feuer, im zweiten vom Blitz und Donner, im dritten vom Wasser, im vierten von Hagel, Schnee und Eis, im fünften von den Winden, im sechsten von den Erderschütterungen und den Quellen des Nils, im siebenten von den Kometen. Am Schlusse beklagt sich der Verfasser über die Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen für philosophische und naturwissenschaftliche Studien. „Die Namen der Philosophen werden vergessen, indeß man dafür sorgt, daß keines Pantomimen Name untergehe. Daher macht nicht nur die Wissenschaft keine Fortschritte, sondern selbst das früher Erforschte wird vergessen.“ — Die Abfassung des Werkes fällt in die letzten Lebensjahre des Seneca.

Von Seneca besitzen wir endlich noch eine Spottschrift auf den Tod des Claudius (Ludus de morte Claudii): Die Verkürbissung (*ἀποκολοκύντωσις*), in der Manier der menippischen Satire, worin Prosa und Verse wechseln. Die Abfassung fällt unmittelbar nach dem Tode des Kaisers Claudius, 54, daher Nero als ein Apollo gepriesen wird, der, wie die Sonne nach dunkler Nacht aufgehend, einen heitern, glücklichen Tag herbeiführt. Die Schrift beschreibt die Verhandlungen im Himmel am Todestage des Claudius. Kaum hatte der Kaiser zur Freude Aller seinen Geist ausgehaucht, als man dem Jupiter die Ankunft eines Verstorbenen meldet, der auf die Frage: wer er sei, so unverständlich geantwortet habe, daß man daraus nicht klug werden könne. Jupiter schickt den Hercules, ihn auszufragen. Hercules, dem sonst kein Ungeheuer Furcht gemacht, erschrickt doch, wie er das Scheusal sieht, und erst nach langem Betrachten erkennt er, daß es ein Mensch sei. Er fragt ihn mit den Worten Homer's:

Wer und woher der Männer? wo hausest du?

Und jener antwortet ebenfalls mit Homer:

Gleich von Ilios trug mich der Wind zur Stadt der Kikonen.

Er hätte füglich auch den folgenden Vers hinzufügen können:

Dort verheert' ich die Stadt und tilgte die Männer.

Das Fieber, die einzige Gottheit, die den Kaiser begleitet, giebt dem Hercules den wahren Bescheid: „Ich habe so viele Jahre mit ihm gelebt und kann dir die Wahrheit sagen: Er ist ein

geborener Lugdunenser, ein echter Gallier, der auch, wie es einem Gallier zukommt, Rom occupirt hat." Claudius wird böse und brummt unverständliches Zeug; nur aus einem Zeichen seiner Hand entnimmt man, daß er will, man solle dem Fieber den Kopf abhauen; doch Niemand giebt etwas darauf, als wären sie Alle seine Freigelassenen. Endlich verständigt er sich mit Hercules und dieser berichtet dem Jupiter, daß Claudius vor der Himmelsthür stehe und unter die Götter aufgenommen zu werden verlange. Jupiter beruft eine Rathsversammlung. Schon hat Claudius Aussicht, daß sein Antrag durchgehe, da tritt der vergötterte Augustus auf und klagt ihn an: Ihm, der so aussehe, als könne er keiner Fliege etwas zu Leide thun, sei Menschenleben so gleichgültig gewesen, als ein Fehlwurf im Würfelspiele. Er habe nicht blos gegen Fremde, sondern gegen seine eigene Familie gewüthet. Wer würde einen Menschen, den die Götter in ihrem Zorn geschaffen, für einen Gott halten? Machten sie solche Götter, so würde Niemand mehr an sie selber glauben. Er trage daher darauf an, ihn unverzüglich aus dem Olymp zu verbannen. Alle stimmen dem Redner bei und Mercur faßt den Claudius beim Kragen und schleppt ihn zur Unterwelt. Der Weg führt durch die heilige Straße in Rom, wo eben der Leichenzug des Claudius vorbeikommt. Alle sind fröhlich, nur einige Advokaten trauern von Herzen. Claudius bleibt stehen, die Todtenklage, die für ihn angestimmt wird, zu hören; doch Mercur treibt ihn zur Eile. Sie steigen in die Unterwelt. Der Freigelassene Narcissus empfängt seinen Patron. An der Thür des Pluto macht Cerberus dem Kaiser ein wenig Furcht, doch schreit er: „Claudius Cäsar kommt!" Und siehe, alle die von ihm ermordeten Großen treten heraus und begrüßen ihn. Auch Messallina kommt und die Schaar der Freigelassenen und Günstlinge, die er vorausgeschickt, und ihnen schließen sich die von ihm getödteten Verwandten an. „Lauter Bekannte, ruft er aus; wie kommt ihr hieher?" — „Wie? du Ungeheuer, sagt Pedo Pompejus; wer anders als du hast uns hieher geschickt, du Mörder aller deiner Freunde!" Und er schleppt ihn vor des Aeacus Richterstuhl und klagt ihn nach der lex

Cornelia als Meuchelmörder an. Vergebens schaut sich Claudius nach Hülfe um. Niemand will ihm vor Gericht Beistand leisten. Endlich kommt P. Petronius, ein alter Zechbruder von ihm und ein Redner in claudianischer Manier, und verlangt eine gerichtliche Frist, um sich zu seiner Vertheidigung vorzubereiten. Sie wird ihm verweigert und Aeacus, der gerechteste Richter, verurtheilt den Claudius auf die bloße Anklage. Alle sind stumm vor Erstaunen; das ist ihnen noch nicht vorgekommen. Dem Claudius scheint dies zwar unbillig, doch nicht neu. Es wird über die Art der Strafe berathen. Einige wollen, er solle den Tantalus oder Sisyphus oder Ixion ablösen. Doch mißfällt dieser Vorschlag, einen der alten Sünder von seiner Strafe zu befreien; Claudius könnte hoffen, es werde ihm einst auch so gut kommen. Eine neue Strafe soll erdacht werden. Aeacus entscheidet: „Claudius, der leidenschaftliche Spieler, soll ewig die Würfel vergebens werfen!“ Und so geschieht es:

> Denn so oft er den Wurf aus dem tönenden Becher entsenden
> Will, zieht weg sich der Boden und hin sind die Würfel geschwunden.
> Sammelt von neuem darauf er die Steinchen und wagt sie zu werfen,
> Immer dem Spielenden gleich und immer erpicht auf den Ausfall,
> Wird die Erwartung getäuscht; denn fort ist der foppende Würfel,
> Zwischen den Fingern hindurch entschlüpfet er heimlich ihm immer,
> So wie des Sisyphus Last, wenn schon sie berühret des Berges
> Gipfel, doch wieder entrollt hinab nach vergeblicher Arbeit.

Plötzlich erscheint der Kaiser Caligula und beweist durch Zeugen, Claudius sei sein Sklave; er habe ihn oft mit Peitsche, Ruthe und Ohrfeigen tractirt. Sein Anspruch wird anerkannt, Claudius ihm überliefert und Caligula übergiebt ihn seinem Freigelassenen Menander, daß er ihn als Polizeispürhund benutze.

Außer den genannten Schriften hat Seneca noch andere theils moralischen, theils naturwissenschaftlichen Inhaltes geschrieben, die wir nicht mehr besitzen: Moralium libri; Exhortationum libri; De remediis fortuitorum ad Gallionem fratrem; De immatura morte; De matrimoniis; De natura rerum; De terrae motu. Gedichte, Reden, Dialoge und Briefe sind ebenfalls verloren gegangen. — Bruchstücke einer Schrift:

Quomodo amicitia continenda sit, und einer Lebensbeschreibung seines Vaters, des Rhetors Seneca: de vita patris, sind von Niebuhr aufgefunden worden. — Vieles ist ihm untergeschoben, so namentlich die acht Briefe an den Apostel Paulus nebst den sechs Briefen des Paulus an Seneca.

Die Tragödien des Seneca.

Dem Seneca legt die Tradition auch die Sammlung von zehn Tragödien, den einzigen aus dem römischen Alterthume erhaltenen, bei. Nach einer selbst nur oberflächlichen Vergleichung findet man jedoch bei aller Aehnlichkeit der Manier eine solche Verschiedenheit in der Anlage, Ausführung und Darstellung der einzelnen, daß man bald erkennt, wie sie unmöglich alle von einem Verfasser herrühren können. Am wahrscheinlichsten betrachtet man sie als Stücke verschiedener Verfasser aus der Zeit des Seneca und in dem Geiste der Schule, in der er selbst gebildet worden und auf die er dann als Schriftsteller den wichtigsten Einfluß geübt hat. Man vereinigte schon früh diese Stücke unter Seneca's Namen, weil sie aus dem literarischen Kreise, dem er vorstand, hervorgegangen waren. Ob sich unter ihnen ein oder das andere von Seneca selbst verfaßte Stück befinde, wird sich nie mit Gewißheit ermitteln lassen. Von Quintilian (IX, 2, 8) wird eine Stelle aus der Medea (III, 2, 23), von Grammatikern Stellen aus anderen Tragödien unter Seneca's Namen angeführt, während Sidonius Apollinaris (Carm. IX, 231) ausdrücklich den Tragödiendichter Seneca von dem Philosophen unterscheidet. In der Octavia tritt Seneca selbst als handelnde Person auf. Im Allgemeinen erscheinen die Stücke als Dichtungen, die nicht zur Aufführung, sondern zu declamatorischen Vorträgen bestimmt waren; daher der häufige Mangel an dramatischer Kunst, die mit Absicht herbeigezogenen Veranlassungen zu weitläufigen Schilderungen, voll von unzeitiger Gelehrsamkeit, die kurzen Streitreden in witzigen, antithetischen Schlagwörtern, die häufigen moralischen Betrachtungen und Sentenzen im Geiste der Stoiker, die mit einer besondern Vorliebe gewählten Sujets, die Gelegenheit geben, Tyrannen mit

den schwärzesten Farben zu malen, endlich die Einführung von Chören, voll von allgemeinen Schilderungen und moralischen Auslassungen. Das Maßlose und Phantastische, der oft sichtbare Mangel an praktischer Menschenkenntniß und die damit zusammenhängende Art, die Charaktere statt zu individualisiren in allgemeine moralische Typen zu verwandeln, lassen vermuthen, daß wir in diesen Stücken rhetorische Exercitien meist junger Leute besitzen, die von den griechischen Dramatikern nur eine oberflächliche Kenntniß hatten und die römischen Dramatiker der älteren Zeit verachteten, aber in der Medea des Ovid und in den Tragödien des Pomponius Secundus ihre Vorbilder finden mochten, die sie zu überbieten suchten, da sie sie nicht erreichen konnten. Die Manier ist ganz die herrschende rhetorische, die mehr durch Geist und Witz blenden, als durch Wahrheit und Empfindung ergreifen und rühren will. Einzelne Situationen sind jedoch vortrefflich erfunden und ausgeführt und verfehlen ihren Effect nicht, und manche Aeußerungen und Sentenzen überraschen durch treffende Pointen und epigrammatische Kürze. Diesen Eigenschaften ist es zuzuschreiben, daß diese Tragödien der Bühne der romanischen und germanischen Völker des 16., 17. und 18. Jahrhunderts als Muster gedient haben. — Die Sprache zeichnet sich durch Lebendigkeit und Reinheit aus; die Versmaße des Dialogs, so wie die lyrischen Metra des Chores zeugen von einer Kenntniß, die mehr aus Kompendien der Metrik, als aus dem Studium der griechischen Muster selbst geschöpft ist.

Der relative Werth der einzelnen Tragödien ist höchst verschieden, so daß sich auch daraus ergiebt, wie sie nicht die Erzeugnisse eines Dichters sind. Am weitesten entfernt sich von dem eigentlichen Drama die Thebais oder, wie das Stück auch heißt, die Phönissen. Es besteht aus einzelnen, unter einander nicht zusammenhängenden Scenen zwischen Antigone und dem blinden Oedipus, den ein Bote vergebens auffordert, nach Theben zurückzukommen und den Bruderzwist zu schlichten; zwischen Jocaste, durch einen Boten von dem beginnenden Kampfe unterrichtet, und Antigone, die die Mutter auffordert, den Kampf der Söhne zu hindern; zwischen Jocaste

und Polynices, den die Mutter vergeblich zu bewegen sucht, die Regierung dem Bruder zu lassen:

Polyn. So soll der Bruder mir
Des Trugs und Frevels schlimme Strafen büßen nicht?
Joc. Sei unbesorgt; ihn treffen wird der Strafen Wucht:
Er wird regieren! Das ist Strafe; zweifelst du,
So wird der Ahn und Vater dir's bestätigen,
Und Cadmus auch und wer ihm folgte. Keiner war
Straflos in Theben König; Keiner, dem man nicht
Die Treue brach. So magst du denn den Bruder auch
Zu ihnen zählen.

— — — —

Polyn. Für die Herrschaft geb' ich gern
Den Flammen Gattin, Heimath und Penaten hin.
Es ist der Thron zu theuer nicht für jeden Preis!

Der Hercules Oetaeus hat das Ende des Hercules zum Gegenstande. Das Stück entbehrt aller dramatischen Einheit; es besteht aus einzelnen Scenen ohne inneren Zusammenhang von der Heimkehr des Hercules aus Oechalia an, bis er nach seinem Tode seiner Mutter Alcmene erscheint und ihr seine Aufnahme in den Himmel verkündet. — Von ähnlich roher Weise ist der Oedipus und der Agamemnon, die an Schwulst und üppiger Rhetorik noch von der Medea übertroffen werden.

Ein größeres Talent verrathen der Hercules furens und der Thyestes, die Lessing (Theatr. Bibl. VII, 1.) einem Dichter beilegt. „Der Verfasser des rasenden Hercules hat, wie Lessing bemerkt, das gleichnamige Stück des Euripides vor Augen gehabt, aber er hat nicht als Sklave, sondern als ein Kopf, welcher selbst denkt, nachgeahmt und verschiedene Fehler, welche in dem Vorbilde sind, glücklich verbessert. Während Euripides die Handlung verdoppelt, hat der römische Dichter durch eine kleine Veränderung ein zusammenhängendes Stück daraus gemacht." — Gleich zu Anfange verkündet im Prolog Juno die Ankunft des Hercules aus der Unterwelt und zugleich ihren Entschluß, den ihr verhaßten Helden durch Wahnsinn zum Mörder seiner Gattin Megara und seiner Kinder werden zu lassen. Der Chor eröffnet das Stück, den Anbruch des Tages beschreibend und das Glück in verborgener Hütte preisend. Megara tritt auf mit Amphitruo, dem Vater des

Hercules. Sie klagt ihm ihr Mißgeschick und die Angst um den Gatten und wünschet, daß er bald wiederkehre, sie vor dem Tyrannen Lycus zu schützen; halte ihn jedoch eine höhere Macht in der Unterwelt zurück, so wolle sie gern ihm dahin folgen. Amphitruo spricht ihr Muth zu; da erscheint Lycus und verlangt, daß Megara seine Gattin werde. Als sich diese weigert, droht er:

Dich zwing' ich!
Meg. Zwingen läßt sich nicht, wer sterben kann!
Lyc. Sprich, kann ich bessre Gabe dir anbieten, als
Des Königs Hand?
Meg. Ja, deinen oder meinen Tod!
Lyc. So stirb denn, Thörin!
Meg. Meinem Gatten nah' ich so.
Lyc. Vorziehen willst du einen Knecht dem Könige?
Meg. Ja, einen Knecht, der vielen Königen Tod gebracht.
Lyc. Warum dann trägt er dienend eines Königs Joch?
Meg. Was wäre Tugend, nimmst du ihr den harten Dienst?
Lyc. Mit Ungeheuern kämpfen nennest Tugend du?
Meg. Besiegen muß die Tugend das, was Alle schreckt.
Lyc. Und doch umgiebt den Prahler jetzt des Orcus Nacht!
Meg. Von der Erde führt kein leichter Pfad zum Sternenzelt.

Megara's hartnäckiger Widerstand reizt Lycus' Zorn. Er will das ganze Geschlecht des Hercules im Tempel, wohin es sich geflüchtet, verbrennen. „So gieb, bittet Amphitruo, zuerst mir den Tod." — „Nein, sagt Lycus:

Wer strafend Alle mit dem Tode büßen heißt,
Ist kein Tyrann; mit Unterschied verdammend gieb
Unglücklichem das Leben, Tod dem Glücklichen."

Lycus geht ab und Amphitruo erflehet Hülfe von den Göttern und seinem Sohne. Da wanket plötzlich der Tempel; aus der Tiefe schallt dumpfer Donner. Hercules erscheint mit Theseus aus der Unterwelt. Ihm erzählt Amphitruo, was während seiner Abwesenheit geschehen, und Hercules stürzt fort, an Lycus Rache zu üben. Theseus schildert dem Amphitruo ihre Fahrt in die Unterwelt und der Chor drückt seine Freude über das glücklich bestandene Abenteuer aus. — Hercules kehrt zurück. Er hat den Lycus getödtet und will jetzt den Göttern ein Dankopfer bringen. Da erfaßt ihn Wahnsinn. Er hält

seine Kinder für die des Lycus, erlegt sie mit seinen Pfeilen und tödtet auch die Megara, in ihr die Juno sehend, und mit ihr das Kind, das sich zu ihr geflüchtet. Auch Amphitruo verlangt den Tod; doch Theseus hält den Greis zurück und bald fällt Hercules erschöpft in einen tiefen Schlaf. Der Chor beklagt die Gräuel und fleht die Götter an, den Helden vom Wahnsinn zu befreien. — Hercules erwacht. Er weiß nicht, was er in der Raserei gethan; er fragt nach seiner Gattin und seinen Kindern; er sucht seine Waffen. Da bemerkt er die Leichen der Seinen. Er verlangt vom Vater zu wissen, wer der Mörder gewesen:

Beim Ruhme meiner Thaten fleh' ich, Vater, dich,
Bei deinem Namen, den ich stets mit heil'ger Scheu
Genannt: wer hat, o sprich, die Meinen umgebracht?
Wem ward zur Beut' ich?
Amph. Schweigen decke, was geschah!
Herc. Nicht soll ich's rächen?
Amph. Rache brachte Schaden oft.
Herc. Wer nahm so große Leiden je gleichgültig hin?
Amph. Wer größ're hat gefürchtet.
Herc. Kann, o Vater, denn
Ein Mensch noch Größ'res fürchten oder Schwereres?
Amph. Wie klein ist, ach! der Theil des Unglücks, den du kennst!
Herc. Erbarmen, Vater! Flehend streck' ich aus die Hand . . .
Was? schaudernd wies er ab die Hand? Liegt hier die Schuld?
Woher das Blut? Der Pfeil, vom Mord der Kinder feucht,
Ist der, der Lerna's Scheusal einst den Tod gebracht.
Ach, mein Geschoß erkenn' ich, suche nicht die Hand,
Die diesen Bogen krümmte, nicht die Rechte, die
Die Sehne spannte, die kaum meiner Kraft sich fügt.
O sag' mir's, Vater: was geschah, ist meine That! —
Sie schweigen. — Meine That ist's!
Amph. Dein der Schmerz,
Die Schuld der Juno; frei von Vorwurf stehst du da!

Umsonst suchen ihn Theseus und Amphitruo zu beruhigen; er verlangt seine Waffen, sich zu tödten. Endlich giebt er nach, als Amphitruo erklärt, daß er eher sich selbst den Tod geben werde, und Theseus überredet ihn, ihm nach Athen zu folgen, wo Gradivus ihn von der Blutschuld lösen werde. — „Starke Schilderungen von Leidenschaften, so urtheilt Lessing, können unsere Leidenschaften unmöglich ganz ruhig lassen.

Und diese wollen wir vornehmlich in den Trauerspielen erregt wissen. Hat man den Zorn der Juno, die Drohungen des Lycus, den edelen Stolz der Megara, den kühnen Uebermuth des Hercules, das Unglück einer blinden Raserei, die Verzweiflung eines Reuenden, die Bitten eines Vaters gefühlt, so kann der Dichter gewiß sein, daß man ihm willig seine Fehler vergeben wird. Und was sind es denn endlich auch für Fehler? Er ist mit den poetischen Farben allzu verschwenderisch gewesen; er ist oft in seiner Zeichnung zu kühn; er treibt die Größe hier und da bis zum Schwulst und die Natur scheint bei ihm allzu viel von der Kunst zu haben. Lauter Fehler, in die ein schlechtes Genie niemals fallen wird."

Der Thyestes ist ein von den römischen Tragikern besonders gern behandelter Stoff. An dem gleichnamigen Trauerspiel, das sich in unserer Sammlung findet, lobt Lessing mit Recht die Einfachheit der Fabel und die nicht ungeschickte Oekonomie derselben, tadelt aber ebenso richtig die häufigen ungehörigen Beschreibungen und Schilderungen, die besonders da, wo das Gräßliche in allen Einzelheiten gemalt wird, ekelhaft und widerwärtig werden. Eine gewisse Berühmtheit hat die Stelle erlangt, worin die Katastrophe des Stückes liegt. Thyestes hat, ohne es zu wissen, das Fleisch seiner Kinder verzehrt bei dem Mahle, das ihm sein Bruder Atreus vorgesetzt. Nun reicht ihm Atreus den Wein, in den er das Blut der Kinder gemischt hat. Thyestes ergreift den Becher; schreckliche Ahnungen erfassen ihn, und als er den Trank an die Lippen setzt, erbebt der Boden und der Himmel verfinstert sich. „Es drohe, was uns auch drohe, ruft er; nur daß es meinen Bruder, nur daß es meine Kinder verschone! Auf mein unwürdig Haupt allein breche das Wetter los. Ach, jetzt gieb mir meine Kinder wieder!" Und Atreus spricht:

Du sollst sie haben; rauben wird kein Tag sie dir!

Und in diesem Augenblicke zeigt er ihm die Häupter der Erschlagenen;

Da sind sie schon! Erkennst du deine Kinder hier?

Thyest. Den Bruder, ach, erkenn' ich!

Hierbei bemerkt Lessing: „Das ich erkenne den Bruder

ist ohne Zweifel ein Meisterzug, der Alles auf einmal denken läßt, was Thyestes hier kann empfunden haben. Es scheint zwar etwas von einer spitzigen Gegenrede an sich zu haben, aber gleichwohl muß seine Wirkung in dem Munde eines Schauspielers vortrefflich gewesen sein, wenn er das dazu gehörige starrende Erstaunen mit genug Bitterkeit und Abscheu hat ausdrücken können."

Der Hippolytus oder die Phädra weicht in der Anlage von der gleichnamigen Tragödie des Euripides nicht unwesentlich und nicht ohne Vortheil für das Stück ab. Phädra gesteht dem Hippolytus ihre Liebe selbst in einer Scene von echt tragischem Pathos, die auch Racine in seiner Phädra nachgeahmt hat. Phädra ist bei dem Anblicke des Hippolytus ohnmächtig geworden. Hippolytus fängt die Sinkende auf; sie kommt zu sich und beschließt, dem Stiefsohn ihr Geheimniß zu entdecken:

Leihe, bitt' ich dich,
Dein Ohr allein mir; halte jeden Dritten fern.
Hipp. Sprich nur; uns hören kann kein Zeug' an diesem Ort.
Phädr. Ja, sprechen will ich; doch es stockt das Wort im Mund.
Groß ist die Macht, die Sprechen, doch, die Schweigen mir
Gebietet, größer. Götter, ihr seid Zeugen, daß
Ich will, was nicht ich will.
Hipp. So fehlt dem Wunsch das Wort?
Phädr. Beredt ist kleiner Kummer nur, doch großer stumm.
Hipp. Vertraue, Mutter, meinem Ohre, was dich quält.
Phädr. Den stolzen Mutternamen gieb mir Schwachen nicht;
Bescheidnerer Name ziemet meines Herzens Trieb.
Nenn' Schwester oder Magd mich lieber, Hippolyt,
Ja, Magd; denn gerne füg' ich jedem Dienste mich.
Wenn du durch Wüsten öden Schnee's mich wandern heißt:
Mit Lust ersteig' ich Pindus' eisbedeckte Höh'n.
Für dich nicht zögr' ich durch des Feuers Gluth zu gehn,
Durch Feindes Schaaren, Schwertern bietend meine Brust.
Führ' du das mir vertraute Scepter; deine Magd
Laß sein mich; dir geziemt Befehl, Gehorsam mir.
Ein Weib vermag zu schützen Reich und Städte nicht.
Du, blühend in der Jugend Stärke, kannst mit Kraft
Die Bürger leiten, herrschend auf des Vaters Thron.
An deinen Busen nimm mich Sklavin schützend auf;
Erbarme dich der Wittwe!

Hipp. Solch ein schlimmes Wort
Wend' ab der Himmel! Kehrt doch bald der Vater heim.
Phädr. Nicht hat des starren Reiches Herrscher, wo der Styx
Stumm strömt, zurück zur Oberwelt den Weg gebahnt;
Und seiner Gattin Räuber sollt' er senden heim?
So mild nicht zeigt sich Pluto gegen Liebende.
Hipp. Ihm werden Heimkehr gnädig schenken Himmlische.
So lang' die Sehnsucht unerfüllt der Gott mir läßt,
Will üben ich den theuern Brüdern schuld'ge Pflicht,
Will dich beschützen, daß du nicht dich Wittwe wähnst;
Ja, meines Vaters Stelle will vertreten ich.
Phädr. (für sich) Wie hofft das Herz und täuschet Liebe sich so leicht!
Sprach er nicht klar? Nicht lass' ich ihn zu rühren ab.
(zu Hipp.) Erbarmen! Hör' auf meines stummen Herzens Flehn!
Aussprechen möcht' ich's, möcht' es nicht.
Hipp. Was quält dich? Sprich!
Phädr. Ein Leid, das sonst Stiefmütter nicht zu quälen pflegt.
Hipp. Du sprichst in Räthseln; nicht versteh' ich, was du meinst.
Gieb offen dich!
Phädr. Mein rasend Herz verzehrt die Gluth
Der Lieb', ein wüthend Feuer nagt am innersten
Mark, rollt durch meine Adern, frißt sich tief ins Herz,
Wie durch Gebälk des Feuers Flamme glimmend läuft.
Hipp. Du, keusche Gattin, sehnst nach Theseus' Liebe dich.
Phädr. Ja, Hippolyt, nach Theseus sehnt mein Herz sich, wie
Er war, als er in Jugendschönheit strahlete,
Als des Bartes Flaum die zarten Wangen färbete,
Als er betrat des gnossischen Scheusals dunkles Haus,
Und ihn der Faden aus dem Irrweg leitete.
Wie glänzt' in Schönheit damals er! Ein Band umschloß
Sein Lockenhaupt; die Wange röthet' edle Scham,
Die vollen Arme strotzten von der Muskeln Kraft.
Wie deiner Phöbe, meines Phöbus Angesicht,
Nein, so wie deines glänzt das sein', als er gerührt
Die Fremde; ganz so hob er stolz das Haupt empor.
Doch mehr gefällt der ungeschmückte Reiz an dir.
Du bist des Vaters Ebenbild und zeigst zugleich
In schöner Mischung deiner Mutter wilden Trotz;
Der Griechen Anmuth paart mit scythischer Strenge sich.
Trug mit dem Vater dich nach Kreta hin das Schiff:
Gewiß, es spann den Faden meine Schwester dir.
Dich, Schwester, ruf' ich, wo du auch am Himmelszelt
Als Stern erglänzest: hilf in gleicher Sache mir!
Zwei Schwestern faßte Liebe zu demselben Stamm,
Zum Vater dich, zum Sohne mich. (zu Hipp.) Sieh, flehend liegt

Zu deinen Knieen eines Königshauses Sproß,
Noch fleckenlos und unberührt und ohne Schuld,
Dir opfr' ich Alles! Bittend weiß ich sicher, daß
Heut meines Lebens oder Schmerzes Ziel mir wird.
Erbarme dich der Liebenden!

Hipp. O du höchster Gott!
Geduldig hörst, geduldig siehst du solchen Gräu'l?

Phädra kann nicht von ihm lassen; sie will ihm folgen, wohin er flieht. Da erfaßt Hippolytus sein Schwert, sie zu durchbohren.

Phädr. O Hippolyt, jetzt thust du, was mein Herz begehrt.
Du heilst den Wahnsinn; ja, noch mehr als ich begehrt,
Gewährst du, sterb' ich ohne Schuld von deiner Hand.

Hipp. Fort! Leb'! Auch dies nicht sei gewährt dir. Dieses Schwert,
An dir entweiht, komm' nie an meine Seite mehr.

Auf der Amme Rath beschuldigt Phädra, als Theseus heimgekehrt, Hippolyt der frevelhaften Liebe zu der Stiefmutter, und das zurückgelassene Schwert bezeugt es, wie er sie mit Gewalt zur Untreue gezwungen. Theseus verlangt als Erfüllung seines Wunsches von Neptun den Tod seines Sohnes. — Ein Bote meldet, wie ein meerentstiegenes Ungeheuer Hippolytus den Tod gebracht. Phädra, von Reue ergriffen, gesteht die Schuld und giebt sich selbst den Tod.

Zu den besseren Tragödien gehören auch die Troades, nach dem gleichnamigen Stücke des Euripides, doch nicht ohne wesentliche, vortheilhafte Abänderungen. Hecuba betrauert ihr und der Ihrigen Geschick und ihre Klagen theilt der Chor trojanischer Frauen. Talthybius tritt auf und verkündet, daß der Schatten des Achilles die ihm verlobte Polyxena als Opfer, von Pyrrhus dargebracht, fordere. Bald auch erscheint Pyrrhus selbst, im Streit mit Agamemnon, der ihm die Jungfrau weigert. Den langen Zwist entscheidet Calchas, der den Schicksalsspruch verkündet: Nicht eher würde den Danaern eine glückliche Heimfahrt werden, als bis man Polyxena geopfert und Astyanax, des Hectors Sohn, von des Thurmes Spitze hinabgestürzt. „Ist es wahr, fragt der Chor, oder täuschet ein Wahn die Furchtsamen, daß der Schatten noch lebt, wenn das Grab den Leib birgt?" — „Nach dem Tod ist das Nichts;

selber ein Nichts ist der Tod." — Andromache tritt mit einem trojanischen Greise auf. Sie erzählt den Traum, den sie gehabt: ihr Gatte Hector sei ihr erschienen und habe ihr befohlen, ihren Sohn Astyanax zu retten, damit er künftig der Rächer des alten und der Gründer des neuen Troja werde. Im Grabmal Hectors habe sie ihn verborgen. — Ulysses kommt und verlangt Astyanax. Vergebens droht er; die Mutter kann ihr Kind nicht verrathen. „Nun denn, sagt Ulysses, kann des Kindes Tod der Götter Zorn nicht sühnen, so wird, wie Calchas spricht, die Asche Hectors, in das Meer gestreut, den Meeresgott besänftigen." Schon giebt er den Befehl, das Grabmal zu öffnen, da ruft die Mutter selbst das Kind hervor und ihr Schmerz läßt selbst Ulysses nicht kalt:

Mich rührt der angsterfüllten Mutter Trauer zwar,
Doch mehr noch müssen Hellas' Mütter rühren mich,
Wenn dieses Kind zu ihrem großen Leid erwächst.

Das Kind flüchtet vor den Verfolgern zur Mutter. Ein Augenblick des Abschiedes wird ihr gewährt. „Melde, sagt sie, dem Hector: Achilles ist zurückgekehrt!" — Helena erscheint und berichtet der Andromache und der Hecuba den Beschluß der Fürsten. Sie preist der Gefangenen Loos glücklicher als das ihre. „Ihr dürfet offen euere Lieben betrauern; ich kann nur heimlich um Paris weinen. Schwer ist, das Vaterland verlieren; schwerer, es fürchten. Euch wird des Unglückes Last leichter, da ihr sie gemeinsam traget; gegen mich wüthet der Besiegte wie der Sieger." Sie meldet hierauf der Polyxena Tod und daß Andromache dem Pyrrhus, Kassandra dem Agamemnon und Hecuba dem Ulysses bestimmt worden. — Die Klagen des Chores geleiten die Gefangenen zu den Schiffen.

Arme! was wird fühlen das Herz, wenn immer
Mehr das Land euch schwindet und mehr die See wächst;
Wenn der hohe Ida sich endlich auch birgt!
Zeigen wird der Mutter das Kind, dem Kind die
Mutter, hin zur Gegend den Finger streckend,
Wo ihr Troja liegt, und die Worte sprechen:
Ilium ist dort, wo sich hoch zum Himmel
Schlängelt Rauch und häßlicher Dunst! An diesem
Zeichen wird der Troer sein Land erkennen.

Die zehnte Tragödie, Octavia, eine sogenannte praetexta, behandelt einen Stoff aus der Zeitgeschichte, das tragische Ende der Octavia, der Tochter des Kaisers Claudius und der Messallina. Nero vermählte sich mit ihr, 52 n. Chr., verstieß sie aber später, um die Poppäa zu heirathen. Der Unwille des Volkes bewog ihn, sie wieder zurückzurufen; doch bald darauf ließ er die auf sein Anstiften von Anicetus fälschlich der Untreue Angeklagte auf die Insel Pandataria bringen und hinrichten, 63 n. Chr. (Tac. Ann. XIV, 60 sq.). Die Abfassung des Stückes fällt sicher nach der Zeit des Nero, da es deutlich auf den gewaltsamen Tod desselben anspielt (III, 1, 32 sqq.), und es scheint auch später erst der Sammlung hinzugefügt zu sein, daher es in der ältesten florentiner Handschrift fehlt. Die Tragödie unterscheidet sich von den anderen durch den matteren Ton; die künstlerische Mangelhaftigkeit theilt sie mit den meisten anderen. — Im ersten Acte klagt erst Octavia, dann die Amme für sich, dann beide vereint über das frühere und das drohende Mißgeschick. Der Chor der Römer drückt hierauf seine Unruhe über das Gerücht aus, daß der Kaiser die Octavia verstoßen wolle. Einst herrschte echte Keuschheit bei den römischen Frauen und echte Tapferkeit bei den Männern. Die Schmach der Lucretia rächte Brutus, und Tullia büßte ihren Frevel gegen den Vater nebst Tarquinius. Gleiche Schandthat, die die Nachwelt kaum glauben wird, sah die Gegenwart, den Muttermord des Nero. — Im zweiten Acte tritt Seneca auf. Er spielt ziemlich schulmeisterlich die undankbare Rolle des Sittenpredigers, der Nero vergeblich vor Gewaltthaten warnt. Er sehnt sich nach seinem Exil in Corsica zurück, wo er ungestört seinen Studien leben konnte. Die Welt bietet den traurigsten Anblick dar; schon scheint ihm der Tag nahe, der dem gottlosen Geschlechte durch des Himmels Einsturz den Untergang bringen wird, damit eine bessere Welt wieder aus den Trümmern entstehe, die jener gleiche, in der Saturnus geherrscht in der goldenen Zeit, die durch der Menschen Schuld allmälig sich verschlechternd zur eisernen geworden, als Asträa zum Himmel zurückkehrte.

Es wuchs die Lust zum Kriege, wie die Gier nach Gold.
Der Uebel größtes zeigte sich allüberall,
Die Ueppigkeit, die süße Pest, der Stärk' und Kraft
Die langen Jahre gaben wie der schlimme Wahn.
So häuften Laster viele Menschenalter sich
Zum Uebermaß, bis uns erdrückt der Zeiten Last.
Das Böse herrscht; wahnsinnig tobt Gottlosigkeit;
Durch Buhlerkünst' erlangt die Wollust Herrschermacht,
Und Ueppigkeit rafft siegend, was je Kostbares
Die Welt besaß, mit Gier dahin, es zu verthun.

Nero tritt auf und befiehlt seinem Präfecten den Mord des Plautus und Sulla. Seneca ermahnt ihn, nicht gegen seine Verwandten zu wüthen.

Nero. Leicht kann gerecht sein, dem das Herz frei ist von Furcht
Sen. Das beste Mittel gegen Furcht ist milde sein.
Ner. Den Feind vernichten ist des Führers höchste Pflicht.
Sen. Die Bürger retten ist des Herrschers größere.
Ner. Für Kinder paßt des greisen Lehrers mildes Wort.
Sen. Es braucht der feurige Jüngling mehr des Leiters noch.
Ner. In meinem Alter kann ich selber rathen mir
Sen. O daß die Götter, was du thust, stets billigten!
Ner. Thor wär' ich, scheut' ich Götter, die ich schaffen kann
Sen. Das scheue mehr noch, daß dir so Großes ist erlaubt.
Ner. Mein Glück erlaubt mir, Alles, was ich will zu thun.
Sen. Trau' nicht zu sehr Fortunens wandelbarer Gunst.
Ner. Der ist ein Thor, der nimmer weiß, was thun er darf.
Sen. Lob bringt nicht, was du thun darfst, sondern was dir ziemt.
Ner. Wer liegt, den tritt man.
Sen. Nieder wirft man, wen man haßt.
Ner. Das Schwert beschützt den Fürsten
Sen. Besser Treue noch.
Ner. Gefürchtet soll der Kaiser sein.
Sen. Mehr noch geliebt.
Ner. Er fordert Achtung.
Sen. Lästig ist, was man erzwingt.
Ner. Gehorchen sollen sie.
Sen. Dann befiehl Gerechtes nur.
Ner. Ich bin Gebieter.
Sen. Deß nur, was man willig thut.
Ner. Das blanke Schwert wird's zwingen.
Sen. Meide Frevelthat!

— — —

Schön ist's zu glänzen unter Männern hohen Rangs,
Dem Vaterland zu dienen, Gnad' Unglücklichen
Zu spenden, wilden Mord zu meiden, Zeit dem Zorn
Zu schenken, Ruh' und Frieden einer ganzen Welt.
Das ist die höchste Tugend, die zum Himmel führt.

Die Ermahnungen Seneca's sind umsonst. Es wäre Thorheit, meint Nero, hochmüthige Große zu schonen, die dem Vaterlande und dem Herrscher Gefahr drohen, da er mit einem Worte der Verdächtigen sich entledigen könne. Cäsar's Beispiel, den Brutus gemordet, warne ihn, und auch Augustus habe nur durch Blut seinen Thron errichten und befestigen können. Wie den Augustus werde ihn, wenn er alles Feindliche vernichtet, der Himmel aufnehmen, nachdem er durch eine würdige Nachkommenschaft sein Haus gegründet. Darum wolle er die Octavia verstoßen, da er in der Poppäa eine würdigere Gattin gefunden. — Vergebens sind die Vorstellungen des Seneca. — „Es beliebt mir zu thun, was Seneca mißbilligt!" ist Nero's letztes Wort. — Im dritten Acte erscheint der Schatten der Agrippina, der gemordeten Mutter Nero's, um mit stygischer Fackel der frevelhaften Hochzeit vorzuleuchten. Sie verkündet die Strafen, die Poppäa wie den Nero treffen werden; ewig aber wird ihr die Scham und die Trauer um solchen Sohn bleiben. — Octavia verläßt den Königspalast, vom Chor begleitet. „Möge, wünscht dieser, Poppäa's Bild, das überall mit dem Nero's glänzt, zu Boden gestürzt und sie vom Pfühle gerissen werden!" — Der vierte Act führt Poppäa mit ihrer Amme ein. Sie erzählt den unheilvollen Traum, den sie gehabt. Die Amme beruhigt sie, und der Chor preist ihre Schönheit. Ein Bote meldet den Aufruhr des Volkes. „Vergebens, meint der Chor, erregen sie Krieg; Cupido's Geschoß ist unbesiegbar." — Im fünften Act klagt Nero über die Langsamkeit der Krieger in der Stillung des Aufruhrs. Octavia soll die Angst des Kaisers mit ihrem Blute büßen und das Volk seinen Zorn fühlen:

Das undankbare will
Nicht meine Mild' erkennen, trägt den Frieden nicht;
Es kann nicht Ruhe halten, drum stürzt selber es
Tollkühn durch freches Treiben ins Verderben sich.

Zahm machen sollen es Leiden; immer last' auf ihm
Ein schweres Joch, daß Aehnliches nie es wage mehr.

Ein Präfect meldet dem Nero die Niederlage des Volkes. Nero heißt ihn Octavia in einem Schiffe zu einem fernen Ufer führen, daß sie da sterbe und sein Herz von der Furcht befreie. — Vom Chor begleitet und betrauert begiebt Octavia, ihr Schicksal ahnend, sich zum Schiffe. „Milde, schließt der Chor das Stück, ist Aulis und das barbarische Land der Taurier:

Dort sühnet man nur der Götter Altar
Mit des Fremdlinges Mord; doch an Bürgerblut
Labt Roma sich!"

2. M. Annäus Lucanus.

Aus derselben Schule wie die Tragödien des Seneca ist auch das historische Gedicht des Lucanus, die Pharsalia (Pharsalia sive de bello civili libri X), hervorgegangen. M. Annäus Lucanus, Sohn des Annäus Mela und Enkel des Rhetors Seneca, war zu Corduba in Spanien, 38 n. Chr., geboren. Er erhielt seine Bildung in Rom. Annäus Cornutus machte ihn mit der stoischen Philosophie bekannt und durch ihn lernte er den Satiriker Persius kennen, der ebenfalls ein Zuhörer des Cornutus war. Auf die Empfehlung seines Oheims, des Philosophen Seneca, rief ihn Nero in seine Umgebung und nahm ihn in die Schaar seiner Freunde auf. Er übertrug ihm das Amt eines Quästors noch vor dem gesetzlichen Alter. Lucan gab die ersten Proben seines Dichtertalents in einem Lobgedicht auf Nero bei den fünfjährigen Wettkämpfen. Der Beifall, den Lucanus durch die Vorlesung seiner Gedichte fand, erregte die Eifersucht des Kaisers und er verbot ihm, seine Dichtungen öffentlich zu recitiren (Tac. Ann. XV, 49). Das war der Grund der Feindschaft zwischen ihnen. Lucanus überhäufte in Reden und Schriften den Kaiser und seine Günstlinge mit Schmähungen und nahm Theil an der Verschwörung des Piso, dem er gleichsam die Fahne vortrug, wie es in der Lebensbeschreibung des Sueton heißt. Als die Verschwörung entdeckt war, läugnete Lucanus lange seine Mitwissenschaft; doch als ihm der Kaiser Straflosigkeit versprach, ließ er sich zu den demüthigsten Bitten herab und

gab nicht nur mehrere der Mitverschworenen an, sondern beschuldigte auch fälschlich seine eigene Mutter Atilla der Theilnahme, indem er hoffte, durch eine solche unnatürliche That sich bei dem kaiserlichen Muttermörder zu empfehlen (Suet. vit. L.; Tac. Ann. XV, 56). Er entging jedoch auch so der Strafe nicht. Nero befahl seinen Tod und Lucanus ließ sich die Adern öffnen und starb, 65, mit stoischer Effectmacherei eine Stelle aus seiner Pharsalia, in welcher der Tod eines sich an seinen Wunden verblutenden Kriegers beschrieben wird (III, 365), recitirend (Tac. Ann. XV, 70). Gerühmt wird seine hochgebildete Gattin Polla Argentaria, die selbst einigen Antheil an seinen Gedichten gehabt haben soll. Statius (Sylv. II, 7, 85) nennt sie eine Frau, ausgezeichnet durch ihre Gestalt, Einfachheit, Freundlichkeit, Vermögen, Abkunft, Anmuth und Schönheit.

Wir besitzen noch außer einigen unbedeutendern Vitis eine kurze, dem Sueton beigelegte Lebensbeschreibung des Lucanus. Der Verfasser, der dem Dichter nicht gerade hold gewesen zu sein scheint, bemerkt, daß er selbst noch des Lucanus Vorlesungen gehört habe. Er schildert ihn als einen Mann von großer Eitelkeit, der sich nicht gescheut habe, sich mit Virgil zu vergleichen und seine jugendlichen Leistungen noch über die des Virgil zu setzen; auch sei die außerordentliche Mühe, die er sich gegeben, seine Werke zu vervielfältigen und zu verbreiten, ins Lächerliche ausgeartet. — Nach seinem Tode scheint er als politischer Dichter eine besondere Verehrung genossen zu haben; man betrachtete ihn als Märtyrer der Freiheit und feierte seinen Geburtstag durch Gedichte, wie Statius durch sein Genethliacon (Sylv. II, 7), worin er die Schriften des Lucan aufzählt und ihn seiner Pharsalia wegen über Ennius, Lucretius, Varro und Ovid und neben Virgil setzt, und Martialis durch drei Epigramme: de natali Lucani (VII, 20; 21; 22). Am richtigsten hat über seinen Dichterwerth Quintilian geurtheilt (X, 1, 90): „Lucan ist voll Feuer und Bewegung und voll der herrlichsten Gedanken; doch, wenn ich meine wahre Meinung sagen soll, ist er mehr zu den Rednern, als zu den Dichtern zu zählen.“ Ungünstiger urtheilten die folgenden Kri-

tiker, die ihn in das allgemeine Verdammungsurtheil der Schule des Seneca mit einschlossen; namentlich ist es Fronto (p. 125), der schon die Einleitung tadelt, die in sieben Versen nichts Anderes sage, als daß der Dichter „die mehr als bürgerlichen Kriege" (bella plus quam civilia) besingen wolle. Auch bei den neueren Kritikern schwankt das Urtheil über ihn. — Ueber die ganze Gattung, zu der die Pharsalia des Lucanus gehört, hat schon Petronius (Sat. 118) treffend bemerkt: „Wer sich an das ungeheuere Werk einer poetischen Schilderung der Bürgerkriege macht, wird, wenn er nicht ein durchgebildeter Mann ist, unter der Last erliegen. Geschichte darf man nicht in Versen schreiben; weit besser geschieht dies durch Historiker. Göttergeschichten und phantastische Märchen muß sich ein freier Dichtergeist wählen, so daß aus seinen Schriften mehr der Enthusiasmus eines Sehers, als die durch Zeugen bestätigte, gewissenhafte Treue eines Erzählers hervorgehe."

Die Pharsalia des Lucanus ist versificirte Geschichte. Der Dichter hat sich jedoch blos an die äußeren Begebenheiten gehalten, ohne die innere Verknüpfung derselben darzulegen und tiefer in die Motive der Handelnden einzudringen. Er begnügt sich mit allgemeinen Charakteristiken der auftretenden Personen und läßt sie in langen Reden ungefähr so sprechen, wie Rhetoren in historischen Suasorien. Lucanus hat die Geschichte des Bürgerkrieges zwischen Pompejus und Cäsar gewählt nicht wegen der politischen Bedeutung des Kampfes, sondern weil ihm der Gegenstand besser als jeder andere Gelegenheit zu pathetischen Reden, Schilderungen und Betrachtungen gab. Der tragische Fall des Pompejus, die glänzenden Waffenthaten Cäsars, die stoische Tugend des Cato, die vielen Kämpfe zu Land und Meer, die wechselnden Scenen in Italien, Spanien, Epirus, Thessalien, Aegypten und Afrika boten einem rhetorisirenden Dichter reichen Stoff zu glänzenden Darstellungen dar. Einen betrübenden Eindruck macht der gänzliche Mangel an einer tüchtigen politischen Gesinnung. Lucanus stellt sich auf des Pompejus Seite, weil der Stoiker Cato des Pompejus Sache zu der seinigen gemacht hatte trotzdem, daß die Götter sich für Cäsar entschieden:

Victrix causa diis placuit, sed victa catoni.

Er nimmt unser Interesse nicht für den glücklichen Cäsar, sondern für den unglücklichen Pompejus in Anspruch, weil er diesen mit stoischer Würde als Opfer des Tyrannen fallen lassen und von jenem sagen kann:

Leb' und erlang' er das Reich, daß er fall' als Opfer des Brutus.

Wie sehr dem Verfasser der republikanische Römergeist fremd gewesen, zeigt schon die Widmung an Nero, wo es heißt (I, 33 sqq.): „Wenn solche Gigantenkämpfe nöthig waren, daß einst Nero herrsche, so wollen wir, o Götter, nicht klagen; für solchen Preis können wir uns jene Gräuel und Frevel gern gefallen lassen." Mögen auch die ersten drei Bücher in den ersten Regierungsjahren des Nero, als dieser noch zu den schönsten Hoffnungen berechtigte und dem Dichter seine Gunst schenkte, geschrieben sein, und mögen die späteren Bücher sich frei von solchen Schmeicheleien gehalten haben: eine echt römische Gesinnung dürfen wir bei einem Manne nicht suchen, der sich von der Gunst und Ungunst des Herrschers bestimmen läßt. Lucans Politik ist wie Seneca's Ethik allzu sehr von Rhetorik angehaucht, als daß sie einen klaren Spiegel der Gesinnung abgeben könnte. — Die Sprache unterscheidet sich von der des Seneca durch ihre Härte und Nüchternheit, wiewohl es ihr stellenweise nicht an Kraft fehlt. Den Versen mangelt der Wohlklang der virgilischen und der anmuthige Fluß der ovidischen.

Die Anlage des Gedichtes ist einfach. Die Begebenheiten werden in chronologischer Folge erzählt, doch fehlt dem Dichter die Kunst, das Bedeutende vor dem minder Bedeutenden hervorzuheben. „Ein stürmischer Gang der Erzählung, sagt Bernhardy, mit schimmernden Sentenzen durchwirkt, verdunkelt den klaren Zusammenhang in den Handlungen, geschweige daß der gelehrte Prunk und die Wortfülle mit einer Plastik der Charaktere verträglich wäre." — Die Götter greifen nicht unmittelbar in die Handlungen ein, sondern ermuthigen oder warnen durch Orakel, Weissager und in Träumen. — Das schon von Fronto getadelte, nach einer Sage aber nicht

von Lucanus, sondern von Seneca verfaßte Proömium giebt kurz den Stoff an:

Kämpf' auf emathischer Flur, die mehr als Kriege der Bürger,
Singen wir: wie sich das Recht für den Frevel entschied und sich wandte
Gegen das eigene Herz der Volksmacht siegende Rechte;
Schlachten von Brüdern geführt und wie nach gebrochenem Bunde
Wurde gestritten mit sämmtlicher Kraft des erschütterten Erdballs,
Allen zur Schmach; es standen sich römische Fahnen und Adler
Feindlich entgegen und Heere den Heeren mit drohenden Waffen.

„Woher, fragt der Dichter, die Wuth, die sich besser gegen die Parther, an denen die Niederlage des Crassus noch nicht gerächt war, und die anderen noch nicht unterjochten Barbaren gewendet hätte? Waren aber solche Kämpfe nöthig, daß einst Nero regiere, dann sind sie nicht vergebens gewesen. Möge der Treffliche spät erst in den Himmel zu den Göttern eingehen und dem Volke den ewigen Frieden gewähren." — Die Ursachen des Krieges werden hierauf angegeben. Zwei Männer wie Pompejus und Cäsar duldete das Geschick nicht neben einander. Die zwieträchtige Eintracht bestand, so lange noch Crassus den Vermittler abgab. Als dieser jedoch bei Carrhä gefallen und Julia, die Tochter Cäsars und Gemahlin des Pompejus, die allein wie einst die Sabinerinnen Vater und Gatten bewegen konnte, die Schwerter ruhen zu lassen, gestorben war, da entbrannte der Krieg zwischen den Führern. Sie stachelte die eifersüchtige Tugend.

Du, o Magnus, befürchtest, es könnten die alten Triumphe
Neue verdunkeln, dem Sturze der Gallier weichen der Lorbeer,
Den die Piraten dir brachten. Des Kriegs langjährige Uebung
Richtet dich auf und das Glück, das bisher noch Keinen dir vorließ.
Einer vermag nicht den Andern zu dulden, nicht Cäsar den Größern,
Nicht Pompejus den Gleichen; doch wer die gerechteren Waffen
Trug, wer weiß es? Für Jeden entschied ein gewichtiger Richter:
Göttern gefiel der siegende Theil, der besiegte dem Cato.
Gleich nicht traten zum Kampf sie: der Eine, bejahrteren Alters,
Hatt' in ruhiger Muß' und langem Gebrauche der Toga
Schon es verlernt ein Führer zu sein und werbend um Ehren
Reichlich zu spenden dem Haufen und ganz sich vom Winde der Volksgunst
Treiben zu lassen und sich des Beifallssturmes zu freuen

Seines Theaters; nicht stärkt' er die Kraft, dem früheren Glücke
Trauend zu sehr. So steht er, ein Schatten des früheren Namens,
Gleich der Eiche, die hoch sich erhebt auf üppigem Fruchtfeld,
Tragend die Waffen, die einst sich erbeutet das Volk, und der Führer
Weihegeschenke; sie halten nicht mehr die mächtigen Wurzeln;
Nur durch die eigene Last noch stehet sie, strecket die nackten
Zweig' in die Luft; es beschattet den Stamm kein Laub ihr und dennoch,
Wenn sie auch wankt, als sollte beim ersten Sturme sie stürzen,
Wenn auch rings Waldbäum' in sicherer Kraft sich erheben,
Wird sie allein doch verehrt. — Was Cäsar betraf, so besaß er
Weder den Namen, noch Feldherrnruf des Pompejus, doch Tugend,
Die ihn zu Höherem trieb; nichts scheut' er, um Sieger zu werden.
Hand anlegt' er, wohin ihn die Hoffnung, wohin ihn der Zorn rief,
Muthig, in ungezügelter Kraft, nicht schonend des Schwertes;
Stets, was zum Ziel' ihn führte, betreibend; erstürmend der Götter
Gunst selbst; Alles, was ihm, der das Höchst' erstrebt', in den Weg kam,
Niederschmetternd und freudig den Pfad durch Trümmer sich bahnend,
Gleich wie der Blitz durch des Sturmes Gewalt aus den Wolken herabfährt,
Während erschüttert die Luft dumpf rollt und erbebet die Erde;
Mitten zertheilt er den Himmel und schrecket die zagenden Völker,
Blendend mit zackigem Strahl die Augen; er schont in der Wuth nicht
Selber die eigenen Tempel, und da ihm kein Körper den Ausgang
Wehret, bedecket er weit mit Trümmern, wo zündend er einschlägt,
Wo er herausfährt; sammelt von neuem zerstreuete Gluthen.

In beiden Männern lagen die Ursachen des Krieges; aber die Keime waren enthalten in den gehäuften Reichthümern und dem daraus entstandenen Sittenverderbnisse, in dem Luxus und der Habsucht, in der Käuflichkeit des verarmten Volkes und dem Ehrgeiz der Großen.

Die Erzählung beginnt (I, 182) mit der Erscheinung Cäsars am Rubicon. In Rom herrscht Verwirrung und Schrecken. Pompejus und die meisten Senatoren verlassen die Stadt. Aruns, der Seher, und Figulus, der Sternkundige, weissagen das nahende Unheil (I). Nur Brutus zagt nicht. Er begiebt sich des Nachts zu Cato und verlangt seinen Rath:

Führer allein sei Cato dem Brutus.

Ihm erwiedert Cato:

Folgen, wohin das Geschick auch zieht, wird sicher die Tugend.

Er will sich dem Pompejus anschließen und siege dieser, so möge er nicht meinen, den Sieg für sich errungen zu haben. — Pompejus weilt in Capua, Domitius befestigt sich in Corfinium. Cäsar zwingt Letztern zur Uebergabe und schenkt ihm die Freiheit. Pompejus redet sein Heer an und fordert es zum Kampfe auf; aber das Schweigen verräth ihm die Furcht desselben und er begiebt sich nach Brundusium. — Cäsar,

Glaubend, daß nichts sei gethan, wenn nur etwas ihm bleibet zu thun noch,

folgt ihm und nöthigt ihn Italien zu verlassen (II). — Cäsar erwirbt sich die Volksgunst durch reiche Getreidezufuhren, begiebt sich nach Rom und bemächtigt sich des Staatsschatzes trotz dem Widerstande des Tribuns Metellus. Pompejus sammelt die Truppen Griechenlands und des Orients. Cäsar eilt über die Alpen, findet in Massilia einen tapferen Widerstand, der erst nach heftigen Seekämpfen gebrochen wird (III). — Er unterwirft Spanien; Afranius wird gefangen und begnadigt. Glückliche Kämpfe der Pompejaner in Illyrien gegen Antonius und in Afrika gegen Curio (IV). — Cäsar kehrt aus Spanien zurück, schifft nach Paläste in Epirus über, erwartet vergeblich die Ankunft der Flotte des Antonius mit dem Hauptheere und wagt sich auf einem Fischerkahne zur Nachtzeit verkleidet aufs Meer, um persönlich die Ueberfahrt des Heeres zu beschleunigen. Ein Sturm nöthigt ihn zur Rückkehr. — Pompejus entsendet seine Gattin Cornelia nach Lesbos (V). — Kämpfe beider Heere bei Dyrrhachium. Cäsar zieht nach Thessalien; Pompejus folgt ihm. Bei Pharsalus stehen sich beide Heere gegenüber. Sextus Pompejus erfährt von der thessalischen Zauberin Erichtho die traurige Zukunft (VI). — Die entscheidende Schlacht bei Pharsalus wird gefochten. Cäsar besiegt zuerst die Hülfsvölker und trifft dann auf den Kern des pompejanischen Heeres.

Hier nicht führet den Kampf die Jugend, von Kön'gen gesammelt,
Hülfe zu bringen; das Schwert nicht schwingen erbetene Hände:
Hier ist's, wo sich Verwandt' und Brüder zum Morde begegnen;
Hier sucht, Cäsar, sich deine verruchte Verblendung die Opfer.
Wend', o Geist, dich von Kämpfen der Art und hüll' sie in Dunkel!
Möge von mir, dem Dichter, die Nachwelt nimmer erfahren
Alle die Gräuel, die Bürgerkriege sich ruchlos gestatten.

Fort mit den Thränen und fort mit den Klagen! Die Thaten, in diesem
Kampfe verrichtet, o laß sie mich, Roma, lieber verschweigen. (VII.)

Pompejus flieht durch das Thal Tempe an das Meer, schifft nach Lesbos, seine Gattin abzuholen, von da nach Cilicien und Aegypten, wo er durch die Ränke des Pothinus, des Vertrauten des Königs Ptolemäus, den Tod findet (VIII). — Cato's Kriegsthaten in Libyen. Er führt das Heer von Cyrene durch die Wüste und giebt durch eigenes Beispiel den verzweifelnden Soldaten Muth und Vertrauen:

Wenn die Größe des Ruhmes
Wirkliche Güter uns schaffen, wenn Tugend in nackter Gestalt sich
Zeigt nur, getrennt von des Glückes Erfolg, ist, was wir an irgend
Einem der Ahnen auch loben, nur Glücksfall. Keiner erwarb durch
Glückliche Sieg' und Ströme von Blut solch Namen wie Cato.
Lieber wollt' ich mit ihm durch Syrten und Libyens Wüsten
Zieh'n im Triumph, als aufs Kapitol dreimal wie Pompejus
Steigen zu Wagen, als führen zum schmählichen Tode Jugurtha.
Siehe den wahrhaften Vater des Vaterlandes, o Roma!
Würdiger deiner Altär' ist Keiner; zu schwören bei seinem
Namen, o schäme dich nicht; und wenn je du vom Joche den Nacken
Löseft, so wirst du zum Gott ihn erheben.

Cäsar verfolgt nach dem Siege bei Pharsalus den Pompejus. Er opfert in Troas am Grabe des Hector und als er in Aegypten landet, bringt ihm ein Trabant des Königs das Haupt des Pompejus entgegen. Cäsar erheuchelt die Trauer um den Todten (IX). — In Alexandrien besucht Cäsar das Grab Alexanders des Großen. Ihn fesselt die schöne Kleopatra. Beim feierlichen Mahle belehrt ihn der Priester Achoreus über die Ursachen des Steigens und Fallens des Nils und warnt ihn, nicht wie die Perser und Alexander vergeblich nach seinen Quellen zu forschen. Pothinus' Plan, auch Cäsar zu tödten, vereitelt die Furcht. Vor dem drohenden Angriffe der Alexandriner rettet sich Cäsar in den Königspalast. Er steckt die ägyptischen Schiffe in Brand und läßt Pothinus hinrichten. Der Mordgenosse desselben, Achillas, findet durch Arsinoe seine Strafe. Der junge Ganymedes schließt den Cäsar enger ein.

Kein Pfad steht offen der Rettung,
Flucht nicht, noch muthiger Kampf, kaum Hoffnung des würdigen Todes.

Die Erzählung bricht hier ab (X).

Das Gedicht ist in einer unvollendeten Gestalt auf uns gekommen. Es schließt nicht nur unfertig ab, so daß es zweifelhaft ist, wie weit der Verfasser noch die Geschichte des Bürgerkrieges habe fortsetzen wollen, sondern es finden sich auch im Gedichte selbst häufige Spuren, daß dem Dichter die Zeit gefehlt habe, ihm die letzte Vollendung zu geben, woraus sich die Doppelverse und Ungleichheiten in der Sprache erklären. Der Text ist daher von Zeitgenossen und Späteren revidirt und vielfach interpolirt worden. Die Pharsalia ward im Alterthume und Mittelalter viel gelesen und es haben sich noch viele, jedoch meist werthlose Scholien und Paraphrasen erhalten.

Von andern Schriften Lucans werden angeführt: Orpheus (Catachthonius); Hectoris lyra; Catalogus Heroidum; Catacausmus Iliacus; Saturnalia; Sylvarum libri X und eine unvollendete Tragödie Medea.

Neben Lucanus scheint sich Salejus Bassus einigen Ruf erworben zu haben. Er lebte in Dürftigkeit von der Unterstützung des Piso und später des Vespasianus (Dial. de or. 9) und starb frühzeitig. Ihn rühmt Secundus im Dial. de or. (5) als seinen Freund und den vollkommensten Dichter und Quintilian (X, 1, 90) legt ihm einen stürmischen und poetischen Geist bei, dem jedoch die Reife des Alters gefehlt habe. Wernsdorf vermuthet in ihm den Verfasser des noch vorhandenen Panegyricus ad Calp. Pisonem.

3. Des Lucilius Aetna.

Das noch vorhandene Lehrgedicht Aetna, aus 640 Hexametern bestehend, setzt man in dieselbe Zeit und legt es am wahrscheinlichsten demselben Lucilius Junior bei, an den die Briefe und andere Schriften Seneca's gerichtet sind. Er war eine Zeit lang Procurator in Sicilien und hatte Gelegenheit, mit eigenen Augen Forschungen über die Ausbrüche des Aetna anzustellen. Seneca forderte ihn in einem Briefe (Ep. 79) auf, ihm mitzutheilen, was er auf seinen Wanderungen in Sicilien Neues beobachtet habe: er möchte ihm besonders

Genaueres über die Natur und die Ursachen des Meeresstrudels der Charybdis angeben und den Aetna besteigen, um zu untersuchen, ob es wahr sei, daß der Berg sich allmälig senke, weil Schiffer jetzt nicht mehr den Rauch so weit bemerken wollen wie früher Dies könne wohl auch geschehen, weil die Gluth nicht mehr so heftig sei wie sonst und daher auch der Rauch sich minder dicht und hoch erhebe. Zugleich möge er ihm eine genaue Angabe zukommen lassen, wie weit der Schneegürtel, der selbst im Sommer nicht schmilzt, vom Krater entfernt sei. In jedem Falle möge er sein Vorhaben, den Aetna in einem Gedichte zu beschreiben, nicht aufgeben; es sei ein Stoff, der sich allen Dichtern, die ihn behandelt, als einen glücklichen bewiesen; habe auch Ovid und vor ihm Virgil schon den Ausbruch des Aetna beschrieben, so sei dies kein Grund, sich von seinem Vorhaben abschrecken zu lassen; wie ja auch Cornelius Severus nach beiden sich hierin versucht habe. Seine Vorgänger haben ihm den Stoff nicht sowohl vorweg genommen, als vielmehr den Weg gebahnt zu einer vollständigen Behandlung des Gegenstandes.

Der Dichter hat sich in seinem naturwissenschaftlichen Lehrgedichte den Lucretius zum Muster genommen. Wie dieser behandelt er seinen Stoff mit Sachkenntniß und Klarheit und theilt mit ihm die epikurische Ansicht von dem Göttlichen und Natürlichen; doch vermißt man den poetischen Geist seines Vorbildes in Inhalt und Ausdruck. Humboldt (Kosmos II, S. 21) rühmt die Wahrheit, womit die Ausbruchserscheinungen eines Vulcans geschildert werden; doch sei die Auffassung ohne alle Individualität.

Das Gedicht beginnt mit dem Aufruf an Apollo, dem Dichter beizustehen in dem Gesange vom Aetna und von den Ursachen seiner Erscheinungen. Mythen dichten mögen Andere; er glaube nicht, daß der Aetna der Sitz des Vulcanus und die Werkstätte der Cyclopen sei, oder daß Jupiter den Enceladus darunter begraben habe. Das seien, meint er, Fabeln, wie die, welche man vom Reiche der Schatten und von den Verwandlungen des Jupiter erzählt, womit er die Europa, die Leda und die Danae getäuscht. Er wolle der Wahrheit seine

Sorge schenken und lehren, durch welche Naturkräfte der Aetna erbrauset und immer von neuem Feuer sammelt. — Es folgt hierauf die Theorie der Vulcane, die im Wesentlichen mit der in Seneca's Nat. quaest. gegebenen übereinstimmt. — Das Gedicht schließt mit der Erzählung, wie bei einem Ausbruche des Aetna zwei Brüder ihre greisen Eltern aus der brennenden Heimath trugen und allein von allen Bewohnern der Gegend, die nur ihre Habe zu bergen sich bemühten, gerettet wurden.

O kindliche Liebe,
Größter der Schätz' und mit Recht dem Menschen die sicherste Schutzwehr!
Denn es scheuet das Feu'r zu berühren die frommen Geschwister,
Und es entweichet, wohin sie immer auch lenken die Schritte.

4. A. Persius Flaccus.

A. Persius Flaccus war, wie die dem Sueton beigelegte Lebensbeschreibung angiebt, den 4. December 34 zu Volaterrä geboren. Er war aus einem edelen Rittergeschlechte, das durch Blutsverwandtschaft und Verschwägerung mit den angesehensten Familien in Verbindung stand. Als sechsjähriger Knabe verlor er seinen Vater, und seine Mutter Fulvia Sisennia heirathete hierauf den römischen Ritter Fusius, der auch nach wenigen Jahren starb. Seine erste Bildung erhielt er in seiner Vaterstadt Volaterrä. In seinem zwölften Jahre kam er nach Rom und genoß den Unterricht des Grammatikers Remmius Palämon und des Rhetors Virginius Flavus. In seinem sechzehnten Jahre schloß er sich auf das innigste dem Annäus Cornutus an, der ihn in die stoische Philosophie einführte. Er hat ihm in der fünften Satire ein Denkmal seiner Verehrung gesetzt. Zu den Jugendfreunden des Persius gehörte auch der Dichter Cäsius Bassus, an den er die sechste Satire gerichtet hat. Väterliche Freunde fand er in dem von Quintilian (X, 1, 102) gerühmten Geschichtschreiber Servilius Nonianus und in Plotius Macrinus, dem er die zweite Satire als Geburtstagsgeschenk gewidmet hat. Durch Cornutus lernte er den Dichter Lucanus, der ebenfalls ein Zuhörer desselben war, kennen. Lucanus schenkte den

Dichtungen des Persius die höchste Bewunderung. Spät erst machte Persius die Bekanntschaft des Seneca, fühlte sich aber nicht sehr zu ihm hingezogen. Bei Cornutus gewann er auch die Freundschaft zweier gelehrten Griechen, die sich eifrig mit der Philosophie beschäftigten, des Claudius Agathemerus, eines Arztes aus Lacedämon, und des Petronius Aristokrates aus Magnesia. Thrasea Pätus, dessen Gemahlin Arria seine Verwandte war, schätzte ihn sehr und nahm ihn zuweilen mit sich auf Reisen. — Persius war von empfehlendem Aeußeren, feinem Benehmen und fast jungfräulicher Schüchternheit, keusch und mäßig, voll zärtlicher Liebe gegen seine Mutter und seine Verwandten. Er starb an einem Magenübel in seinem 28. Jahre, 24. Nov. 62, und wurde auf seinem Landgute an der appischen Straße begraben. — Seine Jugendschriften: eine Fabula praetexta, die er schon als Knabe verfaßt hat, einen Reisebericht (ὁδοιποϱικῶν liber) und ein Gedicht auf den Tod der Arria, vernichtete seine Mutter auf den Rath des Cornutus. Die Herausgabe der noch vorhandenen sechs Satiren (A. Persii Flacci Satirae sex) übernahm Cäsius Bassus.

Persius schrieb nur selten und langsam. Zum Dichten von Satiren fand er sich durch die Satiren des Lucilius, besonders durch das zehnte Buch derselben, angeregt. In seinen Angriffen der neueren Dichter und Redner, die die erste Satire enthält, verschonte er selbst den Nero nicht. Den Vers, der eine directe Anspielung auf Nero enthielt (I, 121):

Eselsohren hat Midas, der König,

änderte Cornutus so um:

Eselsohren, wer hätte sie nicht?

Persius selbst gesteht es in den einleitenden Versen zu seinen Satiren, daß er kein Dichter sei und daß ihn weder die Eitelkeit, noch die Noth zum Dichten treibe:

Nicht Hippokrene netzte mir den Mund jemals,
Noch weiß ich, daß ich je geträumt auf Parnassus'
Zwiefachem Haupt, zu werden ein Poet plötzlich.
Die Musen nebst der bleichenden Quelle Pirene
Vergönn' ich jenen, deren Bildniß umwinden
Des Epheu Ranken. Halber Zunftgenoß selbst blos,

Bring' ich zum Weihgeschenk der Dichter mein Lied her.
Wer hat dem Papagei entlocket sein: Gruß dir!
Gelehrt die Elster unsre Worte nachsprechen?
Des Geistesschwunges Spender, wie der Kunst Meister,
Der Magen, der selbst Stumme kann beredt machen.
Erglänzt die Aussicht auf ein schlaues Profitchen:
Heiß Raben Dichter, sag', es singe Schalaster
Ein hochpoetisch Lied, wie Nectar süß schmeckend.

Den Persius haben die Stoiker zum Satiriker gemacht. Sie haben ihn verbittert, indem sie ihn um den frohen Genuß seiner Jugend brachten. Es macht einen wehmüthigen Eindruck, einen jungen Mann, in dem sich alle Bedingungen zu einem glücklichen Leben vereinen, sich in trüber Hypochondrie verzehren zu sehen wegen der Schlechtigkeit der Welt, die er nur aus der Schule kennt. Sein edles Herz schlägt für die Tugend; aber seine Tugend ist ein abstractes Ideal, dem gegenüber er die Thorheiten und Laster der Welt in ebenso abstracter Allgemeinheit auffaßt. Er kennt die Menschen nicht und hat daher keine Nachsicht für ihre Schwächen. Während Horaz über die Verkehrtheiten der Menschen lacht und mit heiterem Humor über seine eigenen Fehler spottet und so seiner Satire den Stachel raubt, ist Persius ein unerbittlicher Sittenrichter ohne Milde und Versöhnung. Es fehlt ihm die Ruhe, die Verhältnisse, wie sie sind, ins Auge zu fassen; er läßt sich nur durch sein Gefühl, nicht durch die Erfahrung leiten, und seine Rüge richtet sich weniger gegen bestimmte Personen, als gegen allgemeine Zustände. Seine Satiren sind deshalb mehr subjective Betrachtungen, als objective Charakteristiken; er ist mehr Sittenprediger, als Sittenmaler. Der sittliche Unwille, der ihn erfüllt, raubt ihm die Klarheit; er liebt es, seine Gedanken kurz anzudeuten und ohne Verbindung sprungweise von dem Einen zu dem Anderen überzugehen; er vermag nicht seinen Stoff übersichtlich zu ordnen und harmonisch durchzuführen; es fehlt ihm die Freiheit der Bewegung. Der römische Charakter der Satire ist bei ihm nur ein äußerlicher, die häufig eintretende dialogische Form nur ein rhetorisches Mittel, den Vortrag zu beleben. Nach Lydus (de magistr. I, 41) ist er, indem er den Sophron nachahmen wollte, in

die Dunkelheit des Lykophron verfallen. Der sprachliche Ausdruck ist dem Inhalt entsprechend. Richtig charakterisirt ihn Bernhardy: „Mehr den Mann von Geist und Bildung, der voll von Studien und Reminiscenzen war, als den feinen Künstler verräth die Diction, ein Gemisch aus silberner Latinität und stoischer Brachylogie. Sie erinnert an den prickelnden Witz und die geistreichen Wendungen des Seneca, besitzt aber weder Grazie, noch Klarheit und Leichtigkeit, sondern verfällt in gesuchte Dunkelheit und Härte, weil Persius den Ausdruck aufs äußerste zu vertiefen sucht. Daher einerseits die Schwere des Stils, der mit verbissenem Groll in markige, glossematische, seltene Wörter sich vergräbt, zugleich Edles mit der derben, grobkörnigen Rede des gemeinen Lebens mischt; andererseits für den Leser die Nothwendigkeit, einen so undurchsichtigen, so wenig ebenmäßigen Vortrag zu paraphrasiren." — Von Horaz hat er manche Ausdrücke und Wendungen entlehnt.

Persius ist im Alterthum viel gelesen worden. Martial sagt (IV, 29, 7):

Oefter des Persius einziges Büchlein, als Marsus' gesammtes
Amazonengedicht hört man erwähnen vom Volk;

und Quintilian (X, 1, 94) urtheilt, daß Persius, wenn er auch nur ein einziges Buch geschrieben, doch sich vielen wahren Ruhm erworben habe. Auch im Mittelalter war er ein gern gelesener Schriftsteller. In der neueren Zeit hat er neben manchem Tadler doch auch viele Bewunderer gefunden. — Die Dunkelheit des Dichters machte schon frühzeitig Erklärungen nöthig. Die noch vorhandenen Scholia Persii, gewöhnlich Cornuti commentum genannt, rühren jedoch in keinem Falle von Cornutus her.

In der ersten Satire giebt Persius sein Verhältniß zu den Dichtern und Dichterlingen seiner Zeit an.

„O der Sorgen der Menschen! Wie ist die Welt doch so eitel!

Alles schreibt in Versen und in Prosa, um seine Geistesproducte vor versammelter Menge vorzulesen und ein donnerndes Bravo einzuernten. „Denn, meint man, wozu lernen wir, als

um es Andern mitzutheilen?" — „Als wenn unser Wissen nur dann erst einen Werth hätte, wenn der Andere weiß, daß wir wissen." —

„Ist es nicht schön, wenn man sagt: Der ist's! mit dem Finger ihn zeigend?
Hältst du's für nichts, wenn deine Gedichte man hundert gelockten Kindern dictirt?

Soll man nicht für den Nachruhm sorgen und etwas schaffen, was im Munde des Volkes fortlebt und nicht als Maculatur zum Krämer wandert?" —

„Ich auch, geht mir vielleicht das Schreiben mal besser von Statten,
Wenn auch ein seltener Vogel, doch geht's mir mal besser von Statten,
Möchte das Lob nicht verschmäh'n; denn auch mein Herz ist ja von Stein nicht;
Aber dagegen verwahr' ich mich, daß dein „Herrlich" und „Bravo"
Sei des Vortrefflichen äußerstes Ziel."

Wie oft ist dieser Beifall nur durch eine Mahlzeit oder einen abgetragenen Rock erkauft! Wie oft macht der dir hinter deinem Rücken eine Fratze, der dich ins Gesicht lobt! Wenn ich für das schwülstige Zeug, das sie schreiben, für das leere Wortgeklingel ihre zarten Ohren mit beißender Wahrheit reibe, dann rufen sie: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!" Und doch hat auch Lucilius die Stadt durchgehechelt und Horatius dem lachenden Freunde jeden Fehler vorgehalten, und ich soll nicht mucksen, nicht einmal leise sagen dürfen: „Der König Midas hat Eselsohren?" Wer des Kratinus, Eupolis und Aristophanes Komödien billigt, der möge auch meinen Satiren sein Ohr leihen; von solchen, die in ihrem eitelen Römerstolze der Griechen Feinheit roh verachten, oder die, auf ihren praktischen Verstand eingebildet, darüber lachen, wenn eine freche Dirne den Cyniker beim Barte zupft, erwarte ich keine Beachtung. Mögen sie sich den Tag über bei ihren Geschäften plagen und des Abends ihrer Lust nachgehen!"

Die zweite Satire ist eine Gratulationsschrift an Macrinus zu dessen Geburtstage. „Bezeichne, wünscht ihm der Dichter, den Tag, der deinen hinschwindenden Jahren ein neues zusetzt, mit einem weißen Steinchen und feiere ihn fröhlich beim Weine. Was du von den Göttern erbittest, das

kannst du laut hören lassen, nicht wie ein gut Theil unserer Großen, die laut ein gutes Herz, einen guten, ehrlichen Namen erflehen, aber leise hinzufügen: „Möchte ich bald des Oheims prächtiges Leichenbegängniß feiern! Möchte ich bald mein Mündel beerben!" Jupiter soll nur ihren Gelüsten dienen; sie wünschen Glück für ihre Kinder, sich selber Gesundheit und Reichthum; sie reichen goldene und silberne Gaben; aber von ihrem Sündenleben wollen sie nicht lassen.

O ihr
Priester, verkündet es nur, was Gold zum Heiligen beiträgt!
Doch nur was die Puppe, geschenkt vom Mädchen der Venus.
Geben vielmehr wir den Göttern nur, was aus geräumiger Schüssel
Geben nicht kann triefäugiger Sproß des großen Messalla:
Rechtlichen, biederen Sinn und den Geist, in göttliches Ahnen
Tief sich versenkend, das Herz, von sittlichem Adel erfüllet!
Laß mit solchem Geschenk den Tempeln mich nahen zum Opfer!"

Die dritte Satire richtet ihre Rüge gegen den verweichelnden Müssiggang der Jugend, der alles Schlechte nährt. — „Noch bist du ein weicher und feuchter Thon, drum laß auf der drehenden Scheibe dich bilden. Das einfache Leben auf dem Lande gefällt dir nicht; du blähst dich auf als Sprößling alter Ahnen und wegen deiner purpurverbrämten Toga, wenn du dich auch nicht schämst, nach Art des schmutzigen Natta zu leben.

Mächtiger Vater der Götter, o wolle die bösen Tyrannen,
Wenn die scheußliche Gier, von ätzendem Gifte durchzogen,
Aufgeregt ihr Gemüth, auf andere Weise nicht strafen:
Mögen die Tugend sie schauen und nach der verlorenen schmachten!
Aechzte der eherne Stier des Phalaris schrecklicher; drohte
Ueber bepurpurtem Nacken das Schwert, von vergoldeter Decke
Schwebend, mit größrer Gefahr, als wenn der Elende selber:
Abwärts, abwärts geht es mit uns! sich sagt und im Innern
Fürchtet, was selber die Gattin nicht weiß, die ihm immer zur Seit' ist?

Den ernsten Studien abhold und nur dem Spiel und der Sinneslust hingegeben, haben sie kein Ziel, nach dem sie streben. Vergebens fordern sie das Heilmittel, wenn den Körper schon die Krankheit ergriffen hat. Lernet bei Zeiten und erforschet die Gründe der Dinge: Was wir sind und wozu wir

geboren worden? was die Lebensordnung und der Lebenszweck ist? was des Geldes wahrer Werth und wie viel davon dem Vaterlande und den theuern Verwandten zu spenden ziemt? wozu der Götter Geheiß dich bestimmt hat und welche Stelle sie dir in der Welt angewiesen haben? Lerne und sei nicht neidisch, wenn du zu etwas Niederem berufen bist. Laß immer die Thoren die Philosophen verachten. Der Verständige, wenn er krank ist, wird den Rath des Arztes befolgen; wenn man dich aber auf deine Krankheit aufmerksam macht, läugnest du sie, bis du todt hinsinkest. Fühle dir selber den Puls; lege die Rechte an dein Herz und halte dich nicht für gesund, wenn du von Hitze und Kälte nichts spürest. Erwacht dein Geiz oder deine Wollust, klopft da dein Herz noch ruhig? Du frierst, wenn die blasse Furcht dein Haar sträubt, und dein Blut kocht, wenn dir der Zorn entbrennet. Dann sprichst und thust du, was selbst der tolle Orestes für Tollheit erklären würde."

Die vierte Satire geißelt den Ehrgeiz der Jugend. — „Du treibst Staatsgeschäfte? fragt ein Sokrates. Mit welcher Befugniß? Kommt der reife Geist und die Erfahrung vor dem Barte? Weißt du, was du zu sagen und was zu verschweigen hast? Wenn nun das Volk in Aufruhr ist und du mit majestätischer Handbewegung dem Haufen Stille geboten hast, was wirst du sprechen?" — „Quiriten, das ist nicht recht; das ist schlimm, jenes besser!" — „Wie weißt du so genau, was gut und schlimm ist, der du das höchste Gut in eine gute Schüssel und in ein behagliches Leben setzest? Jedes alte Weib ist derselben weisen Meinung. Wie kennen wir doch so wenig uns selbst und sehen nur immer auf der Anderen Fehler! Vettidius dünkt dir ein jämmerliches Geschöpf, weil er bei seinem Reichthum sich an Zwiebeln und schalem Essig labt, während du in Weichlichkeit und Wollust schwelgest. Anderen ertheilen wir Hiebe, während wir selbst die Schenkel den Pfeilen bieten. Deine Wunde deckt ein vergoldeter Gürtel." — „Wenn mich meine Umgebung einen trefflichen Mann nennt, soll ich ihr nicht glauben?" — „Ruchloser, wenn dich Neid, Wollust und Geiz verzehren, wirst

du vergeblich die nach Lob dürstenden Ohren dem Volke leihen:

Was du nicht bist, das wolle nicht sein! Fort, lumpiger Schmeichler!
Heimisch bei dir, wirst selbst du erkennen, wie dürftig der Hausrath."

Die fünfte Satire, dem Cornutus gewidmet, ist eine Art Huldigung an den Lehrer, dem der Dichter seine bessere Lebensansicht verdankt. —

„Das ist der Dichtenden Art, sich hundert Stimmen zu fordern,
Hundert Münde zu wünschen und hundert Zungen, sie mögen
Dichten ein Stück, das im Jammerton recitir' ein Tragöde,
Oder die Wunden des Parthers, der sich aus dem Leibe den Stahl zieht.

Du, süßer Freund, liebst solchen Schwulst nicht, und in einfachen Worten will ich dir mein Herz eröffnen und zeigen, wie viel dir davon gehört. Dazu würde ich mir hundert Zungen wünschen, dir zu sagen, wie tief ich dich in mein Herz geschlossen habe, wenn die geheimsten Empfindungen nur ausdrückbar wären. Seitdem ich aus dem Knabenalter getreten, warst du mein Führer, und ein günstiges Gestirn hat unsere Geschicke vereinigt. Tausendfach ist der Menschen Art und ihre Bestrebung. Der Eine ist auf Gewinn erpicht, der Andere dem Müssiggange ergeben; Den fesseln des Campus, Jenen der Würfel und einen Anderen der Venus Spiele. Kommt aber Alter und Krankheit, dann beseufzen sie, daß die Lust dahin ist, daß sie ihren Lebenszweck verfehlt haben. Wie besser du, Cornutus! Du widmest deine Zeit den Studien und theilst die Frucht des Kleanthes der Jugend mit. Hieraus schöpfe Jung und Alt die rechte Lebensweise und verschiebe nicht das Nöthige auf morgen. Was aber noth thut, das ist die Freiheit, nicht jene, die jedem Römer das Recht giebt auf eine Anweisung zu einer Portion verdorbenen Mehles, noch die, die im Herumdrehen aus dem Sklaven Dama einen Marcus Dama, einen wichtigen Mann im Staate, macht." — „Darf ich, heißt es, nach meinem Willen leben, so bin ich freier als Brutus." — „Falscher Schluß! sagt der Stoiker. Nicht nach eigenem Willen; flüstert dir leise die Vernunft ins Ohr. Niemand darf das thun, was er durch sein Thun verderben würde. Nur dann bist du frei, wenn,

Was zu befolgen und was hinwiederum sei zu vermeiden,
Jenes du erst mit Kreide, dann dieses mit Kohle notirest;

wenn du bescheiden in deinen Ansprüchen, gefällig gegen Freunde, zur rechten Zeit sparsam und freigebig bist; wenn du des leidigen Geldes wegen dich nicht zu schmutzigen Handlungen erniedrigst; ja, dann nenne ich dich frei und weise. Birgst du aber den schlauen Fuchs in deinem Herzen, dann nehme ich meinen Ausspruch zurück. Du bist frei, meinst du, weil du keinen Herrn außer dir hast; aber in deinem Inneren entstehen dir schlimmere Herren, denen du ebenso wenig ungehorsam sein darfst. Der Träge schnarcht bis in den Morgen. Da weckt ihn die Habsucht: „Auf! geh' und hol' aus fernen Ländern die kostbaren Waaren, setze sie um, so vortheilhaft du kannst; wer zu gewissenhaft ist, mag sein ausgeleertes Salzfaß immer wieder mit dem Finger auswischen." — „Schnell zu Schiff!" rufst du. — Nun kommt die Ueppigkeit und sagt: „Wohin? du Unsinniger! Du willst dich quälen, damit dein Kapital, das dir bescheidene fünf Procent gebracht, durch deinen sauern Schweiß dir eilf trage? Besser, du genießest das Leben; denke, wie schnell es verfließt und daß du nach ihm nur Asch' und Schatten und ein leerer Schall sein wirst." — Wem du folgest, der gebietet über dich als Herr. Und widerstehst du auch einmal und gehorchest Keinem, so sage nicht: „Ich habe meine Fesseln gebrochen!"

Denn auch der Kettenhund reißt los sich nach vieler Bemühung;
Doch schleppt fliehend am Hals er nach die zerrissene Kette. —

„Davus, sagt der verliebte Chärestratus, ich will nicht länger den Liebesschmerz dulden; ich will mich den Schlingen der Chrysis entziehen." — „Schön, mein Kind!" — „Aber glaubst du nicht, daß sie weinen wird, wenn ich sie verlasse?" — „Possen!" — „Wie aber, wenn sie nach mir schickt und mich bittet, soll ich da nicht kommen?" — „Auch da nicht!"

Der, der ist's, welchen wir suchen!
Nicht der Schlag macht frei, den ein läppischer Lictor ertheilet.

Ist endlich der sein Herr, den der Ehrgeiz nach Aemtern treibt, und während er dem streitenden Volke Erbsen austheilt, selber beim üppigen Mahle schwelgt? Ihn ängstet abergläubische Furcht, die er mit abergläubischen Mitteln zu entfernen sucht.

Hast krummbeinigen Centurionen du solches geäußert,
Lachet sogleich der große Pulfennius über dich Dickkopf,
Bietet auf hundert Griechen nur hundert winzige Asse."

Die sechste Satire ist an Cäsius Bassus gerichtet. — „Hast du, fragt ihn der Dichter, deinen Winteraufenthalt auf deinem sabinischen Landgute, wo du dich den Musen hingiebst, genommen? Ich weile jetzt an der ligurischen Küste, unbekümmert um die Welt und ihre Freuden. Ein Anderer mag anderer Ansicht sein; ich lebe von dem Meinigen und verwende es nach meinem Gefallen, mag immerhin mein künftiger Erbe klagen, daß ich ihm das Seinige verkürze.

Sollt' ich so dünn wie ein Spinnengewebe
Werden, indessen von Fett der Schmeerbauch wackelte Jenem?
Verkauf dein Leben für den Gewinn, häufe Schätze auf Schätze:
Schon ist gefunden, Chrysipp, der den logischen Haufen dir wegräumt!"

5. T. Petronius Arbiter.

Sind die Satiren des Persius Erzeugnisse eines edelen Gemüthes, das seinen Unwillen über die Thorheiten und Laster einer Welt, der es selbst sich entfremdet hat, ausspricht, so führt uns der satirische Roman des Petronius (Petronii Satiricon libri) in diese Welt selbst ein. Petronius bringt die Satire zu ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zurück, nach der sie ein localer Mimus sein sollte; doch weil das römische Volksleben jetzt einen weitern Kreis umfaßte, als in jenen alten Zeiten, in welchen die Jugend im extemporirten Scherzspiel die Lächerlichkeiten ihrer beschränkten Umgebung dramatisch vorführte, so mußte auch eine Form geschaffen werden, die weit genug war, das große Bild des damaligen römischen Lebens in sich aufzunehmen. Dazu war keine geeigneter als die des Romans, die in episch-dramatischer Weise alle Richtungen und Vertreter der Zeit zur unmittelbaren Anschauung zu bringen vermochte. Petronius wurde so der Schöpfer einer neuen Gattung, des Sittenromans, der mit der der Satire eigenthümlichen Ungebundenheit die Wirklichkeit in unverhüllter Darstellung vorführte. Die feine Beobachtung und die geistreiche Auffassung der Außenwelt, Witz

und Laune sind auch in dieser Form der Satire die Hauptvorzüge jener echt italischen Dichtgattung und die Lust an dem Frivolen und Obscönen ist ein charakteristischer Zug des romanischen Volksstammes, worin Petronius würdige Nachfolger in Boccaccio und den französischen Romandichtern des vorigen Jahrhunderts, die in Crebillon ihr Muster sahen, das sie noch überboten, gefunden hat. Der Held des petronischen Romans ist das Vorbild aller jener Abenteuerer geworden, die in den Schelmenromanen der Spanier, Franzosen und Deutschen bis auf den Gil Blas und Simplicissimus ihre ergötzliche Rolle spielen.

Petronius copirt mit einem bewundernswürdigen Talent die Wirklichkeit. Die Personen, die er handelnd einführt, sind keine allgemeinen Typen, sondern concrete Gestalten, die er aus dem Leben genommen und bis auf die Eigenthümlichkeit ihrer Sprache treu dargestellt hat. Ob er es auch verstanden habe, seinen reichen Stoff zu einem Kunstganzen zu gestalten, können wir nicht entscheiden, da wir nur Bruchstücke, die unter einander nicht zusammenhängen, besitzen. Noch im 12. Jahrhundert soll der Roman vollständig vorhanden gewesen sein. Daß er ziemlich umfangreich gewesen, erkennen wir daraus, daß ein fünfzehntes Buch citirt wird. Zu den erhaltenen Bruchstücken kam das 1662 in einer Handschrift zu Traun in Dalmatien aufgefundene Gastmahl des Trimalchio (Coena Trimalchionis). Die angeblich in einer Belgrader Handschrift 1688 aufgefundene und von F. Nodot 1693 herausgegebene Ergänzung, wodurch die früheren Fragmente in einen Zusammenhang gebracht werden, ist ein literarischer Betrug. Ebenso ist das von Marchena angeblich in der Bibliothek von St. Gallen entdeckte Fragment untergeschoben. — Der Schauplatz in den uns erhaltenen Fragmenten ist das südliche Italien; möglich, daß in den verlorenen Theilen der Verfasser seinen Helden auch nach Rom gebracht hat. — Das Werk gehört keiner der herrschenden Kunstgattungen an und der Verfasser hat sich auch keiner literarischen Schule angeschlossen, vielmehr macht er gegen die vorhandenen Richtungen Opposition. Es war, wie es scheint, seine Tendenz, die Literatur wieder populär

zu machen und von dem Volke für das Volk zu schreiben; doch weil er mit seiner Tendenz vereinzelt dastand, wurde er von der Zunft der Literaten ignorirt, wenn er auch, wie wir vermuthen dürfen, sich einen bedeutenden Leserkreis unter dem Volke selbst erworben hatte. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn keiner der namhaften Autoren seiner Erwähnung thut und erst spätere Grammatiker ihn citiren.

Ueber die Persönlichkeit des Verfassers wie über seine Zeit ist viel gestritten worden. Man erkennt gewöhnlich in ihm den von Tacitus (Ann. XVI, 18 sqq.) als geistreichen und wissenschaftlich gebildeten Lebemann geschilderten C. Petronius, der sich als Proconsul in Bithynien und bald darauf als Consul durch seine Geschäftstüchtigkeit auszeichnete und am Hofe des Nero das Amt eines Arbiter deliciarum oder Maître de plaisir versah, später aber durch des Tigellinus Ränke in Ungnade fiel und sich selber tödtete, 67 n. Chr. Wie Tacitus erzählt, soll er nicht, wie es damals die meisten vom Kaiser zum Tode Verurtheilten thaten, den Nero und Tigellinus aus Kriecherei in seinem Testamente erwähnt, sondern statt dessen eine versiegelte Schrift übersandt haben, worin er unter den Namen verrufener Männer und Frauen die Schandthaten des Kaisers und seiner Genossen beschrieben hat. Man hat unseren Roman für diese Schrift gehalten, und namentlich in dem schwelgerischen Trimalchio den Nero wieder erkennen wollen. Allein die Züge, womit der Verfasser diesen aller Bildung und alles Geschmackes baaren Emporkömmling und seine Umgebung ausgestattet hat, passen durchaus nicht zu Nero und seinem Kreise. Andere setzen den Verfasser und seine Schrift nach Domitian oder nach Commodus, ja Niebuhr wegen einer Inschrift gar in die Mitte des dritten Jahrhunderts. Am wahrscheinlichsten nimmt man an, daß die Schrift zwar in die Zeit des Nero falle — denn darauf deuten die Schilderungen von dem Hochmuthe und fabelhaften Reichthume der Freigelassenen, die Klagen über den Untergang der echten Beredtsamkeit und über den Verfall der Staffel-Malerei zu Gunsten der Wandmalerei — daß aber der Verfasser, möge Petronius sein wirklicher oder symbolischer Name gewesen sein,

in keiner Beziehung zu jenem Arbiter deliciarum am Hofe des Nero gestanden habe. Man hat sich auch die vergebliche Mühe genommen, die anderen in dem Roman vorkommenden Namen auf wirkliche Personen zurückzuführen; es scheint jedoch der Roman durchaus ein Werk der freischaffenden Phantasie zu sein und auf keinem historischen Grunde zu ruhen.

Die Hauptperson ist Encolpius, den der Verfasser seine Abenteuer erzählen läßt. Ein junger Grieche von empfehlendem Aeußeren und nicht gewöhnlicher Bildung, aber ohne Mittel und vornehme Bekanntschaft, hat er sich mit einigen anderen Abenteuerern verbunden und treibt sich in den reichen und üppigen Gegenden des südlichen Italiens in Städten und auf dem Lande herum, um auf Anderer Kosten sich zu amüsiren und sein Glück zu machen. Wir begegnen ihm zuerst in einem Porticus, wo er vor einer Versammlung über den Verfall der Beredtsamkeit declamirt. Er klagt über die unsinnigen Rhetoren, die, statt der echten Beredtsamkeit den Weg zu bahnen, durch Schwulst und tolles Geschwätz bewirken, daß, wenn ihre Schüler auf das Forum kommen, sie sich in eine andere Welt versetzt glauben, weil sie in der Schule nicht lernen, was im praktischen Leben vorkommt, sondern von Piraten hören, die in Ketten am Ufer stehen, von Tyrannen, die Edicte erlassen, wonach Söhne ihren Vätern den Kopf abhauen sollen, von Orakelsprüchen, die befehlen, drei oder mehrere Jungfrauen zur Abwendung der Pest zu opfern, Alles in Worten, so süß wie Honigplätzchen; denn was sie sagen und thun ist wie mit Mohn und Sesam bestreut. Kein Wunder, daß auf diese Weise die wahre Beredtsamkeit verloren gegangen ist. Aus solchen Schulen sind die Klassiker der Griechen nicht hervorgegangen. Die großartige und so zu sagen keusche Beredtsamkeit, wie man sie bei diesen findet, ist keine buntscheckige und schwülstige, sondern schwingt sich in natürlicher Schönheit auf. Aus Asien ist das Verderben in Athen eingedrungen, und seitdem hat auch die Poesie ihre gesunde Farbe verloren und die Malerei hat ihre Endschaft erreicht durch ägyptische Pfuscherei. — Jetzt nimmt ein gewisser Agamemnon das Wort: „An diesem Verfalle sind weniger die Lehrer

als das Publicum Schuld. Jene müssen mit den Wölfen heulen, wenn sie nicht, wie Cicero sagt, vor leeren Bänken lehren wollen. Die Eltern treiben aus Eitelkeit ihre noch unreifen Kinder zu solchen Studien, statt daß sie sie stufenweise vom Leichtern zum Schwerern führen lassen und ihnen Zeit zur Uebung gestatten sollten. Ueberhaupt, soll es mit den Wissenschaften und den Künsten besser werden, muß erst unser Leben besser werden; dann bilde man die frühe Jugend an den Dichtern und lasse sie trinken aus der mäonischen Quelle, hierauf weihe man sie in die Weisheit der sokratischen Schaar ein und führe sie endlich zu den großen Rednern Demosthenes und Cicero:

Statte mit Gütern der Art den Geist aus; reichlichen Stromes
Voll, wirst so du die Wort' aus pierischem Herzen ergießen."

Während dieser Unterhaltung hatte sich Asc**y**ltos, des Encolpius Gefährte, fortgeschlichen. Ein Anderer hatte des Agamemnon Suasorie aufgenommen und eine große Zahl junger Schüler, angelockt von der Declamation aus dem Stegreif, erhob ein kritisches Gelächter und Geschrei, indeß Encolpius sich davonschlich, den Gefährten zu suchen. In der unbekannten Stadt findet er den Weg zur Herberge nicht. Eine Alte, die er deshalb befragt, verspricht, ihn dahin zu führen und lockt ihn in ein unsauberes Haus, wo er den Ascyltos wiederfindet und aus einer schrecklichen Lage befreit. Sie erreichen glücklich ihr Nachtquartier und treffen des Encolpius Burschen Giton in Verzweiflung. Auf des Encolpius Frage, was ihm fehle, erzählt er die üble Behandlung, die ihm Ascyltos zugedacht. Es entsteht ein Streit; Ascyltos trennt sich von ihnen. Doch nicht lange, vereinigen sie sich wieder zu einem gemeinsamen Gaunerstreiche, der ihnen eine schöne Summe Geldes einbringt, die sie in einen Mantel einnähen. Verfolgt, müssen sie die Flucht ergreifen und den Mantel im Stiche lassen. Ein Bauer hat ihn gefunden und bringt ihn, ohne zu wissen, welchen Schatz er enthält, in die Stadt zum Verkauf. Sie prellen ihn darum und der Heldenstreich hat ihnen die Bewunderung der schönen Quartilla erworben, die

durch ihre Magd Psyche sich bei ihnen einführt und die ganze saubere Gesellschaft zur ausgelassensten Lust stimmt.

Sie sind zum Gastmahle des Trimalchio geladen. Agamemnon führt sie hin. Welcher Luxus zeigt sich ihnen im Hause des reichen Freigelassenen! Nach einem Bade begeben sie sich zur Tafel. Der Hausherr, in geschmacklos überladenem Prachtanzuge, nimmt unter Musik seinen Platz ein. Das Mahl beginnt. Es wird ein Korb hereingetragen; darin sitzt eine Henne aus Holz mit ausgebreiteten Flügeln. Zwei Sklaven treten hinzu und während die Musik spielt, nehmen sie aus dem Neste Pfaueneier und vertheilen sie unter die Gäste. Die Eier selbst sind Atrappen; wie man sie öffnet, findet man eine fette Drossel mit gepfeffertem Eidotter überzogen darin. Hundertjähriger Falerner wird gereicht. Jetzt folgt der erste Gang. Auf einer runden Präsentirschüssel sind die zwölf Thierzeichen des Himmels abgebildet und in jedem liegt ein passender Leckerbissen; in der Mitte ist ein Bienenkorb aus Rasen mit einem Honigwaben darin. Ebenso sinnreich sind die anderen Gänge. — Encolpius bemerkt eine Frau hin- und hergehen und auf seine Frage: wer sie sei, belehrt ihn ein Gast: „Es ist Fortunata, die Gattin des Trimalchio, die das Geld mit Scheffeln mißt.“ — „Was war sie früher?“ — „Gott verzeihe mir die Sünde; du hättest aus ihrer Hand nicht ein Stückchen Brot nehmen wollen. Jetzt ist sie wie im Himmel und des Trimalchio Factotum. Wenn sie ihm am hellen Mittag sagt, es sei Nacht, so glaubt er es ihr. Er selbst weiß nicht, was er Alles besitzt, so überreich ist er; sie sorgt für Alles, sie ist überall hinterher, sie ist eine nüchterne, verständige Frau; nur hat sie eine böse Zunge und kann schwatzen wie eine Elster. Wen sie liebt, den liebt er auch; wen sie nicht liebt, den liebt er auch nicht. Von des Trimalchio Reichthum hast du keinen Begriff. Seine Besitzungen kann ein Geier kaum umfliegen. In der Zelle seines Thürstehers liegt mehr Silber, als Mancher im Vermögen hat. Von seinen Leuten kennt kaum der zehnte Theil seinen Herrn. Er braucht nichts zu kaufen; ihm wächst Alles aufs beste und schönste zu. Erst in diesen Tagen hat er nach Indien um

Champignon=Samen geschrieben. Nimm dich in Acht, seine Collegen, die anderen Freigelassenen, zu verachten. Auch sie sind reiche Leute."

Trimalchio weiß seine Gäste nicht blos zu bewirthen, sondern auch zu unterhalten und zu belehren. Er erklärt ihnen die astrologische Bedeutung des Thierkreises. „Welche Gelehrsamkeit! rufen die Gäste und erheben die Hände zur Decke; Hipparchus und Aratus sind nichts gegen ihn!" — Der Koch erhält für seine Geschicklichkeit eine silberne Krone und einen Becher auf einer Schüssel von korinthischem Erze zur Belohnung. Agamemnon betrachtet das Gefäß und Trimalchio sagt: „Ich bin der Einzige, der wahre korinthische Gefäße besitzt, und vielleicht fragst du, warum ich allein solche besitze? Weil der Künstler, von dem ich sie kaufe, Korinthus heißt. Glaubt aber nicht, ich sei ein solcher Ignorant, daß ich nicht wüßte, wie das korinthische Erz entstanden ist. Als Ilium eingenommen wurde, ließ der schlaue Hannibal alle eherne, silberne und goldene Bildsäulen auf einen Haufen zusammentragen und anzünden. So ist aus ihnen ein Mischerz entstanden, das die Metallarbeiter nahmen, um allerlei Teller und Schüsseln und Nippsachen daraus zu verfertigen. Ich gäbe jedoch alle korinthischen Gefäße hin für gläserne, wie sie einst ein Künstler machte von solcher Zähigkeit, daß sie ebenso wenig wie goldene und silberne zerbrachen. Dieser brachte einmal eine solche Schaale vom reinsten Glase dem Kaiser. Der lobte sie und empfing das Geschenk huldvoll. Da nahm zum Erstaunen Aller der Künstler die Schaale wieder aus der Hand des Kaisers und warf sie mit aller Kraft auf den Fußboden. Der Kaiser war ebenso erstaunt, als erschrocken. Doch jener hob die Schaale von der Erde auf und sie war nicht zerbrochen, sondern verbogen. Hierauf holte er einen Hammer aus der Tasche hervor und stellte das Gefäß wieder her. Er glaubte Wunder wie sehr er dafür belohnt werden würde. Aber es kam anders. Der Kaiser fragte ihn, ob ein Anderer die Anfertigung solchen Glases verstände, und als jener es verneinte, befahl der Kaiser ihn zu köpfen, weil, wie er sagte, wenn diese Kunst bekannt würde, Gold und Silber dem Kothe gleich ge=

achtet wäre. — Von Silber bin ich ein besonderer Freund. So habe ich Humpen, worauf Kassandra abgebildet ist, wie sie ihre Söhne tödtet, und die todten Kinder liegen so natürlich da, daß man glauben sollte, sie leben. Ich habe ein Henkelbecherchen, das mir mein Patron hinterlassen hat; darauf schließt Dädalus die Niobe in das trojanische Pferd ein. Ich habe Alles vollwichtig; mein Wissen aber verkaufe ich für alles Geld nicht."

Er ist eben nicht blos Kunstkenner, sondern auch ein Dichterfreund und selbst Dichter. Er kennt die Literatur; er weiß, daß Cicero mehr ein Redner, Publius Syrus mehr ein Sittenprediger gewesen. Er hält sich Komödianten, die, weil er das Vaterländische liebt, Atellanen aufführen müssen, während der Flötenspieler lateinische Weisen bläst. Aber auch die griechische Dichtkunst verachtet er nicht. Er läßt Homeristen kommen, die vor den Gästen declamiren. „Wißt ihr, fragt er, welche Sage sie vortragen? Diomedes und Ganymedes waren Brüder; ihre Schwester war Helena. Agamemnon raubte sie und schob der Diana eine Hirschkuh unter. Homer schildert nun eben, wie die Trojaner und Parentiner mit einander kämpften. Agamemnon siegte und gab seine Tochter Iphigenia dem Achilles zur Frau; deshalb wurde Ajax wahnsinnig, wie ihr gleich sehen sollt." Unter dem Geschrei der Homeristen und dem Hin- und Herlaufen des Gesindes wurde ein gebratenes Kalb auf einer großen Schüssel gebracht. Ajax folgte und wie ein Verrückter hieb er mit gezogenem Schwerte darauf los und bald oben, bald unten gesticulirend sammelte er die Stücke und vertheilte das Kalb unter die Gäste.

Die Anwesenden zu unterhalten fordert Trimalchio den Niceros auf, irgend etwas zu erzählen. Dieser findet sich bereit und giebt ein Geschichtchen zum Besten, das ihm einst selbst, als er noch Sklave gewesen, passirt ist. Er liebte damals die schöne Melissa aus Tarent, und da er sie einst des Nachts besuchen wollte, nahm er sich seinen Freund mit, der ein tapferer Soldat, ein wahrer Mordkerl, war. Im Gehen bleibt dieser zurück, und wie sich Niceros nach ihm umsieht, da bemerkt er, wie er sich entkleidet, die Kleider an die Seite

des Weges legt und sich mit einem Male in einen Wolf verwandelt. Hierauf fängt er an zu heulen und flieht in den Wald. „Ich wußte, fährt der Erzähler fort, anfänglich nicht, wie mir geschah, und wie ich dann zu den Kleidern hintrat, um sie aufzuheben, fand ich sie in Stein verwandelt. Wer vor Furcht fast verging, das war ich. Doch zog ich mein Schwert und focht wacker in die Nachtgespenster hinein und kam so glücklich zu dem Landhause meiner Geliebten. Wie ich in die Thür trat, da konnte ich kaum mehr athmen; der Schweiß lief mir stromweise vom Gesicht und die Augen waren wie erstorben. Meine Melissa wunderte sich, daß ich so spät einen Spaziergang gemacht und sagte: „„Wärest du wenigstens früher gekommen, so hättest du uns beistehen können. Ein Wolf ist in unser Landhaus eingebrochen und hat unserem Viehe wie ein Fleischer Blut gelassen. Aber der Spaß ist ihm nicht gut bekommen, wenn er auch floh; denn unser Knecht hat ihm einen Lanzenstich in den Hals versetzt."" Wie ich dies hörte, eilte ich in das Haus unseres Freundes. Als ich an den Ort kam, wo die Kleider in Stein verwandelt waren, fand ich nichts als Blut; wie ich aber nach dem Hause gelangte, lag mein Soldat im Bette und ein Arzt behandelte seine Halswunde. Ich erkannte, daß er ein Währwolf sei und seitdem habe ich für Alles in der Welt kein Stückchen Brot mit ihm essen mögen. Mögen Andere hierüber denken, wie sie wollen; wenn ich lüge, so sollt ihr mir alles Schlimme anthun." — Trimalchio versichert, Niceros sei ein zuverlässiger Mann, durchaus kein lügenhafter Zungendrescher; er könne übrigens selbst eine ähnliche schreckliche Geschichte, deren Zeuge er gewesen, mittheilen. „Als ich noch jung war, berichtet er, starb der Liebling meines Herrn, und wie die arme Mutter über das Kind jammerte und wir Alle in Betrübniß waren, fingen die Hexen ihr Spiel an; es war, wie wenn ein Hund einen Hasen verfolgte. Wir hatten damals einen Knecht aus Kappadocien, einen langen Kerl von einer Kühnheit, daß er es selbst gewagt hätte, mit dem erzürnten Jupiter anzubinden. Dieser zog muthig ein Schwert und lief draußen vor der Thür herum, nachdem er sorgfältig die linke Hand verhüllt hatte, und durch=

stach ein Weib mitten durch. Wir hörten ein Geheul; aber von ihr war nichts zu sehen. Unser Tölpel kommt herein und wirft sich aufs Bett. Sein ganzer Körper war blau unterlaufen, als hätte er Peitschenhiebe bekommen; offenbar hatte ihn eine böse Hand berührt. Wir schlossen die Thür und begaben uns wieder an unsere Geschäfte. Wie aber die Mutter die Leiche des Kindes in den Arm nimmt, fühlt und sieht sie eine Strohpuppe, die kein Herz, keine Eingeweide, gar nichts in sich hat. Die Hexe hatte nämlich das Kind weggestohlen und einen leeren Strohwisch untergeschoben. Ja, ja, glaubt es nur: es giebt Weiber, die mehr wie Brot essen können; es giebt Nachtgespenster, die das Unterste zum Obersten kehren. Unser langer Tölpel hat seitdem seine Farbe nicht wieder erhalten und starb in wenigen Tagen im Wahnsinn."

Während der Mahlzeit kündigt ein Lictor die Ankunft eines Gastes an und herein tritt Habinnas, eine hohe Magistratsperson der Stadt und seines Handwerks ein Steinmetz. Er ist trunken; denn er kommt von einem Leichenschmause, und stützt sich auf die Schultern seiner Frau. Diese nehmen Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit, die, je mehr der Wein wirkt, desto ausgelassener wird. Den Trimalchio aber versetzt der Rausch in eine sentimentale, wehmüthige Stimmung. Er spricht von seinem Tode, von seinem Testamente, bestellt sich beim Habinnas sein Grabmonument, worauf er die Inschrift setzen soll: „C. Pompejus Trimalchio Mäcenatianus ruhet allhier. Ihm ist in seiner Abwesenheit das Amt eines Sexvir zugetheilt worden. Er konnte, wenn er gewollt hätte, in allen Centurien sein. Er war fromm, wacker und treu. Er ist aus Kleinem groß geworden, hinterließ 30 Millionen Sesterzien und hat nie einen Philosophen gehört. Lebe auch du wohl!" — Ein allgemeines Weinen folgt dieser rührenden Mittheilung; doch bald fordert sie der Wirth zu neuer Fröhlichkeit auf. „Da wir wissen, daß wir sterben müssen, warum sollen wir nicht das Leben genießen?" — Sie begeben sich in ein warmes Bad und darauf in ein anderes Zimmer, worin Fortunata schon ein herrliches Arrangement getroffen hat. Ein kleiner Ehezwist zwischen dem Wirth und der Wirthin wird aus-

geglichen und Trimalchio giebt seine Lebensgeschichte zum Besten. „Das Bischen Verstand ist, was den Menschen macht; alles Uebrige ist der Rede nicht werth. Mich hat meine gute Wirthschaft reich gemacht. Wie ich aus Asien kam, war ich so groß, wie der Candelaber hier, an dem ich mich täglich zu messen pflegte, und damit ich um so schneller einen Bart um den Schnabel bekäme, salbte ich die Lippen aus der Lampe. Ich ward der Liebling des Herrn, und stellte auch die Frau zufrieden; ihr versteht mich doch? So wurde ich Herr im Hause und nächst dem Kaiser Miterbe einer Senatoren-Erbschaft. Doch Niemand ist mit dem zufrieden, was er hat. Ich bekam Lust, Geschäfte zu machen; kurz, ich baute fünf Schiffe, die ich mit Wein belud, der damals mit dem Golde in gleichem Preise stand. Aber meine Schiffe scheiterten und an einem Tage verschlang Neptun 10 Millionen Sesterzien. Glaubt ihr, daß mich dies muthlos gemacht habe? Keinesweges! Der Verlust brachte mich erst auf den Geschmack. Ich rüstete andere größere, bessere und glücklichere Schiffe aus; man rühmte meinen Unternehmungsgeist; ich befrachtete sie mit Wein, Speck, Bohnen, Salben und Sklaven. Bei dieser Gelegenheit bewies meine Frau ihre wahre Zärtlichkeit. Sie verkaufte allen ihren Schmuck und ihre Garderobe und händigte mir hundert Goldstücke ein. Das waren die Heckthaler zu meinem Vermögen. Auf einer Fahrt habe ich die 10 Millionen Sesterzien wieder eingebracht. Sogleich kaufte ich die Grundstücke meines Patrons wieder zurück, baute mir ein Haus, handelte Vieh ein zum Wiederverkauf. Was ich nur anrührte, das wuchs wie Honigwaben. Nachdem ich mehr besaß, als mein ganzes Vaterland in Vermögen hat, da hieß es: Nicht rühr' an mehr! Ich zog mich vom Geschäft zurück, und so ist euer Freund, der früher ein Frosch war, jetzt ein König."

Um seinen Gästen einen Vorschmack seines Leichenbegängnisses zu geben, läßt er die prachtvollen Todtengewänder bringen, eine weiße Decke und eine Purpurtoga. Er streckt sich wie todt auf dem Sopha aus; Hornisten müssen den Todtenmarsch spielen und Einer besonders blies so fürchterlich, daß

er die ganze Nachbarschaft in Aufruhr brachte. Die Wächter glaubten, es brenne im Hause des Trimalchio, schlugen die Thüren ein und wirthschafteten arg mit ihren Spritzen und Beilen. Encolpius und seine Gefährten benutzen die Verwirrung und machen sich eilig davon.

Nach der Heimkehr entzweit sich die saubere Gesellschaft von neuem. Ascyltos verläßt Encolpius und Giton folgt ihm freiwillig. Unser Held ist in Verzweiflung. Er will von der bösen Welt nichts mehr wissen, miethet sich ein einsames Stübchen am Ufer, schließt sich drei Tage ein, endlich faßt er den Entschluß, sich blutig an Ascyltos zu rächen. Bewaffnet durchläuft er die Straßen, bis eine Wache ihn anhält und ihm die Waffen wegnimmt. Am Morgen setzt er seine Aufsuchung der Flüchtlinge fort. Er kommt in einen Porticus, der mit noch gut erhaltenen Gemälden von Zeuxis, Protogenes und Apelles geschmückt ist. Während er ihre Schönheit bewundert, tritt ein alter Mann mit grauem Haar und einer viel versprechenden Miene zu ihm, aber in so unscheinlicher Kleidung, daß man gleich den Literaten in ihm erkannte. Er giebt sich als Eumolpus, einen berühmten Dichter, zu erkennen. „Aber, fragt ihn Encolpius, warum gehst du so schlecht gekleidet?" — „Eben deshalb, erwiedert ihm jener; das Genie hat noch Niemandem zu Gelde verholfen:

Wer dem Meere vertraut, macht reich durch großen Gewinn sich;
Wer Kriegslager sich wählt und Kämpf', umgiebt sich mit Golde;
Feile Verräther verschlafen den Rausch auf Kissen von Purpur,
Und den Verführer der Frauen belohnt man mit Gelde die Sünde.
Nur der Dichter allein muß zittern in Lumpen vor Kälte;
Ruft in der Noth umsonst die Künst' an, die man verachtet."

Er erzählt hierauf seine abenteuerliche Lebensgeschichte. Encolpius fragt ihn um die Ursache, warum die schönen Künste, besonders die Malerei, so gesunken seien. „Die Gier nach Geld, erwiedert ihm Eumolpus, hat die Umkehr verschuldet. In alten Zeiten, als noch die nackte Tugend gefiel, blühten die freien Künste und herrschte der größte Wetteifer unter den Menschen, daß nichts, was dem Menschen fromme, verborgen bliebe. Wir, in Wein und Wollust versunken, wagen nicht

mehr, uns den Künsten zu widmen, sondern, das Alterthum tadelnd, lernen und lehren wir blos Laster. Wundere dich daher nicht, daß auch die Malerei gesunken ist, da allen Göttern und Menschen ein Haufen Gold schöner scheint, als was Apelles und Phidias, die dummen, armseligen Griechen, geschaffen haben." — Encolpius betrachtet ein Gemälde, das die Eroberung Troja's vorstellt, und Eumolpus ergreift die Gelegenheit, das Kunstwerk in Versen zu erklären. Die Vorübergehenden werfen den declamirenden Eumolpus mit Steinen; doch dieser, mit solchen Beifallsbezeigungen wohl vertraut, bedeckt das Haupt und flieht aus dem Tempel. Encolpius folgt ihm und beide begeben sich in ein Bad, wo sie Giton wiederfinden, der Encolpius um Verzeihung bittet. Sie gehen in ein Wirthshaus, sich an einem leckeren Mahle zu ergötzen. Bald entbrennt Streit, erst mit Eumolpus wegen Giton, dann mit Ascyltos, der den Giton sucht, ihn jedoch nicht finden kann, da er sich versteckt hat, und daher unverrichteter Sache abzieht. Eumolpus will Giton verrathen, um die versprochene Belohnung zu erhalten, läßt sich aber von Encolpius beschwichtigen und sie beschließen die Stadt zu verlassen.

Sie begeben sich auf ein Schiff. Hier treffen sie mit Lycas und seiner Gemahlin Tryphäna zusammen. Encolpius und Giton haben Veranlassung wegen früherer Streiche sie zu meiden. Um nicht erkannt zu werden, scheeren sie ihr Hauptthaar und entstellen das Gesicht und erscheinen als Sklaven des Eumolpus. Doch wird der Betrug entdeckt; neuer Streit, den endlich ein Vergleich endet. Eumolpus unterhält die Gesellschaft, indem er eine Strafpredigt über den Leichtsinn der Frauen hält, und theilt eine Geschichte mit, die er selbst erlebt hat, von einer Matrone in Ephesus, die ihren Gatten verloren hatte und aus Zärtlichkeit sich von dem Todten nicht trennen wollte. Schon weilte sie mit ihrer treuen Magd fünf Tage in der Gruft des Mannes und verschmähte Trost und Nahrung. Sie war das allgemeine Stadtgespräch und Alle bekannten, daß sie als ein einziges Muster ehelicher Keuschheit und Treue glänze. Um dieselbe Zeit hatte der Befehlshaber der Provinz Räuber an das Kreuz schlagen lassen,

dicht an dem Gebäude, in welchem die Matrone den Verstorbenen beweinte. Ein Soldat, der bei den Kreuzen Wache stand, damit Niemand von den Verwandten die Leichen zur Bestattung herunternehme, bemerkte ein Licht in der Gruft und hörte das Wehklagen der Trauernden. Neugierig begiebt er sich hinein, und wie erstaunt er, als er da ein schönes Weib in Trauer aufgelöst erblickt! Er versucht sie zu trösten; aber sie schlägt nur um so heftiger an die Brust und rauft sich die Haare aus, die sie auf die Leiche streut. Der Soldat bietet ihr etwas Speise an, die sie abweist, indeß die Magd ihre Hand darnach ausstreckt und die Hartnäckigkeit ihrer Herrin zu bekämpfen sucht. Beide vereinigen ihre Bitten, und sie giebt endlich nach, etwas zu sich zu nehmen und auf die Trostesworte des Soldaten zu hören. Dieser kommt den nächsten Tag wieder und es vergehen keine drei Tage, so verbindet sie das innigste Verhältniß. Die Verwandten des einen Gekreuzigten hatten bemerkt, daß die Wache lauer sei; sie stahlen daher des Nachts die Leiche und bestatteten sie. Wie am folgenden Tage der Soldat das eine Kreuz ohne Leiche sieht, ist er außer sich. Er theilt der Matrone seinen Entschluß mit, der Strafe seiner Nachlässigkeit dadurch zuvorzukommen, daß er sich in sein eigenes Schwert stürze. „Das verhüten die Götter, sagt die ebenso keusche, wie zärtliche Matrone, daß ich in kurzer Zeit zwei der mir theuersten Männer verlieren sollte; lieber mag der Todte hängen, als der Lebende sterben!" Sie räth ihm die Leiche aus dem Sarge zu nehmen und an das Kreuz zu heften. Der Soldat befolgt den Rath der klugen Frau, und am folgenden Tage wundert sich das Volk, wie der Verstorbene ans Kreuz gekommen.

Ein plötzlicher Sturm macht das Schiff scheitern. Lycas fällt ins Wasser und ertrinkt; die andere Gesellschaft wird von Fischern gerettet. Sie erfahren, daß sie in der Nähe von Kroton seien, wo die Erbschleicherei zu Hause. Schnell ist ihr Entschluß gefaßt. Eumolpus soll sich für einen reichen Gutsbesitzer aus Africa ausgeben, die Anderen seine Dienerschaft vorstellen. Den Weg nach der Stadt verkürzt ihnen Eumolpus, indem er ihnen eine poetische Schilderung des Bürger-

krieges zwischen Pompejus und Cäsar vordeclamirt. In Kroton blüht ihnen ihr Glück. Eumolpus ist eine gesuchte Person bei den Männern, Encolpius bei den Frauen. So schwinden frohe Tage hin; aber das verheißene, mit Gold und Sklaven beladene Schiff des Eumolpus will immer noch nicht aus Africa kommen. Die Erbschleicher fangen an ihre Aufmerksamkeiten zu mindern. Endlich entschließt sich Eumolpus der versammelten Menge sein Testament vorzulesen. Jeder ist mit einem Legate bedacht; doch am Schlusse heißt es in einer besonderen Clausel: „Alle, die in meinem Testamente ein Legat haben, werden es nur unter der Bedingung erhalten, wenn sie meine Leiche in Stücke zerschneiden und vor dem ganzen Volke verspeisen. Damit sie sich nicht scheuen, so wissen wir ja, daß es Völker giebt, bei denen es Gesetz ist, daß die Verstorbenen von ihren Verwandten verzehrt werden. Deshalb ermahne ich meine Freunde, sich ja nicht meinem Willen zu widersetzen, sondern mit demselben Wohlwollen, womit sie mein Leben verwünschen, auch meine Leiche zu verzehren." — Man macht ihm Einwendungen; er widerlegt sie. „Für den Ekel einer Stunde werden euch viele Güter zu Theil werden. Schließt nur euere Augen und bildet euch ein, daß ihr nicht Menschenfleisch, sondern eine Million Sesterzien verspeiset. Auch werde ich auf einige süße Zuthaten bedacht sein, euch den Braten schmackhafter zu machen. Haben doch auch die von Hannibal belagerten Saguntiner, die Patavier, die Numantiner Menschen verzehren müssen ohne anderen Vortheil, als daß sie sich sättigten. Die Massilier haben immer zur Zeit der Pest einen von den Aermeren mit den besten Speisen gemästet, um ihn dann feierlich als Sühnopfer ins Meer zu werfen. Mästet mich auch, will ich damit sagen, und ihr werdet nach meinem Tode euch sowohl einen guten Bissen, wie auch eine reiche Erbschaft verschaffen." — Hier bricht die Erzählung ab.

II. Die Literatur unter den Flaviern.

Vespasianus. 69—79.
Titus. 79—81.
Domitianus. 81—96.

Nach dem Tode des Nero folgten unter blutigen Bürgerkämpfen die von den Legionen in Spanien und Germanien und den Prätorianern gewählten Kaiser Galba, Otho und Vitellius schnell hinter einander, bis Vespasianus, vom Heere im Orient zum Kaiser ausgerufen, die Ruhe und Ordnung wieder herstellte.

Vespasianus war ein Mann von gewöhnlicher Bildung, doch nicht ohne Kenntniß und natürlichen Witz. Er wußte passend Citate aus griechischen Dichtern anzubringen und oft durch eine treffende Aeußerung dem Tadel die Bitterkeit zu benehmen (Suet. Vesp. 23). Man warf ihm Geldgier vor, die ihn bewog, Steuern und Abgaben zu vermehren, Aemter zu verkaufen und Angeklagten für eine Geldbuße die Strafe zu erlassen. Doch entschuldigten ihn Einsichtsvollere mit der Nothwendigkeit, den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen. Er unterstützte verarmte Große, stellte viele Städte, die durch Erdbeben oder Feuersbrünste gelitten hatten, wieder her und zeigte sich sehr freigebig gegen Künstler und ausgezeichnete Talente. Er war der Erste, der lateinischen und griechischen Rhetoren eine feste Besoldung aus der Staatskasse aussetzte. Scenische und musische Spiele stattete er mit großer Freigebigkeit aus (Suet. Vesp. 16—19). Die literarische Censur wurde nicht mehr mit solcher Strenge wie unter den früheren Kaisern geübt; so durfte Curiatius Maternus seine Tragödie Cato öffentlich vorlesen (Dial. de or. 2). Die hartnäckige Opposition der Philosophen ertrug er mit großer Nachsicht (Suet. Vesp. 13). Dem berühmten Stoiker Musonius Rufus begegnete er mit der größten Achtung.

Des Vespasianus Sohn und Nachfolger Titus hatte, wie es scheint, eine sorgfältigere Erziehung genossen. Er besaß von Natur ein seltenes Gedächtniß und ein besonderes Geschick,

alle Künste des Krieges und des Friedens leicht zu erlernen. Er war geübt in den Waffen und ein tüchtiger Reiter; er wußte sich lateinisch und griechisch gleich fertig sowohl in Prosa wie in Versen, oft selbst aus dem Stegreif, auszudrücken. Auch in der Musik war er nicht unerfahren, da er mit Kunst und Geschmack zu singen und die Harfe zu spielen verstand (Suet. Tit. 3). Der ältere Plinius hat in der Vorrede zu seiner Naturgeschichte ihm die verdiente Huldigung wegen seiner trefflichen Geistes- und Herzensgaben dargebracht.

Seinen beiden Vorgängern unähnlich führte Domitianus noch traurigere Zeiten wie die des Nero herbei. Seine Wuth steigerte sich mit der Zeit so, daß er, wie Tacitus sagt (Agr. 45), zuletzt den Staat nicht in Zwischenräumen und mit Unterbrechung, sondern in Einem fort und gleichsam mit einem Schlage erschöpfte. „Die Tugend ward mit einem grimmigen Hasse verfolgt; man wüthete nicht nur gegen die Schriftsteller, die sie priesen, sondern auch gegen ihre Schriften; die öffentlichen Denkmäler der berühmtesten Männer wurden verbrannt; denn man glaubte, durch das Feuer das Wort des römischen Volkes, die Freiheit des Senats und die Erinnerung des Menschengeschlechtes vernichten zu können, zumal man auch die Lehrer der Weisheit vertrieben und jede edele Kunst verbannt hatte, damit man nirgends mehr einer Spur des Guten begegne. Wie das Alterthum das höchste Ideal der Freiheit, so hat diese Zeit, in der durch heimliche Aufpasser jeder geistige Verkehr gehemmt war, das der Knechtschaft vor Augen gehabt" (Agr. 2). — Domitian heuchelte wie Nero anfänglich eine gewisse Mäßigung und einen Eifer für Wissenschaft und Kunst. Er gab sich den Anschein, als hätte er Interesse für Poesie, und las öffentlich seine Gedichte vor, obgleich er später eine völlige Verachtung gegen Dichtkunst und Dichter zeigte (Suet. Dom. 2). Wir besitzen in der unter dem Namen des Cäsar Germanicus zum Theil noch vorhandenen Uebersetzung des Aratus eine Probe seines jugendlichen Fleißes. Man hat sie gewöhnlich dem Germanicus, dem Enkel des Augustus, zugeschrieben; allein triftige Gründe rathen, sie eher dem jungen Domitianus beizulegen.

Erhalten sind davon noch die Phänomena, 725 Verse, und dazu nicht unwichtige Scholien, und 3 Bruchstücke der Prognostica in 206 Versen. Die Uebersetzung ist frei und in einer gefälligen Sprache. — Die Certamina quinquennalia, die Domitian zu Ehren des Jupiter Capitolinus in drei Abtheilungen: musischen, equestrischen und gymnischen Wettkämpfen, im Jahre 86 einführte, hatten auch Preise für poetische und prosaische Leistungen in lateinischer und griechischer Sprache. Aehnliche Wettkämpfe für Dichter und Redner ließ er jährlich an den Quinquatrien der Minerva auf seinem albanischen Landgute abhalten (Suet. Dom. 4; Censor. de die nat. 18). Es darf uns daher nicht wundern, wenn höfische Dichter seines Lobes voll sind. Den Quintilian hat die Gunst, womit ihn vorzugsweise der Kaiser beschenkte, zu übertriebenen Schmeicheleien veranlaßt, namentlich preist er das dichterische Talent desselben mit vollem Munde (X, 1, 91). Ein Verdienst erwarb sich Domitian dadurch, daß er die Bibliotheken, die durch Brand zerstört waren, mit großem Aufwande wiederherstellte, indem er überall Exemplare aufsuchen ließ und Leute nach Alexandrien schickte, Bücher abzuschreiben und zu verbessern. Trotz dem vernachlässigte er von Anfang seiner Regierung an alle liberalen Studien. Nie beschäftigte er sich mehr mit der Lectüre von Geschichtswerken und Gedichten; außer den Denkwürdigkeiten des Tiberius las er nichts. Auch das Schreiben selbst des Nöthigsten war ihm zuwider. Briefe, Reden und Edicte ließ er von Anderen aufsetzen, wiewohl sein Ausdruck nicht ohne Feinheit war und er auch zuweilen witzig sein konnte (Suet. Dom. 20).

Die zwölf Jahre des inneren Friedens und der milden Herrschaft des Vespasian und Titus kamen in der Literatur meist erst der späteren Zeit zu Gute. Die großen Schriftsteller, die unter Nerva und Trajan eine zweite Blüthe der Literatur hervorbrachten, erhielten in dieser Zeit ihre Bildung. Aber auch für die schon thätigen Schriftsteller waren die Jahre der Ruhe günstig zur Ausführung größerer literarischer Unternehmungen, und so ist in dieser Zeit das Riesenwerk des älteren Plinius, die Naturgeschichte, vollendet worden, das groß=

artigste Denkmal römischen Fleißes und römischer Gelehrsamkeit. Sonst ist eine gewisse Erschöpfung bemerkbar, eine natürliche Folge der eben verflossenen traurigen Zeiten. Die Gemüther waren noch zu sehr gedrückt, als daß sich bald eine frische literarische Thätigkeit hätte entwickeln sollen, und als die Wirkung der besseren Zeit sich hätte äußern können, übte Domitians Tyrannei einen härteren Druck als je.

A. Poesie.

Der Poesie konnte kein Leben mehr eingehaucht werden; sie war im Volke erstorben und ward nur künstlich gepflegt durch Männer von Bildung theils als gelehrte Sprachübung, theils zur Unterhaltung und zur Schaustellung in öffentlichen Vorlesungen und Wettkämpfen. Einen wahren Dichterberuf vermissen wir fast bei Allen, deren Schriften sich erhalten haben. Der Werth der Gedichte ward bestimmt nach der mehr oder minder glücklichen Nachahmung früherer Muster und der größeren oder geringeren Gewandtheit der Sprache und des Versbaues.

Die Lyrik war meist dilettantische Spielerei. Wir kennen nur einzelne Namen von Lyrikern, bis auf die Sylvae des Statius, eine Sammlung von Gelegenheitsgedichten in leichter Sprache und Versification und nicht ohne poetischen Werth. Der gefeierteste Lyriker scheint Cäsius Bassus gewesen zu sein. Er war ein Freund des Persius und soll bei dem Ausbruch des Vesuvs, 79, umgekommen sein. Quintilian, der ihn gekannt hat, zählt ihn unter die besseren Dichter, meint aber, daß er von den Lebenden weit übertroffen werde (X, 1, 96). Ihm wird die Schrift de metris Horatianis beigelegt. Nächst ihm sind die namhaftesten Arruntius Stella, von Martial als glücklicher Nebenbuhler des Catullus gefeiert (I, 8; VII, 13), und ihm hat Statius das erste Buch der Sylvae und darin ein Hochzeitsgedicht auf seine Vermählung mit der Violantilla gewidmet; Vestricius Spurinna, der im hohen Alter starb, vielleicht erst unter Hadrian. Von ihm rühmt Plinius (Epist. III, 1), daß er in beiden Sprachen sehr gelehrte lyrische Gedichte von bewundernswürdiger Süßigkeit,

Lieblichkeit und Laune, deren Anmuth die sittliche Reinheit erst ihre Vollendung gebe, verfaßt habe. Die noch vorhandenen ihm beigelegten vier Oden sind ein späteres Machwerk. Eine Dichterin Sulpicia wird von Martial theils wegen ihrer musterhaften Ehe mit Calenus (X, 30), theils wegen ihrer anständigen Gedichte gepriesen (X, 35):

Die Sulpicia mögen alle Mädchen,
Die nur Einem gefallen wollen, lesen;
Die Sulpicia mögen alle Männer,
Die nur Einer gefallen wollen, lesen. —
Sie lehrt, sein auch in Lieb' und Lust und Scherzen,
Sein in witzigen Worten keusch und ehrbar.
Wer recht ihre Gedichte weiß zu schätzen,
Wird gestehen, es gebe keine Frömm're.

Von ihr besitzen wir noch eine sogenannte Satire in 70 Hexametern: de edicto Domitiani, quo philosophos urbe exegit, eine Klage über die traurige Lage der Gelehrten und Philosophen, die Domitian im Jahre 92 aus Rom vertrieb. — Ein anderer Satiriker war Turnus, von Martial (VII, 96, 8; XI, 11) und Anderen gerühmt. Nach Schol. ad Juv. I, 20. war er ein Freigelassener, der zu hohen Ehren gelangte, und am Hofe der Flavier von mächtigem Einfluß war. Die ihm beigelegte Satire in Neronem ist jedoch ein späteres Machwerk.

Das Drama ward nur als poetische Uebung, nicht zur Aufführung bearbeitet. Unter den vielen Dichtern, die sich in demselben versuchten und in Schwulst und Unsinn mit einander wetteiferten (Juv. Sat. I, 2), scheint einer der besseren Curiatius Maternus gewesen zu sein. Er war zugleich Sachwalter und Redner und ihm hat der Verfasser des Dialogus de oratoribus eine Rolle in seinem Gespräche zuertheilt. Er erwähnt von ihm einen Thyestes, eine Medea, einen Cato und einen Domitius (Dial. de or. 3).

Das Epos war noch immer die beliebteste Dichtgattung, die von Valerius Flaccus, Silius Italicus und Papinius Statius ganz in der beliebten rhetorischen Manier bearbeitet wurde.

1. C. Valerius Flaccus Setinus Balbus.

Ueber die Lebensumstände des Dichters haben wir nur dürftige Nachrichten. Er soll aus Patavium stammen; wenigstens nennt ihn Martial (I, 62, 4) einen Landsmann des Livius und (I, 77, 2) die Hoffnung und den Zögling des antenorischen Heerdes. Er scheint in dürftigen Umständen gelebt zu haben, weshalb ihn Martial auffordert, vom Dichten zu lassen und sich lieber den einträglicheren Geschäften auf dem Forum zu widmen (I, 77). Er starb noch jung, wohl um das Jahr 88, und Quintilian bedauert seinen frühzeitigen Tod mit den Worten: „Viel haben wir vor Kurzem an C. Valerius verloren" (X, 1, 90). Woher ihm die Beinamen Setinus Balbus geworden, wissen wir nicht. — Er hat sich einen bei griechischen und römischen Dichtern sehr beliebten Stoff, den Argonautenzug, zu seinem Gedichte Argonautica gewählt. Mit seinem griechischen Vorgänger Apollonius Rhodius wetteifert er in mythologischer Gelehrsamkeit, übertrifft ihn aber in geschicktem Plane des Ganzen und Ausführung einzelner Partien, wiewohl seine trockene rhetorische Manier gegen die einfache und natürliche Darstellung des Griechen bedeutend absticht. Auch hat er sein Gedicht weitläufiger angelegt und wenigstens auf 12 Bücher berechnet. In welchem Verhältnisse das Gedicht zu des Varro Atacinus Argonautica gestanden, wissen wir nicht. Virgils Einfluß ist nicht zu verkennen; doch die harte Sprache, der dunkle, oft mit Schmuck überladene Ausdruck wie der unharmonische Versbau stellen den Valerius tief unter Virgil. Das Gedicht ist in höchst unvollkommner und lückenhafter Gestalt erhalten. Es bricht mit dem unvollendeten achten Buche ab. Im Alterthum scheint es wenig gelesen worden zu sein. Poggio hat während des Concils zu Kostnitz zuerst in einer Handschrift von St Gallen die drei ersten Bücher und einen Theil des vierten wieder aufgefunden.

Der Dichter hat sein Gedicht veröffentlicht in der Zeit, als Titus Jerusalem belagerte, wie aus der Einleitung, die zugleich die Widmung an Vespasian enthält, hervorgeht:

Meere, zuerst von erhabenen Göttersöhnen befahren,
Sing' ich, das Schiff, das, kundig des Künftigen, wagte zu steuern
Hin nach dem Lande des scythischen Phasis, durch schwimmende Berge
Bahn sich zu brechen, um einst im lichten Olympus zu ruhen.
Künde mir's, Phöbus, wofern mir in reiner Behausung der Dreifuß
Stehet, von Cume's Prophetin beseelt, und grünet der Lorbeer,
Würdig der Stirn. Doch du, der mehr des geöffneten Meeres
Rühmen sich darf, nachdem Caledoniens Wässer, verschmähend
Früher der phrygischen Julier Segel, die deinen getragen,
Heb' mich empor aus der Meng' und der Erde, von Nebeln umhüllet
Heiliger Vater! sei hold ehrwürdiger Heldengeschichten
Sänger! Es wird dein Sproß den Sturz Idumäa's besingen,
Denn er vermag's, und den Bruder, geschwärzt von solymischem Staube,
Werfend die Fackel zum Brand und wüthend an jeglichem Thurme.
Er wird Götterverehrung dir weihen und Tempel dem Stamme,
Wenn du als schaffender Gott einst wirst allseitig vom Himmel
Leuchten. Nicht ist Cynosura für tyrische Schiffer ein bessrer
Führer sodann und Helice nicht für griechische Steu'rer,
Sei's, daß Zeichen du giebst, sei's, daß dir Sidon, der Nil und
Grācia Schiffe vertraut. Anjetzt hilf unsrem Beginnen
Heiteren Blicks, daß erfülle das Wort die latinischen Städte.

Es wird zuerst erzählt, wie Pelias, von Göttern, Sehern und Zeichen gewarnt, den Ruhm und die Tugend des Jason, des Sohnes seines Bruders Aeson, fürchtend, ihm den schweren Auftrag giebt, das goldene Vließ aus Colchis zu holen. Jason fleht zu Juno und Pallas um Beistand. Pallas befiehlt Argus das Schiff zu bauen und Juno ermuntert die Helden zur Theilnahme des Zuges. Das Schiff ist bereit. Ein Adler, der ein Lamm raubt und über das ägeische Meer flieht, wird als glückliches Zeichen erkannt. Man opfert dem Neptun. Der Seher Mopsus verkündet die Gefahren, die ihrer warten; doch Idmon, der Sohn Apollo's, verspricht den Sieg nach bestandenen Mühen. Jason fordert die Gefährten auf, die letzte Nacht fröhlich am Ufer mit süßem Gespräch und Spielen zu verbringen. Sie gehorchen. Chiron bringt vom Gebirge den kleinen Achilles dem Vater Peleus, der ihn liebkost, die Götter um seine Erhaltung bittend. Der thracische Sänger Orpheus singt von der Flucht des Phrixus und dem Tode der Helle. Schon ist des Weines und Spieles genug. Alle schlafen; nur Jason bleibt schlummerlos, seinem Vater Aeson und seiner

Mutter Alcimede Trostesworte zusprechend, und wie auch ihn endlich der Schlaf erfaßt, erscheint ihm der Schutzgott des Schiffes und heißt ihn Muth fassen und auf die Götter und ihn vertrauen. Der Morgen erscheint. Das Schiff wird zur Fahrt gerüstet. Es wächst der Jammer der Mütter und die starken Herzen der Väter werden schwach, wie sie zum Abschiede die Söhne umarmen; vor Allem aber tönt die Klage der Alcimede; nur Aeson freut sich, den Sohn als Führer der Helden zu sehen, und wünschet den Tag, wo er ihn als Sieger mit dem Vließe auf den Schultern heimkehrend empfange. Das Zeichen zur Abfahrt wird gegeben. Die Helden besteigen das Schiff. Es sticht in die See und von seiner Sternenburg aus freut sich der Vater der Götter über die herrlichste Unternehmung der Griechen und alle Himmlische mit ihm; nur Sol klagt über das Unheil, das seinem Sohne Aeetes naht (I). — Die Schiffenden verlassen mit günstigem Winde die Küste von Thessalien. Der Pelion und Ossa entschwinden ihren Blicken; Furcht erfaßt sie, als sie sich in dem unbekannten Meere sehen; doch ermuthigt sie Tiphys, der Steuermann, den Tritonia selbst die Leitung des Schiffes gelehrt hat. Am folgenden Tage erblicken sie den Athos und schon erhebt sich Lemnos aus den Wellen. Die beleidigte Venus hatte die lemnischen Weiber durch Eifersucht zu dem Morde aller Männer getrieben; nur Hypsipyle hatte ihren Vater Thoas gerettet. Die Argonauten, von den Lemnierinnen freundlich aufgenommen, geben sich der Lust hin, bis Hercules, ihr müßiges Weilen rügend, sie zur Fortsetzung der Fahrt mahnt. Ungern trennen sich die Helden von der Insel. Hypsipyle, die Jason liebt, beschenkt ihn mit dem Schwerte und Schilde des Thoas, Gaben des Vulcan. Von Lemnos gelangen sie nach Samothrace, dessen Priester sie in die heiligen Geheimnisse einweiht. Bei Imbros vorbeifahrend landen sie an Troja's Küste. Hier erlegt Hercules das Seeungeheuer und befreit die Hesione, Tochter des Königs Laomedon. Den Nachstellungen Laomedons, der ihm die versprochenen Rosse zu weigern gedenkt und dem der Schicksalsspruch bekannt ist, daß Pergamum zweimal durch des Hercules Geschoß fallen werde, entgeht der Held durch die beschleunigte

Abfahrt. Sie kommen in die Enge des Hellespont, wo der Geist der Helle dem Jason erscheint und ihn zu seinem Werke ermuthigt. Bei Pircotes' Höhen, Parium, Pitya und Lampsacus vorbeischiffend, gelangen sie zur Stadt des Cyzicus, der ihnen entgegeneilt und sie gastlich bewirthet (II). — Am dritten Tage setzen sie die Fahrt fort. In der Nacht schläft Tiphys am Steuer ein, das Schiff wendet sich zurück und sie kommen, ohne es zu merken, wieder in den Hafen, den sie eben verlassen hatten. Die Bewohner halten sie für die Pelasger, ihre feindlichen Nachbaren. Es kommt zu einem nächtlichen Kampfe: Jason tödtet den Cyzcius. Am Morgen wird der Irrthum bemerkt und auf Mopsus' Rath sühnen sie den Mord der Freunde durch Opfer und Gebet. Sie setzen die Fahrt fort. Bei Mysia steigt Hercules mit seinem geliebten Hylas ans Land. Juno, aus Haß gegen den Alciden, sendet einen Hirsch, bei dessen Verfolgung Hylas sich von Hercules entfernt und der Raub einer Nymphe wird. Hercules sucht ihn vergebens, und die Argonauten fahren nach langem Warten ohne ihn weiter (III). — Jupiter macht der Juno Vorwürfe und läßt den Hylas dem Hercules im Traume erscheinen und über sein Schicksal aufklären und trösten. Hercules will zu Laomedon zurückkehren, die versprochenen Geschenke einzufordern; doch auf Bitten der Götter sendet Jupiter die Iris, die ihm aufträgt, den gefesselten Prometheus zu befreien. Die Argonauten kommen nach Bebrycia in Bithynien, wo der wilde Amycus herrscht. Pollux tödtet ihn im Kampfe mit dem Cästus. Sie schiffen hierauf durch den Bosporus, der später erst diesen Namen von der Durchfahrt der Jo erhalten sollte, wie ihnen Orpheus verkündet, und kommen an das thynäische Ufer zu Phineus, dem Wahrsager, den, weil er die Geheimnisse der Götter verrathen, die Harpyien plagen. Die Söhne des Boreas, Zetes und Calais, befreien ihn von der Noth und dankbar beschreibt er ihnen den Weg, den sie noch zu machen haben. Sie treffen zuerst auf die cyanischen Irrfelsen, die sie mit dem Beistande der Juno und Minerva glücklich durchschiffen. Jetzt liegt der Pontus vor ihnen. Beim Könige Lycus finden sie freundliche Aufnahme (IV). — Hier

stirbt plötzlich an einer Seuche der Seher Idmon und während sie die Leichenfeier begehen, rafft die Seuche auch den Steuermann Tiphys hin. In ihrer Verlegenheit bestimmt das Schiff selbst den Erigonus zu seinem Lenker. Sie setzen die Fahrt fort, meiden auf Phineus' Warnung das Gebiet des Thermodon, wo die Amazonen hausen, und das der Chalyber, und hören von Kaukasus herüber das Getöse des den Prometheus befreienden Hercules. Ohne zu wissen, was der Lärm bedeute, schiffen sie weiter und landen endlich in Colchis. Aeetes wird von schrecklichen Träumen geängstet. Sein Bruder Perses räth ihm, das Vließ den kommenden Griechen freiwillig auszuliefern. Aeetes zwingt zürnend den Bruder zur Flucht, der die Seinen zum Kampfe sammelt. Jason begiebt sich mit einigen Gefährten zu Aeetes. Auf dem Wege treffen sie Medea, die ihnen zum Tempel des Mars, wo sie Aeetes finden sollen, eine Führerin mitgiebt. Hier bewundern sie Bilder, die die Geschichte von Colchis und die Geschicke des jetzigen Königstammes darstellen. Aeetes erscheint und hört die Bitte des Jason. Sein Zorn entbrennt, aber schlau mäßigt er sich und verspricht das Vließ, wenn die Argonauten ihm im Kampfe gegen Perses beistehen wollen. Ein Festmahl wird ihnen im Palaste des Aeetes bereitet. Im Olympus streitet Mars für seinen geliebten Aeetes gegen Minerva. Jupiter enthüllt ihnen den Willen des Schicksals (V). — Mars erregt den Krieg. Perses schickt vergebens Gesandte an die Minyer, sie um Beistand zu bitten. Von überall her kommen die Hülfsvölker. Der Kampf beginnt. Pallas schützt den Jason. Perses wird besiegt (VI). — Medea entbrennt in Liebe zu Jason. Aeetes weigert das versprochene Vließ, bis Jason das Feld des Mars mit den feuerhauchenden Stieren bepflügt und die Krieger, die aus der Saat der Drachenzähne erwachsen sind, überwältigt haben würde. Durch Medea's Zaubermittel wird das Abenteuer bestanden. Die Drachenbrut mordet sich im gegenseitigen Kampfe (VII). — Medea schläfert durch ihr Gift den Drachen ein, der das Vließ bewacht. Jason nimmt es von der Esche, worauf es hängt, und flieht mit Medea und seinen Gefährten. Absyrtus, der Bruder, und der Albaner Stirus,

der Verlobte Medea's, verfolgen die Fliehenden zu Schiffe. Auf der Insel Peuce an der Donaumündung feiern Jason und Medea ihre Vermählung, als die Feinde nahen. Juno sendet einen Sturm, der die Schiffe auseinander hält. Stirus kommt im Meere um und Absyrtus belagert die Argonauten in der Bucht und diese verlangen von Jason, daß er Medea ausliefere, damit ihnen die Rückkehr offen stände. Jason schwankt; Medea droht dem Undankbaren Rache, wenn er sie den Ihrigen übergebe. — Hier bricht das Gedicht ab (VIII).

2. C. Silius Italicus.

Ueber des Silius Italicus Lebensumstände sind Plinius (Ep. III, 7) und Martial unsere Hauptquellen. Er war um 25 n. Chr. geboren. Ob er seinen Beinamen Italicus seiner angeblichen Vaterstadt Italica in Spanien oder sonst einem Umstande verdankt, wissen wir nicht. Unter Nero befleckte er seinen Ruf durch Angeberei, aber als Freund des Vitellius empfahl er sich durch ein anständiges und freundliches Benehmen. Er war Consul in dem Todesjahre des Nero, 68, und verwaltete als Proconsul Asien nicht ruhmlos. Hierauf zog er sich von dem öffentlichen Leben gänzlich zurück und suchte in einer rühmlichen Muße sich von den Flecken seiner früheren Thätigkeit zu reinigen. Als ein vermögender Mann besaß er viele Landgüter im südlichen Italien. Auch die Villen des Cicero und Virgil soll er sich erworben haben (Mart. XI, 49). Auf diesen Besitzungen, die er mit Büchern, Statuen und Gemälden schmückte, brachte er seine letzte Lebenszeit zu und starb in seinem 76. Jahre, 100, eines freiwilligen Hungertodes, da er an einer unheilbaren Krankheit litt. Er hatte sich früher der Beredtsamkeit zugewandt, in der ihm Cicero Muster war; erst in späteren Jahren beschäftigte er sich mit der Dichtkunst. Virgil war sein Lieblingsdichter und Vorbild. Er weihte ihm eine fast religiöse Verehrung. Sein Grabmal bei Neapel pflegte er wie einen Tempel zu betreten und seinen Geburtstag beging er feierlicher als den eigenen. Er recitirte zuweilen seine Gedichte öffentlich, um das Urtheil der Leute zu hören.

Von ihm besitzen wir noch ein historisches Epos über den zweiten punischen Krieg, Punicorum libri XVII, auf das auch das Urtheil paßt, das Plinius über seine poetischen Leistungen überhaupt fällt: „Silius schrieb seine Gedichte mit mehr Sorgfalt als Geist." Der Dichter hat sich streng an die Geschichte gehalten, den Berichten der besten Historiker, des Polybius und Livius, folgend; nur hat er den Stoff dadurch in einen poetischen umzuwandeln versucht, daß er den Göttern eine unmittelbare Einwirkung auf die Ereignisse gestattet und in die Erzählung Episoden und Schilderungen einflicht. Venus ist, wie in der Aeneis, die Schutzgöttin der Römer, Juno die der Karthager. Juno ist es, die den Hannibal zur Rache und ewigen Feindschaft gegen die Römer anspornt (I, 35); die zu den Saguntinern die Tisiphone schickt, sie zum Tode durch eigene Hand anzutreiben (II, 475 sqq.); die dem Hannibal durch Anna, die Schwester der Dido, befiehlt, das Heer in die diomedischen Gefilde zu führen, wo ihm der Sieg bestimmt sei (VIII, 25 sqq.); die in der Schlacht bei Cannä den Sturmwind Vulturnus erregt, der die Römer am Kämpfen hindert und den Puniern den Sieg erleichtert (IX, 438 sqq.). Aber auch sie muß zuletzt dem Willen des Geschickes nachgeben und gestatten, daß Rom über Karthago triumphire. Nur um die eine Gunst bittet sie den Jupiter, daß Hannibal nicht in die Hände der Römer falle und Karthago nicht zerstört werde. Jupiter gestattet ihr die Rettung Hannibals und beruhigt sie wegen Karthago's:

Zeit noch gewähr' ich den Mauern des hohen Karthago's; du willst es.
Mögen sie steh'n, da mit Thränen du bittest; doch wisse, Gemahlin,
Nur so weit das Geschick es erlaubt; denn nicht langes Bestehen
Bleibet der Stadt noch. Es wird ein Führer, geheißen wie dieser,
Kommen, die jetzo geretteten Burgen zu stürzen von Grund aus.

In der Schlacht bei Zama suchen Scipio und Hannibal sich gegenseitig; aber Juno entfernt den Hannibal, ihn unter dem Scheinbilde des Scipio vom Kampfplatze lockend (XVII, 342 sqq.).

Als Episoden sind theils italische Sagen, wie die, woher der Anna, der Schwester der Dido, in Latium göttliche Ver=

ehrung geworden (VIII, 44—202), wie Bacchus den Umwohnern des Falernus den Wein geschenkt (VII, 162—211); theils historische Begebenheiten früherer Zeit eingeflochten, wie die Geschichte des Regulus, die Marus, ein alter Kampfgenosse des Helden, dem Sohne desselben, Serranus, der in der Schlacht am trasimenischen See verwundet bei ihm Aufnahme und Pflege gefunden, erzählt (VI, 62—551). — In den Schilderungen von Schlachten und Einzelkämpfen folgt der Dichter seinen Vorbildern Homer und Virgil, so auch in der Beschreibung des Schildes Hannibals (II, 395 sqq.). Scipio besucht, wie Ulysses und Aeneas, die Unterwelt, wo er die Schatten der Seinigen trifft und seine und seines Enkels Triumphe erfährt (XII, 395 sqq.). Wie dem Hercules des Prodicus, so erscheinen auch dem jungen Scipio die Tugend und die Wollust und streiten um seinen Besitz (XV, 18 sqq.). Scipio wählt die Tugend und die verschmähte Wollust entfernt sich mit der Drohung:

Kommen, ja kommen dereinst auch werden unsere Zeiten,
Wo das gelehrige Rom wird fügen im mächtigen Wettkampf
Unsrer Gewalt sich, wo mir allein man Verehrung erzeiget.

Endlich, wie Virgil dem julischen Hause und besonders dem Augustus, so hat Silius den Flaviern und unter ihnen vorzüglich dem Domitianus, unter dessen Regierung die Abfassung des Gedichtes fällt, seine Huldigung dargebracht (III, 594 sqq.). Venus fürchtet für die Enkel ihres Aeneas. Sie redet klagend ihren Vater an: „Sollen die Leiden der Aeneaden nie enden? Soll Rom fallen und sie wieder nach Pergamum wandern?" — Jupiter beruhigt sie: „Deine Römer werden die tarpejischen Burgen behalten; sie werden aus den gegenwärtigen Leiden nur um so größer hervorgehen. Schon ist der geboren, der den Punier zum Rückzug aus Italien zwingen und vor den Mauern Karthago's entwaffnen wird. Hierauf wird Rom lange Zeit von den Deinen beherrscht werden;

Dann zu den Sternen empor von Cures wird sich erheben
Himmlische Tugend; es wird den heil'gen Julern den Namen
Mehren ein Kriegerstamm, ölreichem Sabinum entsprossen.
Davon hilft der Vater das dunkele Thule besiegen,
Führet zuerst Kriegsschaaren in Caledoniens Wälder,
Bändigt die Ufer des Rheins, herrscht kraftvoll über die Afrer,

Zähmet als Greis im Krieg das palmenreiche Idume.
Nicht wird der stygische See, noch das Reich des Dunkels ihn fassen,
Sondern der Oberen Sitz und unsere Ehren ihm werden.
Dann wird erben die Macht des Vaters ein Jüngling, an Geiste
Ragend vor Allen hervor, und hoch wird selber er steigen,
Hebend als gleicher Gebieter das Haupt. In der Blüthe der Jahre
Schließt er die blutigen Kriege des palästinesischen Volkes.
Doch, Germanicus, du übertriffst die Thaten der Deinen,
Den als Knaben schon fürchten die goldgelockten Bataver.
Dich nicht schrecket der Brand, auf tarpejischem Felsen entzündet;
Wirst du doch mitten aus ruchlosen Flammen den Ländern erhalten,
Daß du theilest mit uns noch lange die Leitung des Weltalls.
Ihm wird einst die gangetische Jugend die machtlosen Bogen
Legen zu Füßen und Bactra zeigen die Köcher geleeret.
Er durchfährt im Wagen die Stadt als Bezwinger des Nordens,
Feiert des Ostens Triumph, wie Bacchus ihn selber nicht fei'rte.
Er auch bändigt im Land der Sarmaten als Sieger den Ister,
Der unwillig hinüber nur läßt der Dardaner Fahnen.
Ja, er wird auch im Wort vorragen vor Romulus' Enkeln,
Denen geworden die zierliche Red'. Ihm bringen die Musen
Ihren Gesang; es verstummet die Leier, die stehen den Hebrus,
Kommen den Rhodope hieß, singt dieser, was Phöbus bewundert.
Gründen uns wird er, wo jetzt, wie du siehst, die alternde Burg steht,
Ein Kapitol von Gold, hoch auf tarpejischem Felsen,
Wird die Giebel der Tempel mit unserem Himmel vereinen.
Dann, o göttlicher Sohn und künftiger Geber von Göttern,
Leite die glücklichen Länder, wie einst der Vater, bis spät erst
Gastlich der Himmel empfängt den Greis und den Thron dir Quirinus
Räumet und Vater und Bruder in ihre Mitte dich nehmen."

Silius ist in der Erzählung da, wo er nicht Gelegenheit nimmt, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, einfach und natürlich. Die Charakteristik der Personen ist historisch treu; ihre Reden jedoch leiden an allzu vieler Rhetorik. Die Sprache ist correct, der Ton trocken trotz des rhetorischen Schmuckes. — Der Dichter scheint von den Zeitgenossen sehr bewundert worden zu sein. Cornutus widmete ihm, dem Nacheiferer Virgils, seine Schrift über diesen Dichter (Charis. p. 100), und Martial, der ihm mehrere Gedichte geweiht hat, wie auf sein Consulat (VIII, 66), auf den Tod seines Sohnes Severus (IX, 86) u. a., nennt ihn die Zierde der castalischen Schwestern (IV, 14, 1) und prophezeit ihm die Unsterblichkeit seiner Gedichte (VII, 62, 1; VI, 64, 10). Bald aber scheint er in

Vergessenheit gekommen zu sein und seiner erwähnen weder Quintilian, noch spätere Schriftsteller, bis auf Sidonius Apollinaris (Excus. ad Fel. 256).

3. P. Papinius Statius.

Der begabteste unter den Dichtern dieser Zeit ist unstreitig P. Papinius Statius aus Neapel. Man setzt vermuthungsweise seine Geburt entweder in das Jahr 50 oder 61. Sein Vater lehrte in Neapel als Grammatiker und war zugleich Dichter. Er zog dann nach Rom und unterrichtete daselbst die Kinder der Vornehmsten, selbst den jungen Domitianus, der ihn mit Ehren und Geschenken auszeichnete. Der Sohn erhielt seine Bildung vom Vater und erlangte einen solchen Ruf, daß, wie Juvenal erwähnt (VII, 83), wenn er einen Tag zur Vorlesung bestimmt hatte, ganz Rom entzückt war, und wenn er las, so brachen fast die Bänke unter der Last der Zuhörer. Sein Talent im Improvisiren zog ihm die Bewunderung seiner Zeitgenossen zu. Die Dichtkunst war ihm in seinen, wie es scheint, nicht glänzenden Verhältnissen ein Mittel zum Lebenserwerb:

> Hungert er doch, wenn Paris nicht kauft die neue Agave,

sagt Juvenal (VII, 87). Er hing von der Gunst des Domitianus und der Großen ab, und die Schmeicheleien, die er ihnen reichlich spendete, finden hierin ihren Grund und ihre Entschuldigung. Er bewarb sich oft um die Preise, die Domitian in den Wettkämpfen ausgesetzt hatte, und gewann einige in den albanischen Kämpfen; Sieger in den capitolinischen Spielen zu werden gelang ihm nicht (Sylv. III, 5, 31). Er verließ später Rom und zog wieder nach Neapel. Man setzt seinen Tod in das Jahr 96.

Sein Hauptwerk ist die Thebais, ein Epos in 12 Büchern, an dem er mit Unterbrechungen 12 Jahre gearbeitet hat (Theb. XII, 810). Daneben geht die Abfassung kleinerer Gelegenheitsgedichte, die eine Sammlung in 5 Büchern bilden (Sylvarum libri V). Wahrscheinlich hat er selbst nur die vier ersten Bücher herausgegeben und seine Freunde haben später das fünfte zusammengetragen. Die unvollendete Achilleis

in 2 Büchern war seine letzte Arbeit. Eine Tragödie Agave erwähnt Juvenal (VII, 87).

Die Thebais ist vermuthlich im Jahre 92 veröffentlicht worden. Der Dichter hat sie dem Kaiser Domitian gewidmet. „Jetzt, sagt er in der Einleitung (I, 16 sqq.), singe ich die häuslichen Wirren des Oedipus; denn noch wage ich es nicht, deine Triumphe über den Norden, deine Thaten am Rhein und an der Donau zu feiern. Es wird eine Zeit kommen, wo ich tüchtiger sein werde, deine Thaten mit pierischer Begeisterung zu singen." — Statius hat das griechische Epos des Antimachus vor Augen gehabt; doch scheint er ihm nicht sklavisch gefolgt zu sein. Er beschränkt sich auf den ersten thebanischen Krieg, hat jedoch den Stoff in ungebührlicher Weise gedehnt, vielleicht um, wie Virgil, seine zwölf Bücher voll zu machen. Zu der Erzählung des Krieges selbst kommt er erst im siebenten Buche. Die Episode von der Hypsipyle und ihrem Pflegekinde Opheltes nimmt zwei ganze Bücher, das fünfte und sechste, ein. In den letzten Büchern ermüden die immer wiederkehrenden Beschreibungen von Kämpfen. Es fehlt jedoch nicht an einzelnen gelungenen Partien, so die Schilderung von der Dürre in der Ebene von Nemea und dem vor Durst verschmachtenden und dann sich am Trunke labenden Heere (IV, 700 sqq.); die Erzählung von dem Tode der beiden Freunde Hopleus und Dymas (X, 346 sqq.); von Menöceus, der sich als Opfer für das Vaterland von der Mauer stürzt (X, 751 sqq.); von dem Zusammentreffen der Argia, der Gattin, und der Antigone, der Schwester des Polynices, bei der Leiche desselben (XII, 177 sqq.). — In dem Prunke mit gelehrtem Wissen und in dem rhetorisch geschmückten Ausdrucke huldigt auch Statius dem Geschmacke der Zeit; doch hat er vor den gleichzeitigen Dichtern den Vorzug einer lebendigen Phantasie, einer leichten, gewandten Sprache und eines weichen, wohlklingenden Verses, Eigenschaften, die in ihm mehr einen Nebenbuhler des Ovid als des Virgil erkennen lassen, und hierin lag offenbar der Grund, daß die Zeitgenossen sein Gedicht bewunderten und die Späteren noch gern lasen, daher es auch häufig commentirt wurde. Die noch vorhandenen Scholien

des Lactantius oder Lutatius Placidus sind meist aus Hyginus und Servius entlehnte Notizen. — Der Dichter hat in richtiger Selbstschätzung seinen Abstand von Virgil erkannt, wenn er auch den Tadel, der ihm von Zeitgenossen wurde, nur dem Neide zuschreibt; denn er schließt sein Epos mit folgender Apostrophe an sein Werk:

Schon hält Cäsars erhabener Sinn dich würdig der Kenntniß,
Schon prägt lernend dich ein dem Gedächtniß Italiens Jugend.
Lebe, so bitt' ich, doch tritt vor dem göttlichen Lied, das Aeneas
Feiert, bescheiden zurück; stets folge verehrend den Spuren.
Hüllt dich annoch Mißgunst in Nebel, so wird sie entschwinden
Bald und die Nachwelt wird die verdieneten Ehren mir reichen.

Die Achilleis in zwei Büchern ist der Anfang eines größeren Epos, das die ganze Heldengeschichte des Achilles von seinem Aufenthalte in Scyros bis zu seinem Tode in Troja behandeln sollte (I, 4—7). Auch dieses Gedicht ist dem Domitianus gewidmet gleichsam als Vorspiel zu dem Gesange, der den Kaiser, dem der doppelte Lorbeer des Dichters und Helden blühte, verherrlichen sollte (I, 14–19). Der Tod hat wahrscheinlich den Statius gehindert, sein Epos zu vollenden. Das Gedicht unterscheidet sich vortheilhaft vor der Thebais durch den mannigfaltigern Wechsel der Scenen und eine gedrängtere Darstellung, so daß dieses Bruchstück zu dem Besten gehört, das die Kaiserzeit in dieser Art der Poesie geschaffen hat. Der Dichter erzählt in einer Reihefolge von einzelnen epischen Gemälden: wie Thetis zu Chiron kommt, bei dem der junge Achilles, schon in seinen Neigungen und Beschäftigungen den künftigen Helden zeigend, erzogen wird; wie sie ihn im Schlafe auf Delphinen nach Scyros zu Lycomedes als angebliche Schwester des Achilles bringt; wie ihn hier die Liebe zur schönen Königstochter Deidamia erfaßt und er sich gern in Weiberkleidern in den Chor der Töchter des Lycomedes mischt; wie die Griechen vergeblich nach Achilles' Aufenthalt forschen, Calchas ihnen sein Weilen in Scyros entdeckt und Ulysses und Diomedes sich erbieten, ihn zu holen; wie Achilles in stiller Nacht der Deidamia seine Liebe offenbart und sie um die Bewahrung seines Geheimnisses bittet (I); wie Ulysses und Diomedes in Scyros ankommen und vom König freundlich empfangen

durch verfängliche Gaben den Achilles entdecken; wie der Jüngling, ihnen zu folgen bereit, dem Könige seine Liebe zur Deidamia gesteht und dieser ihm und der Tochter verzeiht; wie der scheidende Held der betrübten Geliebten Treue schwört und ihr die reichste Beute von Troja verspricht; wie das Schiff, lange noch von den Blicken der unglücklichen Geliebten verfolgt, hinsteuert, während der Laertiade den trauernden Jüngling mit milden Worten tröstet, ihm unsterblichen Ruhm versprechend in dem Kriege, den Paris' Raub angefacht; endlich wie Achilles bescheiden von seinem Leben und seinen Thaten bei Chiron berichtet (II). — Auch die Achilleis ist im Alterthume und Mittelalter viel gelesen worden. Es haben sich noch G l o s s e n oder S c h o l i e n über dieselbe erhalten, die jedoch von keinem sonderlichen Werthe sind.

Dem abhängigen Verhältnisse des Dichters von dem Kaiser und den Vornehmen verdanken die meisten kleineren Gedichte, die er unter dem Titel Sylvae gesammelt hat, ihren Ursprung. Sie sind, wie dies der Name Sylvae bezeichnen sollte, ähnlich den naturwüchsigen, ohne künstliche Pflege aufgeschossenen Baumgruppen, Erzeugnisse plötzlicher poetischer Eingebungen (Quint. X, 3), die der Dichter ohne nachbessernde Hand ganz so, wie sie gelegentlich entstanden sind, veröffentlicht hat. Die Abfassung dieser Gedichte fällt in die letzten acht Jahre des Statius, 88—96 Die meisten sind in Hexametern geschrieben; nur I, 6, II, 7, IV, 3; 9 in Hendekasyllaben, IV, 5 in alcäischen und IV, 7 in sapphischen Strophen. Jedem Buche geht ein Widmungsschreiben in Prosa voraus mit kurzer Angabe des Inhaltes.

Das e r s t e B u c h ist dem Dichter A r r u n t i u s S t e l l a dedicirt, bei dem sich der Verfasser entschuldigt, daß er ihm solche Kleinigkeiten anbiete. „Aber, meint er, wir lesen ja auch die Mücke des Virgil und schenken dem Froschmäuslerkrieg des Homer unsere Anerkennung. Wo giebt es nicht einen berühmten Dichter, der nicht auch etwas im leichten Stile zur Vorübung geschrieben hätte? Das Hauptverdienst meiner Gedichte liegt in der Schnelligkeit, womit sie entstanden sind; keines hat dem Dichter eine längere Zeit als zwei Tage gekostet; die

meisten sind die Erzeugnisse eines Tages." — Um, wie er sagt, mit Jupiter den Anfang zu machen, stellt er an die Spitze des ersten Buches die Beschreibung der colossalen Reiterstatue des Domitianus auf dem Forum (Equus maximus Domitiani), ein Gedicht, das er dem Kaiser am Tage nach der Einweihung des Denkmals überreicht hat und das von dem Lobe desselben überströmt. — Diesem folgt das Hochzeitsgedicht auf die Vermählung des Stella mit der Violantilla (Epithalamium Stellae et Violantillae). Der Dichter rühmt sich, das 272 Hexameter enthaltende Gedicht in zwei Tagen verfaßt zu haben. Nicht ohne poetischen Reiz ist der in das Gedicht verflochtene Mythus, wie Amor die Venus bittet, daß sie sich des liebesiechen Jünglings erbarme und ihm zum Besitze seiner Geliebten verhelfe, und wie Venus dann sich in die Wohnung der schlafenden Violantilla begiebt und ihr im Traume mit folgenden Worten zuredet:

O du geliebteste mir von allen laurentischen Mädchen,
Setz' ein Ziel jungfräulicher Scham! Willst nie du des Mannes
Joche dich fügen? Es kommt einst, ach! das traurige Alter.
Nütze die Schönheit und mache Gebrauch von den flüchtigen Gaben!
Deshalb schenkt' ich dir nicht der Anmuth Reiz und den stolzen
Blick und mich selbst, daß vereinsamet du hinbringest die Jahre,
Gleich als hasset' ich dich. O zu viel schon hast du verschmähet
Frühere Freier; doch dieser, sich dir hingebend mit ganzer
Seele, bewundert und liebt dich vor Allen; nicht steht er an Schönheit,
Nicht an Ahnen dir nach und die Welt kennt seine Gedichte.
Wo ist ein Jüngling und wo ein Mädchen, die diese nicht lernten?
Ihn auch wirst du, wenn ferner ihm nur Ausoniens Herrscher
Gnade gewähret, von zwölf Lictoren begleitet erblicken.

— — — —

Auf denn! Knüpfe den Bund und entsag' jungfräulicher Stille!

Carm. III. giebt eine Beschreibung des tiburtinischen Landgutes des Manlius Vopiscus (Tiburtinum Manlii Vopisci), eines fein gebildeten Mannes, der zugleich Dichter war. Der Verfasser hatte einen Tag dort verlebt und alle Herrlichkeiten, womit Natur und Kunst den reizenden Aufenthalt geschmückt, bewundert:

Tag, der lange mir wird im Gedächtniß bleiben! Im Geiste
Trag' ich der Freuden so viele mit heim, von der Menge der Wunder,

Die ich gesehen, gesättigt. Wie mild die Gegend! wie hat die
Glücklichen Oerter geschmücket die Kunst! Freigebiger hat sich
Nirgends gezeigt die Natur. Es kränzen die eilenden Wässer
Ragende Haine; das Laub giebt treu sich im täuschenden Bilde
Wieder; dahin mit den Wellen entflieht sein ähnlicher Schatten.
Ueber Gestein stürzt hin sich der Anien oben und unten;
Hier nur — ein Wunder, doch wahr — hält ein er mit schäumendem Brausen,
Wüthendem Schwall, als scheut' er zu stören des sanften Vopiscus
Musengeweihete Tag' und Dichtungen schaffende Nächte.

Carm. IV. feiert die Genesung des Rutilius Gallicus von einer schweren Krankheit (Soteria pro Rutilio Gallico). — Carm. V. beschreibt das Bad des Claudius Etruscus (Balneum Etrusci) und Carm. VI. die Saturnalienfeier des ersten Decembers (Kal. Decembres Saturnales).

Das zweite Buch ist dem Melior Atedius, einem Freunde des Dichters, gewidmet. Im Carm. I. betrauert der Dichter den Tod des Glaucia, des Lieblingsknaben des Melior (Epicedion in Glauciam Melioris). — Carm. II. ist eine Beschreibung der durch ihre Lage, wie durch ihre Kunstschätze gleich anziehenden Villa des Pollius bei Surrentum (Surrentinum Pollii). — Carm. III. feiert eine merkwürdige Platane an dem Rande eines Sees auf dem Landgute des Melior (Arbor Melioris Atedii). — Der Dichter erzählt, wie sie entstanden. Vor Pan flohen einst die Nymphen. Der Gott hatte es auf Eine abgesehen, die durch Wälder und Flüsse dem Verfolger zu entkommen suchte. Endlich sinkt sie ermattet an der Stelle nieder, wo jetzt des Melior Landhaus steht, am Rande des Sees. Schon glaubt der Gott sich seiner Beute sicher, da lenkt Diana ihre Schritte dahin und zu ihren Begleiterinnen gewendet sagt sie: „Soll ich dieses freche, häßliche Thier nie von der Beute, nach der es giert, abhalten können? Soll Pan immer die Schaar meines keuschen Chores mindern dürfen?" Und sie sendet einen unschädlichen Pfeil auf die Nymphe und weckt sie aus ihrer Betäubung. Und wie diese erwacht die Göttin und zugleich den frechen Feind erblickt, stürzt sie sich in den See und birgt sich in dessen Schilfe. Pan aber, des Schwimmens unkundig,

wagt ihr nicht zu folgen; doch an der Stelle, wo ihm die Nymphe entschwunden, pflanzt er eine junge Platane, häuft Erde um sie und tränkt sie mit Wasser und spricht:

Lebe du lang' als Pfand und Denkmal unseres Wunsches,
Baum, daß wenigstens du das heimliche Lager der harten
Nymphe mit Liebe bewachst. Dein Laubdach drücke die Welle;
Hat es doch diese verdient; doch, bitt' ich dich, wehre den Gluthen
Himmlischen Feuers und laß sie nicht treffen des Hagels Geschosse.
Plätschern allein mit den Blättern im Wasser und trüben es darfst du.
Dann sollst du und die freundliche Herrin des Ortes mir lange
Lieb sein. Beide beschütz' ich und halt' euch frisch bis ins Alter.

Carm. IV. ist ein Klagelied auf den Tod des Papagei's des Melior (Psittacus Melioris) und Carm. V. auf den Tod eines zahmen Löwen des Kaisers, der durch einen unglücklichen Zufall im Amphitheater umkam (Leo mansuetus Imperatoris). — Carm. VI. betrauert den Tod des Piletus, des Lieblingsdieners des Ursus (Epicedion Pileti Ursi) und Carm. VII. preist am Geburtstage des Lucan den Dichter und seine Gattin Polla Argentaria (Genethliacon Lucani).

Das dritte Buch ist dem Pollius gewidmet. Carm. I. beschreibt den Herculestempel, den Pollius mit vieler Pracht und bedeutendem Kostenaufwande am Ufer von Surrentum hatte wiederherstellen lassen (Hercules Surrentinus). Der Dichter giebt die Veranlassung des frommen Werkes an. Pollius hatte einst eine muntere Gesellschaft am Ufer des Meeres versammelt. Mitten beim fröhlichen Mahle bricht ein Unwetter los. Man findet Schutz in einem alten, verfallenen Herculestempel. Der Raum faßt kaum die Schaar. Theils erröthend, theils lachend wendet der Gott sich an Pollius und begehrt von dem begüterten und kunstliebenden Manne eine würdigere und geräumigere Wohnung. Die Bitte wird gewährt. Es erhebt sich ein prachtvoller Tempel, an dem Hercules selbst in nächtlicher Zeit arbeitet, und des schönen Denkmals freut sich die ganze Umgegend. Bei der Weihe des Tempels hört der Dichter den Gott zu Pollius die Worte sprechen:

Heil dir, wackrer, begüterter Mann, Nacheiferer meiner
Mühen! Du zähmest den starrenden Fels und die häßlichen Wüsten
Unfruchtbarer Natur und wandelst die Schluchten des Wildes
Um in nutzbares Land und ziehest aus schmutzigem Dunkel
Wieder die Götter. Wie soll ich nun lohnen dir solche Verdienste?
Wie dir danken? Ich will den spinnenden Parzen den Faden
Halten und dehnen — ich weiß den grausamen Tod zu besiegen —
Will abwenden das Leid und vor traurigem Schaden dich hüten;
Will dir gewähren die Zeit aufwachsende Enkel zu schauen,
Bis der Eine der Braut, die Andre dem Bräutigam zureift,
Bis du dann wieder von ihnen erblickst die Kinder und ihre
Muntere Schaar bald kriecht Großvater hinauf auf die Schultern,
Bald wetteifernd sich drängt zum Kusse der freundlichen Polla.
Unserem Tempel wird nie das Ziel des Bestehens gesetzt sein,
Während mich trägt der Bau des flammenden Himmels, und nicht wird
Nemea lieber von mir, noch Argos, das alte, bewohnt sein,
Noch das tiburnische Haus, noch Gades, wo sinket die Sonne.

Carm. II. ist eine Abschiedsgabe an des Dichters Zögling, den jungen Metius Celer, den der Kaiser zum Heere nach Syrien schickte (Propempticon Metii Celeris). — Carm. III. tröstet den Claudius Etruscus über den Tod seines greisen Vaters (Lacrymae Etrusci). — Carm. IV., das Haupthaar des Earinus (Coma Earini), ist ein Weihegedicht bei Gelegenheit, als der junge Earinus, der Freigelassene und Liebling des Domitianus, sein Haupthaar in einer mit Edelsteinen besetzten Büchse und einen Spiegel dem Tempel des Aesculapius in seiner Heimath Pergamum zum Weihegeschenk schickte. — In Carm. V., an seine Gattin Claudia (ad Claudiam uxorem), sucht der Dichter diese zu bewegen, mit ihm aus Rom nach seiner Heimath Neapel zu ziehen. Das Gedicht schließt:

Doch was soll ich noch mehr zufügen und zweifeln an deiner
Willigkeit? Kommen gewiß, o theuerste Gattin, ja selbst noch
Kommen zuvor mir wirst du; es kann ja dir ohne mich schön nicht
Scheinen der Tiber, der König der Ström', und die Stadt des Quirinus.

Das vierte Buch, an Marcellus, beginnt mit drei Gedichten zur Verherrlichung des Domitianus. Carm. I. feiert das siebzehnte Consulat desselben (XVII. Consulatus Imperatoris); — Carm. II. ist ein Dankschreiben für die Einladung zur Tafel des Kaisers (Epulum Domitiani, eucha-

risticon) und Carm. III. beschreibt die Kunststraße, die der Kaiser nach Bajä angelegt hatte (Via Domitiana). — Carm. IV. ist ein poetischer Brief an Marcellus (ad Marcellum), den ihm der Dichter von Neapel aus schickt und worin er ihn anfragt, wo er seinen Sommeraufenthalt genommen habe. „Entäußere dich jetzt, räth er ihm, aller Sorgen und Mühen. Ich fülle meine Muße mit der Dichtkunst aus:

— sitzend am Rand des maronischen Tempels
Schöpf' ich Begeist'rung und sing' an dem Grab des erhabenen Meisters.

Du wirst, wenn du des Kaisers Gunst ferner pflegest, wohl einst in fernen Ländern herrliche Kriegsthaten verrichten, werth künftig besungen zu werden. Ich habe jetzt nach Vollendung der Thebais den großen Achilles zum Gegenstande eines Gedichtes gemacht; aber Apollo ruft mich anderswohin und zeigt mir die mächtigen Waffen des ausonischen Führers. Schon längst reißt mich mein Verlangen dahin; aber die Furcht, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein, zieht mich wieder zurück." — Carm. V. ist eine Ode an Septimius Severus (Lyricum ad Sept. Severum). Der Dichter grüßt von seinem bescheidenen albaner Landgute aus, wo er den Frühling zubringt, seinen jungen Freund, der, obgleich in Africa geboren, doch durch seine Würde, seine Beredtsamkeit und seine Dichtungen ganz Römer ist. — Carm. VI. beschreibt einen Tafelaufsatz des Vindex, den Hercules vorstellend, wie er eben in den Himmel aufgenommen wird, in der Linken den mit Nectar gefüllten Becher, in der Rechten die Keule haltend und auf einem mit der Löwenhaut bedeckten Steine ausruhend (Vindicis Hercules Epitrapezios). Den Dichter hatte dieses Kunstwerk des Lysippus neben anderen Meisterwerken bei dem Gastmahle, wozu ihn Vindex eingeladen, begeistert:

Treffliches Werk! Wie liegt Majestät in den kräftigen Gliedern!
Wahrlich ein Gott ist jener, ein Gott! Dir hat er, Lysippus,
Sichtbar sich offenbaret, und sahst du in kleiner Gestalt ihn,
Fühltest du doch die erhabene Größe.

So schön das Kunstwerk, so merkwürdig ist auch seine Geschichte. Es war einst im Besitze Alexanders des Großen, dann des Hannibal und später des Sulla. Jetzt ist es das

Eigenthum des Vindex, der, ein Dichter, im Liede die Thaten des Hercules preisen wird. — Carm. VII. ist eine Ode an Maximus Junius (Lyricum ad Max. Junium). Der Dichter wünscht dessen baldige Rückkehr aus Dalmatien, weil er seines Rathes bei seinen dichterischen Arbeiten entbehre; doch entschuldigt er sein Säumen, da, wie er gehört, ihm ein Sohn geworden, zu dessen Geburt er ihm Glück wünscht. — Carm. VIII. ist ein Glückwunsch an Julius Menekrates, einen angesehenen Neapolitaner, wegen der Geburt eines dritten Kindes (ad Julium Menecratem ob prolem). — Carm. IX. ist ein Scherz an Plotius Grippus (Risus Saturnalitius ad Plotium), der an den Saturnalien dem Dichter für sein schön gebundenes Büchlein ein abgeschabtes, von Motten zerfressenes Buch, die langweiligen Sachen des alten Brutus enthaltend, geschickt hatte. „Konntest du, sagt er, mir nichts Besseres schicken, so hättest du wenigstens ein Geschenk von gleichem Werthe wie das meinige auswählen können:

Zürn' ich, Grippus, dir, sollst du doch mir leben;
Nur nicht wolle mit dir beliebtem Witze
Jetzt Eilfsylber zurück mir wieder senden."

Das fünfte Buch ist wahrscheinlich nach dem Tode des Dichters zusammengetragen worden. Den Anfang macht ein Trostgedicht an Abscantius über den Tod seiner Gattin Priscilla (Abscantii in Priscillam pietas). Vorausgeschickt ist ein Dedicationsschreiben in Prosa, worin der Dichter seine Theilnahme dadurch motivirt, daß die Verstorbene eine Freundin seiner Gattin gewesen und daß die nähere Beziehung, in der die Familie des Abscantius zu dem Herrscherhause stehe, ihn auffordere, in den Priestern die Götter zu ehren. Wenn er ein Künstler wäre, beginnt er das Gedicht, so würde er das Abbild der Priscilla zu fertigen versucht haben; er ist aber Dichter und als solcher will er, wenn es Apollo und der mit ihm immer vereinte Kaiser zulassen, sie durch Gesang verewigen. Fast zwei Jahre seien seit ihrem Tode verflossen; doch habe er nicht, wie die Wunde noch neu war, den Gatten vergeblich trösten wollen, da auch jetzt noch seine Thränen fließen. Der Dichter schildert hierauf die Tugenden der Verstorbenen

und das Glück ihrer Ehe, den Tod derselben, das prachtvolle Leichenbegängniß, ihre Seligkeit in Elysium, wo ihr Gatte sich einst mit ihr vereinigen werde. — Carm. II. ist ein Abschiedsgruß an den jungen Crispinus, als er sich zum Heere begab (Propempticon ad Crispinum). — In Carm. III. feiert der Dichter das Andenken seines verstorbenen Vaters (Epicedion in patrem). — Carm. IV. ist eine Bitte an den Schlaf (ad Somnum), daß er, nachdem er ihn sieben Nächte gemieden, endlich doch komme und wenn er auch nicht mit seinem ganzen Gefieder sich über seine Augen senke, doch ihn wenigstens mit der Spitze seines Stabes berühre oder leicht über ihn hinwegfliege. — In Carm. V. klagt der Dichter über den Tod seines Pflegesohnes (Epicedion in filium).

B. Prosa.

Während die Poesie auf den gebahnten Wegen sich fortbewegte, trat in der Prosa gegen die herrschende Manier eine Reaction ein. Die äußere Möglichkeit, daß nicht nur von gebildeten Privatmännern, wie Petronius in seinem satirischen Roman, sondern auch von Fachmännern Opposition gegen den herrschenden Geschmack gemacht werden konnte, lag in der Unabhängigkeit, in die Vespasian und seine Nachfolger die Lehrer der Rhetorik durch eine feste Staatsanstellung versetzt hatten. Sie brauchten nicht mehr nach der Gunst der Einzelnen zu streben, sondern konnten ihre Ueberzeugung selbständig geltend machen. Die heilsame Wirkung zeigte sich bald in der Thätigkeit Quintilians, der in Wort und Schrift gegen die herrschende Manier ankämpfte und auf die älteren besseren Muster, namentlich auf Cicero, wieder hinwies. Aus seiner Schule ist dann eine Reihe von Männern hervorgegangen, aus deren Schriften solcher Einfluß ersichtlich ist. Aber der Vorzug war doch nur ein formeller, da der große Rhetor, und wer sonst mit ihm in gleicher Bestrebung wetteiferte, nicht zugleich den Geist jener Zeit einzuhauchen vermochten. Diesen Mangel fühlte der Verfasser des Dialogus de oratoribus; darum stellt er eine Parallele zwischen der alten und gegenwärtigen Beredtsamkeit an, deren Resultat ist, daß die Rede ein Product der

Zeit sei und daß Jeder das Gute seiner Zeit ohne Beeinträchtigung einer anderen benutzen müsse. Solchen gesunden Ansichten, die sich um diese Zeit geltend machten, verdankte man es, daß in der nächst folgenden Zeit ein Tacitus erstehen konnte Noch aber blieben die Wirkungen der früheren Zeit sichtbar in den Schriften der älteren Autoren.

Geschichte und Beredtsamkeit sind noch immer die Hauptfächer der prosaischen Literatur. Die milde Regierung des Vespasian und Titus gestattete eine größere Freiheit, welche Männer des Staates und Krieges benutzten, das Selbsterlebte in Memoiren und historischen Monographien zu schildern. Domitians Despotie legte den Schriftstellern wieder Schweigen auf. Vieles, was unter seiner Regierung geschrieben wurde, mag später erst veröffentlicht worden sein. Es haben sich von den Historikern dieser Zeit nur die Namen, nicht die Werke erhalten. Fabius Rusticus, ein Freund Seneca's, schrieb die Geschichte Nero's (Tac. Ann. XIV, 2; XV, 61). Ihn rühmt Tacitus (Agr. 10) als den beredtesten unter den neueren Historikern, wie Livius unter den älteren. — Ebenfalls von den Zeiten Nero's handelte das von Tacitus (Ann. XIII, 20; XIV, 2) benutzte Geschichtswerk des M. Cluvius Rufus, Consul unter Claudius und Proconsul in Spanien, 67. — C. Fannius schrieb über die letzten Schicksale der von Nero Getödteten oder Verbannten (Exitus occisorum aut relegatorum a Nerone; Plin. V, 5). Der Tod hinderte ihn an der Vollendung des Werkes, von dem nur drei Theile erschienen waren. Plinius rühmt seinen natürlichen Scharfblick, seine Erfahrung und seine Wahrheitsliebe. Seine Schrift zeugte von Fleiß und Gründlichkeit; der Ausdruck war echt lateinisch und der Stil hielt die Mitte zwischen Rede und Geschichte. — In ähnlicher Weise schrieb Titinius Capito, wie Fannius ein Freund des jüngeren Plinius, über das Ende berühmter Männer (Exitus illustrium virorum; Plin. VIII, 12). „Er ist unter die vorzüglichsten Zierden unseres Jahrhunderts zu zählen, schreibt Plinius von ihm (VIII, 12); in seinem Hause befinden sich die Bildnisse des Brutus, des Cassius und des Cato, die er mit fast religiöser Andacht verehrt; auch hat er

die berühmtesten Männer in Gedichten gefeiert" (Ep. I, 17). — Von besonderem Interesse waren die Kriegsberichte berühmter Feldherren. Noch in die Zeiten Nero's fällt die Abfassung der Memoiren des C. Domitius Corbula über die Kriege, die er im Jahre 58 und 63 gegen Tiridates von Armenien und Vologesus von Parthien geführt hat. — C. Suetonius Paulinus, der im Jahre 42 Mauritanien verwaltete und in das Innere von Africa eindrang, im Jahre 59 Britanien als Provinz erhielt und die empörten Briten überwand, im Jahre 69 für Otho kämpfte und sich nach dem Tode desselben dem Vitellius unterwarf, schrieb Commentarien, die besonders für die Kenntniß Africa's wichtig waren und die der ältere Plinius (V, 1, 14) benutzt hat. — Vipstanus Messalla, ein tüchtiger Redner, dem der Verfasser des Dialogus de oratoribus eine Rolle in dem Gespräche zuertheilt hat, kämpfte als Kriegstribun für Vespasian gegen Vitellius und beschrieb dann die Kriegsereignisse, an denen er Theil genommen (Tac. Hist. III, 25). — Die Bürgerkriege nach Nero's Tode schilderten die Memoiren des M. Licinius Crassus Mucianus. Auch hat er eine Sammlung von Actenstücken der Beredtsamkeit in wenigstens 11 Büchern und von Briefen in 3 Büchern veranstaltet (Dial. de orat. 37). Er verwaltete Syrien unter Claudius und Nero bis zum Tode des Galba, war besonders thätig für die Erhebung des Vespasian zum Kaiser, wurde von ihm nach Italien geschickt und leitete bis zur Ankunft Vespasians mit Domitian die Regierung (Tac. Hist. I, 76; 80; Suet. Vesp. 6). Er lebte später in der Zurückgezogenheit seinen Studien und schriftstellerischen Arbeiten. — Der ältere Plinius schrieb eine Geschichte seiner Zeit als Fortsetzung der Geschichte des Aufidius Bassus, über die Kriege der Römer in Deutschland und eine Biographie des Pomponius Secundus. — Unter Domitian wurden Arulenus Rusticus und Herennius Senecio hingerichtet, weil jener den Thrasea Pätus, dieser den Helvidius Priscus in Lebensbeschreibungen gepriesen hatten (Tac. Agr. 2).

Ein nicht minder reges Leben herrscht in der Beredt-

samkeit. Die Schulberedtsamkeit der Rhetoren dauert zwar noch in der früheren Weise fort; doch scheint, seitdem Vespasian Rhetoren mit einem Gehalte aus der Staatskasse angestellt hatte, eine größere Rücksicht auf das praktische Bedürfniß genommen worden zu sein. Die Rhetoren, die in früherer Weise die Jugend mit unpraktischen Declamationen übten, verloren immer mehr an Ansehen und Einkommen, so daß sich manche von ihnen dazu bequemten, ihre frühere Methode aufzugeben und den Uebungen, die sie mit der Jugend anstellten, lieber Fälle aus dem wirklichen Leben, als erdichtete Aufgaben zu Grunde zu legen (Juven. VII, 165 sqq.). Die Declamationen gewandter Rhetoren dienten dabei immer noch als eine Unterhaltung, an der sich gebildete Männer ergötzten. So spricht Plinius (Ep. II, 3) voll Bewunderung von den Leistungen des griechischen Rhetors Isäus, eines ausgezeichneten Improvisators, der sich von den Zuhörern das Thema und oft auch die Disposition zu Controversen geben ließ, die er mit bewundernswürdiger Geläufigkeit der Sprache und Gewandtheit der Darstellung ausführte (Juv. III, 74). — Die praktische Beredtsamkeit hatte fortdauernd ihren beschränkten Kreis in den privatrechtlichen Processen der Centumviral-Gerichte (causae centumvirales). Sie boten, da es sich bei ihnen meist um geringfügige Dinge handelte, dem Redner wenig Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen, und dennoch drängten sich, wie Plinius klagt (Ep. II, 14), meist junge Leute zur Führung solcher Processe und ließen ihre unreifen Leistungen von erkauften Zuhörern wie im Theater beklatschen, so daß ernste Männer sich wo möglich von dem Schauplatze eitler Ruhmsucht fern hielten. Die Criminalprocesse, die im Senat verhandelt wurden, boten unter den schlechten Kaisern den Angebern Gelegenheit, ihr Talent geltend zu machen, indeß Männern von edlerer Gesinnung die Furcht, durch ein freies Wort das Mißfallen des Machthabers zu erregen, den Mund schloß. Eine traurige Berühmtheit haben als öffentliche Ankläger Vibius Crispus, den wir oben schon angeführt haben, Eprius Marcellus und M. Aquilius Regulus erlangt. Eprius Marcellus hatte unter Claudius und Nero hohe

Aemter bekleidet. Als Statthalter in Asien der Erpressungen angeklagt, wurde er freigesprochen und seine Ankläger mit der Verbannung bestraft, 59 (Tac. Ann. XIII, 33). Hierauf spielte er selber den Angeber, unter Anderen auch gegen den edeln Thrasea Pätus. Unter Vespasian klagte ihn Helvidius Priscus, der Schwiegersohn des Thrasea, an; doch schützte ihn die Gunst des Kaisers (Tac. Hist. IV, 6—10; 43). Als aber später eine von ihm gegen Vespasian gerichtete Verschwörung entdeckt ward, entzog er sich der Strafe durch Selbstmord, 79. — M. Aquilius Regulus, der Bruder des Vipstanus Messalla, trieb von Nero bis Domitian sein Geschäft als öffentlicher Ankläger mit nur zu gutem Erfolge. Seinen Anklagen unterlag das Haus des Crassus und Orfitus unter Nero (Tac. Hist. IV, 42) und der edle Arulenus Rusticus, der Lobredner des Thrasea Pätus, unter Domitianus (Plin. Ep. I, 5). Nach Domitians Tode zeigte er sich furchtsamer und demüthiger. Plinius, der in ihm einen Gegner fürchtete, schildert ihn als einen Mann von vielem Fleiße und großer Willenskraft, doch ohne alle Eigenschaften eines Redners, und dennoch, sagt er, hat er es durch Unverschämtheit dahin gebracht, daß er von den Meisten für einen Redner angesehen wird (IV, 7). Martial, der an ihm einen Gönner haben mochte, preist ihn wegen seiner Tugenden und seiner Beredtsamkeit, die er mit der des Cicero vergleicht (Epigr. I, 13; 83; 112. IV, 16). Auch als Schriftsteller trat er auf. Er veröffentlichte eine Schmähschrift auf Arulenus Rusticus nach dessen Tode (Plin. Ep. I, 5) und eine Biographie seines verstorbenen jungen Sohnes, die er in tausend Exemplaren durch alle Provinzen verbreiten ließ (Plin. Ep. IV, 7). — Groß war die Zahl der öffentlichen Redner und Sachwalter. Als die gefeiertesten lernen wir aus dem Dialogus de oratoribus den Vipstanus Messalla, den Curiatius Maternus, der sich jedoch schon vom Forum zurückgezogen und der Dichtkunst gewidmet hatte, M. Aper und Julius Secundus kennen. Auch Quintilianus wirkte nicht ohne Ruhm als praktischer Redner und der jüngere Plinius und Tacitus waren ebenfalls schon auf dem Forum thätig.

Aus der reichen Literatur dieser Zeit sind uns nur erhalten: die Geschichte Alexanders des Großen von Curtius, die große naturwissenschaftliche Encyclopädie des älteren Plinius, das Lehrbuch der Rhetorik des Quintilianus und das Gespräch über die Redner.

1. Q. Curtius Rufus.

Man hat über die Person und die Zeit des Curtius, von dem und dessen Schrift das ganze Alterthum schweigt, die verschiedensten Vermuthungen angestellt. Während ihn Einige unter Augustus, die Meisten unter Vespasian setzen, macht ihn Niebuhr zu einem Zeitgenossen des Kaisers Septimius Severus, um 200, und Andere rücken seine Zeit noch tiefer hinab bis auf Constantin den Großen und Theodosius. Die Stellen IV, 4, 21 und X, 9, 3 sind die einzigen, die eine Hindeutung auf die Gegenwart des Verfassers enthalten. In der ersten macht er die Bemerkung, daß Tyrus nach früheren Unfällen jetzt unter der milden Herrschaft der Römer durch einen langen Frieden sich wieder erhole; und in der zweiten leitet er die Schilderung der inneren Kämpfe der macedonischen Feldherren nach dem Tode Alexanders mit der Aeußerung ein: das römische Volk gestehe mit Recht, daß es seine Rettung seinem Fürsten verdanke, der ihm in der Nacht, die es fast für die letzte gehalten, als ein neues Gestirn emporleuchtete. Sein und nicht der Sonne Aufgang habe der verdunkelten Welt das Licht wiedergegeben; er habe die vielen Brandfackeln verlöscht, die vielen Schwerter in die Scheide geborgen, das schwere Ungewitter plötzlich zerstreut und in heiteres Wetter verwandelt. Bleibt nur die Mißgunst fern, so werde, Gott gebe eine fortdauernde, wenn nicht doch eine lange Reihe von Nachkommen den Segen dieser Zeit auf die folgenden fortpflanzen. — Unverkennbar deutet diese Stelle auf Kämpfe, die denen der Diadochen ähnlich waren, aber schneller und glücklicher wie diese mit der Gründung einer neuen Dynastie, die die Bürgschaft einer dauernden Ruhe gab, endeten, und am wahrscheinlichsten bleibt immer die Deutung auf die Erhebung der Flavier auf den Kaiserthron, zumal die Thaten Vespasians und Titus'

im Orient die Behandlung der Geschichte Alexanders des Großen als zeitgemäß erscheinen lassen mußten. Ob unser Curtius eine Person mit dem von Sueton in der Liste der Rhetoren nach Porcius Latro genannten Q. Curtius Rufus oder mit dem von Tacitus (Ann. XI, 21) erwähnten Proconsul von Africa unter Claudius sei, wird sich wohl schwerlich jemals mit Sicherheit erweisen lassen. Das zwitterhafte Wesen der stofflichen Darstellung, die zwischen Geschichte und Roman, und der sprachlichen, die zwischen dem historischen und rhetorischen Tone, zwischen dem Ausdruck der klassischen und silbernen Zeit schwankt, deutet auf eine Zeit, in der die historische Wissenschaft schon ihren strengen Charakter verloren hatte und mehr der Unterhaltung als der Belehrung diente, und auf eine Uebergangsepoche der Literatur, in der die Macht des bisher herrschenden Geschmackes zum Theil schon gebrochen war und man wieder auf die früheren besseren Muster zurückging. In diesem unentschiedenen Charakter der Schrift lag wohl auch der Grund, daß sie von der gelehrten Mit- und Nachwelt des Verfassers unbeachtet blieb; denn sie bot weder dem Historiker, noch dem Grammatiker Stoff zur Benutzung. Einem Zeitgenossen des Augustus jedoch würde gerade wegen seiner abweichenden Schreibart wenigstens von den Grammatikern Aufmerksamkeit geschenkt worden sein. Dagegen mochte der Verfasser außerhalb der Gelehrtenzunft immer einen Kreis von Lesern gehabt haben, denen wir wahrscheinlich seine Erhaltung verdanken. Er fesselte durch den romantischen Anstrich, den er seinem Helden gab, durch die anmuthige Erzählung, mit der die rhetorisch gefärbten Reden und Schilderungen wechseln, und durch die Vorzüge der Sprache, die vielfach an die des Cicero und Livius anklingt. Im Mittelalter ist des Curtius Geschichte die Hauptquelle gewesen, woraus die französischen und deutschen Dichter, die die Alexandersagen behandelten, geschöpft haben, und bis heute hat sie sich als ein beliebtes Lesebuch in den Schulen zu erhalten gewußt.

Die Schrift (Q. Curtii Rufi de rebus gestis Alexandri magni libri X) ist nur unvollständig auf uns gekommen. Die beiden ersten Bücher sind verloren. Buch III. beginnt mit der

Einnahme von Celänä und der Lösung des gordischen Knotens und schließt mit der Schlacht bei Issus. Buch IV.: Alexanders Thaten in Phönicien und Aegypten; Schlacht bei Arbela. Buch V., am Ende mangelhaft: Unterwerfung verschiedener Völkerschaften, Einnahme Persiens, Tod des Darius durch Bessus. Buch VI., am Anfange verstümmelt: Verschwörung und Tod des Dymnus und Philotas. Buch VII.: Amyntas und Simmias, der Verschwörung verdächtig, werden freigesprochen. Tod des Parmenio. Alexanders Thaten im Kaukasus, am Oxus und Tanais. Bessus gefangen. Unterhandlung und Kampf mit den Scythen. Bessus' Tod. Einnahme von Petra. Buch VIII.: Unterwerfung der Massageten, Daher und Sogdianer. Klitus von Alexander ermordet; Reue desselben. Der Uebermuth Alexanders reizt seine Umgebung; Verschwörung und Tod des Hermolaus und Kallisthenes. Zug Alexanders nach Indien. Buch IX.: Unterwerfung indischer Völkerschaften. Rückkehr zur See. Buch X., vielfach lückenhaft: Alexanders Plan, den Occident zu erobern. Aufruhr; der König umgiebt sich mit einer persischen Leibwache und stirbt. Streit der Feldherren um die Nachfolge. Alexanders Leiche in Alexandrien beigesetzt.

Curtius war kein eigentlicher Historiker, daher es ihm auf eine kritische Benutzung der Quellen gar nicht ankam. Er selbst sagt (IX, 1, 34): „Ich schreibe mehr nach, als ich glaube; denn ich unterstehe mich nicht, das als sicher zu bestätigen, woran ich zweifle, noch darüber wegzugehen, was mir überliefert worden ist." Als seine Gewährsmänner führt er den Timagenes (IX, 5, 21) und den märchenhaften Klitarchus (IX, 5, 21; 8, 15) an. In der Topographie scheint er bessere Quellen vor sich gehabt, aber nicht sorgfältig benutzt zu haben. Militärische Kenntnisse gehen ihm durchaus ab. Die Chronologie wird von ihm ganz vernachlässigt. Dafür entschädigt er durch die anschauliche, fast dramatische Art, wie er einzelne Situationen zu behandeln versteht, besonders solche, die zu rührenden Schilderungen Veranlassung geben; denn ihn charakterisirt eine gewisse fast moderne Sentimentalität. Wir heben als gelungene Partien hervor: Krankheit und Rettung

Alexanders durch seinen Arzt Philippus (III, 5—6); Zusammenkunft Alexanders mit der gefangenen Familie des Darius (III, 12); das Alexanderfest in Persepolis (V, 7); Verschwörung des Dymnus und Tod des Philotas (VI, 7—10); Ermordung des Klitus und Reue Alexanders (VIII, 1—2); Porus und Alexander (VIII, 13—14); Alexanders Heldenthat bei der Erstürmung der Stadt der Oxydraker (IX, 4—5); Alexanders Ende und Trauer um seinen Tod (X, 5), woran sich eine allgemeine Charakteristik desselben schließt (X, 5, 26—27). — Unter den Reden, die bald in directer, bald in indirecter Form wiedergegeben werden, sind die ausgeführtesten: Alexanders und Darius' Reden vor der Schlacht bei Arbela (IV, 14); Rede des Darius in der Versammlung der Feldherren (V, 8, 6—17); die Vertheidigungsrede des Philotas (VI, 10) und des Amyntas (VII, 1, 19—40); die Friedensrede der scythischen Gesandten (VII, 8, 12—30); die Rede des Kallisthenes gegen den Uebermuth Alexanders (VIII, 5, 14—19); Rede des Hermolaus und Erwiederung Alexanders (VIII, 7—8); Ermahnung Alexanders an die entmuthigten Soldaten (IX, 2, 12—34) und Erwiederung des Cönus (IX, 3, 5—15); Rede des Craterus, der im Namen der Freunde den im Kampfe mit den Oxydrakern verwundeten Alexander sich zu schonen bittet und Erwiederung des Königs (IX, 6); Rede Alexanders an die aufständischen Macedonier (X, 2, 15—29). — Mehr oder minder ausführliche Schilderungen und Beschreibungen sind: Parallele zwischen dem persischen und macedonischen Heere (III, 3, 8—28); Belagerung und Eroberung von Tyrus (IV, 2—4); Alexanders Zug durch die Wüste nach dem Tempel des Ammon (IV, 7); Schlacht bei Arbela (IV, 15—16); Alexanders Einzug in Babylon; Beschreibung der Stadt und ihrer Bewohner (V, 1, 17—38); der Fluß Zioberis (VI, 4, 4—7); Beschreibung von Indien (VIII, 9, 2—37).

2. C. Plinius Secundus.

Der Neigung der Römer zur Polyhistorie und zur encyclopädischen Verarbeitung des gesammten wissenschaftlichen

Materials verdankte die römische Literatur schon früher Werke von der wichtigsten Bedeutung, wie die des Cato und Varro. Standen zur Zeit der Republik die historischen Wissenschaften in dem Vordergrunde, so mußte in der Kaiserzeit Alles, was an das freiere politische Leben der früheren Zeit erinnerte, zurückgedrängt werden und man wandte sich lieber solchen Gebieten des menschlichen Wissens zu, die den Despoten unverdächtig waren, dem Studium der Natur und der Kunst. Wenn es in den historischen Wissenschaften genügt, den überlieferten Stoff zu sammeln, kritisch zu sichten und übersichtlich zu ordnen, so bedürfen die Naturwissenschaften Prüfung durch eigene Beobachtung und des Forschertalentes eines Fachmannes. Die Römer waren jedoch fast ohne Ausnahme mehr Liebhaber, als Forscher der Natur; sie gaben sich, wenn sie des politischen Lebens überdrüssig waren, gern der Betrachtung und dem Genusse der Natur hin, ohne in das Wesen derselben einzudringen. Nicht wissenschaftlicher Sinn, sondern die aus dem Ueberdrusse des politischen und socialen Treibens hervorgegangene Stimmung machte sie zu Freunden der Natur. Ein solcher Dilettant war auch Plinius, der im Besitze eines eisernen Fleißes und aller literarischen Hülfsmittel, wie sie damals nur Rom bieten konnte, Alles, was er über die Natur im Allgemeinen und über die einzelnen Naturwesen und Naturerscheinungen und ihre Beziehungen zu dem Menschen fand, sammelte und in einen äußeren Zusammenhang brachte, ohne auf kritische Sichtung und systematische Ordnung zu achten. Wenn daher auch der wissenschaftliche Werth seiner Encyclopädie ein untergeordneter ist, so ist ihre historische Bedeutung als Repertorium des gesammten naturwissenschaftlichen Materials der damaligen Zeit um so größer und sie wird immer ein merkwürdiges Denkmal des Römergeistes bleiben, der auch in der Wissenschaft es verstanden hat, Fremdes sich zu eigen zu machen und das Massenhafte zu bewältigen.

Ueber das Leben des Plinius besitzen wir eine dürftige Biographie unter dem Namen des Suetonius und Notizen in den Briefen seines Neffen, des jüngeren Plinius. C. Plinius Secundus war zu Novumcomum in Gallia Cisalpina

im Jahre 23 n. Chr. geboren. Er verwaltete mit der größten Unbescholtenheit unter Claudius und Nero wichtige Militär- und Civilämter und benutzte seine Muße zu den eifrigsten Studien, so daß, wie sein Neffe sagt (Ep. III, 5, 19), wohl schwerlich ein Anderer in einem geschäftslosen Leben mehr geschrieben hat, als er im Drange der Geschäfte. Er galt für den gelehrtesten Mann seiner Zeit (Gell. IX, 16). Unter Claudius war er Anführer einer Abtheilung der Reiterei in Germanien (n. h. XIII, 26, 12; Plin. Ep. III, 5, 3), unter Nero Procurator in Spanien, 65, und von Vespasianus und Titus besonders begünstigt, wurde er der bei Misenum stationirten Flotte als Befehlshaber vorgesetzt und fand bei dem Ausbruche des Vesuvs, der die Städte Pompeji und Herculanum verschüttete, am 25. August 79, seinen Tod im Eifer, die Flüchtenden zu retten und die furchtbare Erscheinung in der Nähe zu beobachten. Wir besitzen über dieses Ereigniß einen ausführlichen Bericht von seinem Neffen an den Geschichtschreiber Tacitus (Ep. VI, 16; 20). — Ueber die außerordentliche Thätigkeit des Plinius und über seine Schriften giebt ebenfalls sein Neffe Nachricht in einem Briefe an Bäbius Macer (III, 5). Er schrieb als Befehlshaber der Reiterei in Germanien ein militärisches Werk: De jaculatione equestri liber I. Dem Andenken seines Freundes Pomponius Secundus widmete er die Biographie desselben: De vita Pomponii Secundi libri II. Ein historisches Werk über die Kriege in Deutschland: Bellorum Germaniae libri XX, worin er alle Kriege, die die Römer mit den Germanen geführt haben, zusammengetragen hat, begann er während seiner Dienstzeit in Germanien, angeblich durch einen Traum veranlaßt, in welchem ihn die Erscheinung des Drusus Nero, der als Sieger am weitesten in Deutschland vorgedrungen und umgekommen war, aufgefordert hatte, ihn der ungerechten Vergessenheit zu entreißen. Die Schrift ist von Tacitus benutzt worden (Ann. I, 69). Eine Art Rhetorik war die Schrift Studiosi tres, wegen ihres Umfanges in 6 Bände vertheilt. Sie lehrte, was zur Bildung eines Redners gehöre von der Wiege an bis zu seiner Vollendung. In den letzten Jahren Nero's, als die

Knechtschaft jede Art von Studien, die einen etwas freieren Schwung des Geistes gestatteten, gefährlich machte, verfaßte er ein grammatisches Werk über den schwankenden Sprachgebrauch: Dubii sermonis libri VIII. Diesem folgte ein weitläufiges historisches Werk über seine Zeit, das sich dem Geschichtswerke des Aufidius Bassus anschloß: Historiae temporum meorum a fine Aufidii Bassi libri XXXI. Tacitus hat es zuweilen benutzt (Ann. XV, 53; Hist. III, 28). Seine letzte Arbeit war das große naturwissenschaftliche Werk in 37 Büchern, das wir noch besitzen. Er selbst nennt es: Naturalis historiae oder Historiae mundi libri XXXVII; sein Neffe giebt den Titel an: Naturae historiarum libri XXXVII. Es ward mit der Widmung an Titus im Jahre 77 herausgegeben.

Ueber des Plinius außerordentliche Schriftstellerthätigkeit schreibt sein Neffe an Macer: „Du wunderst dich, wie ein vielbeschäftigter Mann so viele Schriften, worin so viele schwierige Gegenstände abgehandelt werden, habe vollenden können. Du wirst dich noch mehr wundern, wenn du erfährst, daß er auch eine Zeit lang Sachwalter gewesen, daß er in seinem 56. Jahre gestorben, daß ihn in der Zwischenzeit theils die wichtigsten Aemter, theils die Freundschaft der Herrscher in Anspruch genommen und von seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen abgezogen haben. Er besaß aber auch einen unverdrossenen Geist, einen unglaublichen Eifer und die größte Uebung im Nachtwachen.“ — Selbst die Zeit des Essens und Badens benutzte er zu seinen Studien. Von jedem Buche, das er las, machte er Auszüge. Er pflegte zu sagen, daß kein Buch so schlecht sei, daß man nicht etwas daraus lernen könne. Kein Wunder daher, daß er seinem Neffen 160 auf beiden Seiten mit der kleinsten Schrift beschriebene Hefte Collectaneen (Electorum commentarii CLX) hinterlassen konnte. „Ich pflege zu lachen,“ schreibt dieser, „wenn mich die Leute einen fleißigen Gelehrten nennen, der ich mit ihm verglichen der größte Müßiggänger bin.“

Von allen seinen Schriften scheint Plinius die Naturgeschichte mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt bearbeitet zu

haben. Wie er selbst bemerkt (Praef. 17), hat er 20,000 Notizen aus ungefähr 2000 Schriften zusammengetragen und Manches hinzugefügt, was entweder die Früheren nicht gewußt haben, oder was erst später entdeckt worden ist. „Doch zweifle ich nicht," fügt er hinzu, „daß ich noch Vieles übergangen habe; denn ich bin nur ein Mensch und mit Berufspflichten beschäftigt, habe ich nur in freien Stunden, das heißt zur Nachtzeit, meine Sorgfalt darauf verwenden können." — Die Eintheilung des Werkes ist folgende: Nach der Dedication an Titus enthält Buch I. ein Verzeichniß, das von jedem Buche den Inhalt, die Summe der Notizen und die Namen der benutzten lateinischen und fremden Schriftsteller angiebt. Buch II. giebt Allgemeines über die Welt und über die kosmischen und tellurischen Erscheinungen. B. III—VI. enthält die Geographie und Ethnographie, meist nur aus bloßen Namen bestehend. Hierauf folgt die eigentliche Naturgeschichte. B. VII. behandelt die Anthropologie; B. VIII—XI. die Zoologie, und zwar B. VIII. die Landthiere, B. IX. die Wasserthiere, B. X. die Vögel und B. XI. die Insecten, worauf noch Einiges aus der vergleichenden Anatomie folgt. B. XII—XIX. enthält die Botanik, und zwar handelt B. XII—XVII. von den Bäumen, B. XVIII. von den Früchten und B. XIX. von den Gartenpflanzen. B. XX—XXXII. giebt die Pharmakologie: B. XX—XXVII. die Heilmittel aus dem Pflanzenreiche und B. XXVIII—XXXII. aus dem Thierreiche. Die folgenden Bücher geben die Mineralogie, Metallurgie und Lithurgie und zwar handelt B. XXXIII—XXXIV. von den Metallen und ihren Heilkräften; B. XXXV. von der Malerei und den Farbestoffen, von der Plastik, von der Benutzung und künstlichen Verarbeitung der Erden; B. XXXVI. von den Steinen und ihrer Benutzung; B. XXXVII. von den Edelsteinen und ihrer Bearbeitung. Diese letzten Bücher sind besonders für die Kunstgeschichte wichtig. Den Schluß macht eine Art comparativer Geographie, die mit dem Lobe Italiens und Spaniens schließt, und wie der Verfasser sein großes Werk mit der Erklärung eröffnet hat, daß die Welt und der Himmel, in dessen Umfassung Alles lebt, die

ewige, unermeßliche, unerzeugte und unvergängliche Gottheit sei, so schließt er es mit dem Abschiedsgruße an diese Gottheit: „Heil dir, Natur, du Mutter aller Dinge, und schenke mir deine Gunst, der ich allein unter den Quiriten dich in allen deinen Beziehungen gefeiert habe!“

Wohl konnte Plinius bei aller Unvollkommenheit seines Werkes sich des Verdienstes rühmen, die Welt als ein Ganzes erfaßt und den ersten Versuch gemacht zu haben, sie in ihrem Zusammenhange darzustellen. Was ihm als Ideal vorschweben mochte, das ist erst in unseren Tagen erreicht worden von Alexander von Humboldt in seinem Kosmos, und Keiner war mehr berechtigt als dieser ein Urtheil über des Römers großartige Leistung abzugeben, was er denn auch gethan hat. Im Allgemeinen nennt er das Werk seines ältesten Vorgängers „ein Erzeugniß des unwiderstehlichen Hanges zu allumfassendem, oft unfleißigem Sammeln, im Stile ungleich, bald einfach und aufzählend, bald gedankenreich, lebendig und rhetorisch geschmückt, schon seiner Form wegen an individuellen Naturschilderungen arm, aber überall, wo die Anschauung auf ein großartiges Zusammenwirken der Kräfte im Weltall, auf den wohlgeordneten Kosmos (naturae majestas), gerichtet ist, eine wahre, aus dem Inneren quellende Begeisterung verrathend“ (Kosmos II, S. 23). Und in einer ausgeführteren Charakteristik sagt er (Kosmos II, S. 230 flg.): „Im ganzen Alterthum ist nichts der Weltbeschreibung des Plinius Aehnliches versucht worden; und wenn das Werk auch während seiner Ausführung in eine Art von Encyclopädie der Natur und Kunst ausartete (der Verfasser, in der Zueignung an Titus, scheut sich selbst nicht den damals edleren griechischen Ausdruck *ἐγκυκλοπαιδεία*, gleichsam den Inbegriff und Vollkreis allgemeiner Bildungswissenschaften, auf sein Werk anzuwenden): so ist doch nicht zu leugnen, daß trotz des Mangels eines inneren Zusammenhanges der Theile das Ganze den Entwurf einer physischen Weltbeschreibung darbietet. — Die Historia naturalis begreift Himmel und Erde zugleich; die Lage und den Lauf der Weltkörper, die meteorologischen Prozesse des Luftkreises, die Oberflächen-Gestaltung der Erde, alles Tellurische,

von der Pflanzendecke und den Weich=Gewürmen des Oceans an bis hinauf zu dem Menschengeschlecht. Dieses ist betrachtet nach Verschiedenheit seiner geistigen Anlagen, wie in der Verherrlichung derselben zu den edelsten Blüthen der bildenden Künste. Ich nenne die Elemente des allgemeinen Naturwissens, welche in dem großen Werke fast ungeordnet vertheilt liegen. „Den Weg, den ich wandeln werde," sagt Plinius mit edeler Zuversicht zu sich selbst, „ist unbetreten; keiner unter uns, keiner unter den Griechen hat unternommen das Ganze der Natur zu behandeln. Wenn mein Unternehmen mir nicht gelingt, so ist es doch etwas Schönes und Glänzendes dergleichen versucht zu haben." — Es schwebte dem geistreichen Manne ein einiges großes Bild vor; aber durch Einzelheiten zerstreut, bei mangelnder Selbstanschauung der Natur, hat er dies Bild nicht festzuhalten gewußt. Die Ausführung ist unvollkommen geblieben; nicht etwa blos wegen der Flüchtigkeit und oftmaligen Unkenntniß der zu behandelnden Gegenstände, als wegen der Fehler in der Anordnung. Man erkennt in dem Verfasser einen vielbeschäftigten vornehmen Mann, der sich gern seiner Schlaflosigkeit und nächtlichen Arbeiten rühmte, aber als Statthalter in Spanien und Oberaufseher der Flotte in Unteritalien gewiß nur zu oft seinen wenig gebildeten Untergebenen das lockere Gewebe einer endlosen Compilation anvertraute. Dies Streben nach Compilation, d. h. nach mühevollem Sammeln einzelner Beobachtungen und Thatsachen, wie sie das damalige Wissen liefern konnte, ist an sich keinesweges zu tadeln; das unvollkommene Gelingen des Unternehmens lag in der Unfähigkeit den eingesammelten Stoff zu beherrschen, das Naturbeschreibende höheren, allgemeineren Ansichten unterzuordnen, den Gesichtspunkt einer vergleichenden Naturkunde festzuhalten. Die Keime zu solchen höheren, nicht blos orographischen, sondern wahrhaft geognostischen Ansichten liegen in Eratosthenes und Strabo; der erstere ist ein einziges Mal, der zweite nie benutzt. Aus der anatomischen Thiergeschichte des Aristoteles hat Plinius weder die auf die Hauptverschiedenheit der inneren Organisation gegründete Eintheilung in große Thierklassen, noch den Sinn für die allein sichere

Inductions-Methode in Verallgemeinerung der Resultate zu schöpfen gewußt. — Mit pantheistischen Betrachtungen anhebend, steigt Plinius aus den Himmelsräumen zum Irdischen herab. Wie er die Nothwendigkeit anerkennt, der Natur Kräfte und Herrlichkeit (naturae vis et majestas) als ein großes und zusammenwirkendes Ganzes darzustellen, so unterscheidet er auch, im Eingange des dritten Buches, generelle und specielle Erdkunde; aber dieser Unterschied wird bald wieder vernachlässigt, wenn er sich in die dürre Nomenclatur von Ländern, Bergen und Flüssen versenkt. Den größeren Theil der Bücher VIII — XXVII, XXXIII — XXXIV, XXXVI – XXXVII, füllen Verzeichnisse aus den drei Reichen der Natur aus. Der jüngere Plinius charakterisirt in einem seiner Briefe (III, 5, 6) die Arbeit seines Oheims sehr richtig als ein „inhaltschweres und gelehrtes Werk, das nicht minder mannigfaltig als die Natur selbst ist" (opus diffusum, eruditum, nec minus varium quam ipsa natura). Manches, was dem Plinius zum Vorwurf gemacht worden ist, als wäre es eine unnöthige und zu fremdartige Einmischung, bin ich geneigt hier lobend hervorzuheben. Es scheint mir besonders erfreulich, daß er so oft und immer mit Vorliebe an den Einfluß erinnert, welchen die Natur auf die Gesittung und geistige Entwicklung der Menschheit ausgeübt hat. Nur die Anknüpfungspunkte sind selten glücklich gewählt. Die Natur der Mineral- und Pflanzenstoffe z. B. führt zu einem Fragment aus der Geschichte der bildenden Künste, einem Fragment, das für den heutigen Stand unseres Wissens freilich wichtiger geworden ist, als fast Alles, was wir von beschreibender Naturgeschichte aus dem Werke schöpfen können. — Der Stil des Plinius hat mehr Geist und Leben als eigentliche Größe; er ist selten malerisch bezeichnend. Man fühlt, daß der Verfasser seine Eindrücke nicht aus der freien Natur, so viel er auch diese unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen genossen, sondern aus Büchern geschöpft hat. Eine ernste, trübe Färbung ist über das Ganze ausgegossen. In diese sentimentale Stimmung ist Bitterkeit gemischt, so oft die Zustände des Menschengeschlechtes und seine Bestimmung berührt werden. Fast wie

in Cicero (Acad. II, 41), doch in minderer Einfachheit der Diction, wird dann als aufrichtend und tröstend geschildert der Blick in das große Weltganze der Natur. — Der Schluß ist in dem echten Geiste einer Weltbeschreibung abgefaßt. Er enthält, wie wir ihn erst seit 1831 kennen (aus einem von L. von Jan entdeckten Bamberger Codex), einen Blick auf die vergleichende Naturgeschichte der Länder in verschiedenen Zonen, das Lob des südlichen Europa's zwischen den natürlichen Grenzen des Mittelmeeres und der Alpenkette, das Lob des hesperischen Himmels: wo Mäßigung und sanfte Milde des Klima's (ein Dogma der ältesten Pythagoreer) früh die Entwilderung der Menschheit beschleunigt haben."

Man hat schon im Alterthume aus dem weitläufigen Werke des Plinius Auszüge gemacht. Wir besitzen noch einen solchen von einem gewissen C. Julius Solinus, den man in das 3. Jahrhundert setzt. Unter dem Titel Polyhistor oder Collectanea rerum memorabilium giebt er eine Art physischer Geographie meist nach Plinius, ohne daß er seine Quelle nennt, in einer übersichtlichen Ordnung und einer ziemlich reinen, doch gezwungenen Sprache. Er ist von Ammianus Marcellinus häufig benutzt worden. Sowohl das Hauptwerk des Plinius, als auch der Auszug des Solinus sind im Mittelalter fleißig gebraucht und abgeschrieben worden, daher die häufigen Varianten und Interpolationen.

3. M. Fabius Quintilianus.

Die Errichtung öffentlicher Lehrstühle für die Beredtsamkeit durch Vespasianus hatte die heilsame Folge, daß dem vorzüglich durch Seneca's verführerische Manier eingerissenen Verderben der Rede durch Männer, die von der Gunst des Publicums unabhängig waren, entgegengearbeitet werden konnte, und dies geschah vor Allen mit dem glücklichsten Erfolge durch den Rhetor Quintilianus. — M. Fabius Quintilianus war nach Hieronymus zu Calagurris in Spanien, wahrscheinlich zwischen 36—40 n. Chr., geboren. Sein Vater war ebenfalls Rhetor; er gedenkt seiner IX, 3, 73. Ob Quintilian seine erste Bildung in seiner Vaterstadt oder in Rom er-

halten habe, wissen wir nicht. Er erwähnt (I, 2, 23), daß seine Lehrer die Schüler in Klassen getheilt und die Ordnung der Vortragenden nach den Fähigkeiten und Leistungen der Schüler bestimmt haben. Hierdurch sei ein bedeutender Wetteifer unter ihnen entstanden, da es für den schönsten Ruhm galt, der Erste in der Klasse zu sein. Alle Monate sei um die Plätze certirt worden, so daß die Ersten in ihrem Eifer nicht nachlassen durften und die Letzten der Schmerz über die Zurücksetzung anspornte, die Schande zu entfernen. Dies habe mehr gewirkt, als die Ermahnungen der Lehrer, die Aufsicht der Erzieher und die Wünsche der Eltern. An einer anderen Stelle (II, 4, 26) spricht er von einer nützlichen und zugleich ergötzlichen Uebung des Scharfsinnes, die seine Lehrer mit ihren Schülern angestellt haben, indem sie ihnen Fragen zur schnellen Beantwortung aufgegeben, wie: Warum die Lacedämonier die Venus bewaffnet dargestellt haben? Warum Cupido als Knabe beflügelt und mit Fackel und Pfeilen abgebildet werde? — Nach dem Scholiasten des Juvenal zu Sat. VI, 75, war Remmius Palämon der Lehrer Quintilians; er hat also auch in Rom sich mit grammatischen und rhetorischen Studien beschäftigt. Von den berühmtesten Rednern, die er selbst gehört hat, nennt er den Domitius Afer, Julius Africanus, Servilius Nonianus, Galerius Trachalus, Vibius Crispus und Julius Secundus. — Im Jahre 59 kehrte er nach Spanien zurück und kam 68 mit dem Kaiser Galba wieder nach Rom. Von dieser Zeit an wirkte er in Rom theils als Sachwalter, theils als Lehrer. Er erwähnt seiner forensischen Thätigkeit selber (IV, 2, 86). Von allen Reden, die er gehalten, bemerkt er, habe er nur eine, die in dem Criminalprocesse des Nävius Arpinianus, aus jugendlicher Eitelkeit veröffentlicht; die anderen unter seinem Namen cursirenden seien durch die Nachlässigkeit der Nachschreiber vielfach verderbt, so daß er nur das Wenigste an ihnen als das Seinige anerkennen könne (VII, 2, 24). Von anderen Proceßreden, die er gehalten, erwähnt er beiläufig einer Rede pro regina Berenice (IV, 1, 19) und einer anderen in einer Erbschaftssache (IX, 2, 73). — Mehr Ruhm als seine forensische Thätigkeit verschaffte

ihm seine Lehrthätigkeit. Er war der Erste, bemerkt Hieronymus, der aus dem Staatsschatze besoldet einer öffentlichen Schule vorstand und sich einen Namen machte. Ihm übertrug Domitian den Unterricht der Enkel seiner Schwester Domitilla (IV. praef. 3). Als seinen Schüler bezeichnet sich auch der jüngere Plinius (Ep. II, 14, 10; VI, 6, 3). Martial nennt ihn den angesehensten Leiter der unstäten Jugend und den Ruhm der römischen Toga (Epigr. II, 90, 1), und seinen Namen braucht Juvenal (Sat. VI, 75; 180; VII, 186) für den gelehrten Rhetor überhaupt. Seine Stellung und sein Ansehen bei den Kaisern des flavischen Hauses mochten ihn gegen andere, minder bevorzugte Rhetoren in eine behaglichere äußere Lage versetzt haben, in der die Mißgunst ein übermäßiges, nicht verdientes Glück sah, wie aus Juv. Sat. VII, 189, hervorzugehen scheint. Aus einem Briefe des jüngeren Plinius an ihn (VI, 32) ersehen wir jedoch, daß sein Vermögen nur ein mäßiges gewesen, bei dem er sich aber dennoch recht glücklich gefühlt habe; und wie mäßig es gewesen, geht aus dem Anerbieten hervor, das Plinius seinem ehemaligen Lehrer macht, einen Theil der Aussteuer seiner Tochter zu übernehmen. — Nach zwanzigjähriger Lehrthätigkeit zog sich Quintilian, vom Kaiser mit den ornamentis consularibus beschenkt, in das Privatleben zurück, um das Jahr 90. In seinem häuslichen Leben hatte er manches Bittere erfahren. Er verlor seine noch nicht neunzehnjährige Gattin und später die beiden Söhne, die er von ihr hatte. Nicht ohne Rührung lesen wir im Vorworte zu dem sechsten Buche der Institutionen die Klage des unglücklichen Vaters über den Verlust des letzten hoffnungsvollen Sohnes, der in seinem zehnten Jahre starb. Den Tod Quintilians setzt man gewöhnlich, doch wahrscheinlich etwas zu spät, in das Jahr 118.

Nicht blos durch den mündlichen Unterricht, sondern auch durch die Schrift suchte Quintilian für die Hebung der Beredtsamkeit zu wirken. Nach seinen Vorträgen waren zwei Bücher über die rhetorische Kunst (artis rhetoricae libri II) von seinen Zuhörern veröffentlicht worden (I, praef. 7) und ebenso cursirten die gegen seinen Willen herausgegebenen Sermones

(III, 6, 68). Er selbst gab eine Schrift de causis corruptae eloquentiae heraus (VI, praef. 3; VIII, 6, 76, und sonst), die man irrthümlich für identisch mit dem noch vorhandenen Dialogus de oratoribus gehalten hat. Sein Hauptwerk, das wir noch besitzen, sind die Institutionis oratoriae (oder Institutionum oratoriarum) libri XII. Er hat es in zwei Jahren vollendet, aber erst nach mehrjähriger Durchsicht und Verbesserung veröffentlicht (I, praef.), wahrscheinlich noch vor 96, dem Todesjahre des Domitianus, den er in dem Vorworte zu dem vierten Buche wie der Dichter die Musen anruft, da er wie in allen Studien, so besonders in der Beredtsamkeit Alle überrage, und in der literarhistorischen Uebersicht der Musterschriftsteller, die er in dem zehnten Buche giebt, erklärt er ihn geradezu für den größten Dichter, dem die Götter, weil ihnen dieser Ruhm noch zu gering geschienen, die Weltherrschaft übertrugen, damit, wie es bei Virgil heißt (Ecl. VIII, 12):

sich schlinge der Epheu
Ihm um die Schläfen, vereint mit dem Lorbeerkranze des Siegers.

Man hat diese übertriebenen Schmeicheleien mit Recht dem Quintilian zum Vorwurf gemacht; doch finden sie in der abhängigen Lage des Verfassers und in der Gunst, mit der ihn vorzugsweise der Kaiser beschenkte, ihre Erklärung und bieten eine indirecte Entschuldigung, wenn aus der Schule des trefflichen Lehrers doch keine Redner hervorgingen, wie sie die Republik hatte. Wie hätte auch eine echte Beredtsamkeit da ihre Stätte finden sollen, wo selbst Männer von besserer Gesinnung dem Despoten durch so plumpe Schmeicheleien zu huldigen genöthigt waren?

Die Institutio oratoria ist das Resultat des Nachdenkens und der Erfahrung des großen Rhetors über seinen Beruf. Indem er den Bildungsgang eines vollkommnen Redners von seiner Geburt an bis zu seiner Vollendung vorführen wollte, hatte er das Bedürfniß seiner Zeit vor Augen, und daher beschränkte er seine Aufgabe auf die Bildung des römischen Redners, wie ihn die Gegenwart verlangte, der sein Talent meist nur im Kreise bürgerlicher Verhältnisse anwenden konnte, da die politische Unfreiheit die Einwirkung des Redners

auf die staatliche Entwicklung unmöglich machte. Wir erkennen aus der Schrift den praktischen Fachmann, der selbständig seine Grundsätze und seine Erfahrungen ausspricht. Er hat von seinen Vorgängern nur dem Cicero, weniger den griechischen Rhetoren ein gründliches Studium gewidmet. Sein gesundes Urtheil, sein feiner Geschmack und seine milde, humane Gesinnung entschädigen uns für den Mangel an philosophischer Bildung, der sich in der unsystematischen Anordnung des Ganzen und in der Unklarheit einzelner Begriffsbestimmungen offenbart. Er selbst gesteht seine Abneigung gegen die Philosophen ein, über die er sich, vielleicht dem Domitian zu Liebe, auf das bitterste äußert (I, praef.; XII, 2). Nichts aber giebt mehr Zeugniß von dem wahren Berufe Quintilians zum Reformator der gesunkenen Beredtsamkeit, als die vollendete sprachliche Form, durch die er selber als Muster vorleuchtet. Bei seinem Streben, den klassischen Ausdruck, wie ihn Cicero festgestellt hat, wieder zur Geltung zu bringen, ist er doch weit entfernt, ein bloßer Copist der ciceronianischen Rede zu sein, sondern der Geist der eigenen Zeit spiegelt sich in den seinem Zeitalter angehörenden Eigenthümlichkeiten wieder, ohne daß der Eleganz und natürlichen Einfachheit Eintrag geschieht.

Dem Werke vorausgeschickt ist eine kleine Zuschrift an den Verleger Tryphon, dem der Verfasser das in zwei Jahren vollendete, doch nach dem Rathe des Horaz längere Zeit einer sorgfältigen Feile unterworfene, von dem Publicum so sehr ersehnte Werk übergiebt, mit der Bitte, es in möglichst correcter Gestalt in die Hände der Leute kommen zu lassen.

Hierauf folgt die Vorrede an Victorius Marcellus, einen begeisterten Freund der Literatur, dem Quintilian das Werk gewidmet hat theils als Pfand der innigsten Freundschaft und Liebe zu ihm, theils zur Benutzung bei der Erziehung seines jungen, talentvollen Sohnes. Er habe, sagt er, bei der Abfassung des Werkes den vollkommenen Redner vor Augen gehabt; daher stelle er an ihn nicht blos die Forderung einer ausgezeichneten Rednergabe, sondern auch aller Tugenden des Herzens. Es könnte scheinen, daß er bei solchen Ansprüchen in das Gebiet der Philosophie hinüberschweife; man ver=

kenne indeß nicht, daß das, was die Natur vereinigt und der Beruf verbunden hat, Weisheit und Beredtsamkeit, erst künstlich in die zwei Fächer der Philosophie und Rhetorik getrennt worden sei. Hierbei leugne er nicht, daß viele der älteren Philosophen das Gute gelehrt und daß sie nach ihren Lehren auch gelebt haben; in der jetzigen Zeit aber habe den Meisten die Philosophie nur zum Deckmantel ihrer Laster gedient; sie haben sich nicht bemüht, durch Tugend und eifriges Forschen für Philosophen zu gelten, sondern dadurch, daß sie eine ernste Miene und eine ungewöhnliche Tracht zur Schau trugen, während ihr sittliches Leben das verworfenste war. Gäbe es einen vollkommnen Redner, so könnte man des Philosophen wohl entbehren. Denn das Ideal eines Redners ist ein Mann, den man wahrhaft einen Weisen nennen könnte, im Besitz der vollkommensten Sittlichkeit, wie aller Kenntnisse und Eigenschaften, die zum Reden erfordert werden. Findet sich auch ein solches Ideal in der Wirklichkeit nicht, so müssen wir es doch immer vor Augen haben. Daher muß die Bildung zum Redner schon mit der Geburt beginnen, und deshalb soll das erste Buch das angeben, was dem eigentlichen rhetorischen Unterrichte vorausgehen muß; das zweite Buch wird dann von den Anfangsgründen der rhetorischen Studien und von dem Begriff und dem Inhalt der Rhetorik handeln; die fünf nächsten Bücher werden sich über die Auffindung (inventio) und die Eintheilung (dispositio) des Redestoffes, die vier folgenden über den sprachlichen Ausdruck (elocutio), über das Memoriren (memoria) und über den Vortrag (pronunciatio) auslassen; das letzte Buch endlich soll den Redner selbst zum Gegenstand haben: wie sein Charakter beschaffen sein müsse, was er zu thun habe bei der Uebernahme, Erkenntniß und Führung von Rechtssachen, welche Gattung der Rede er zu wählen, wann er seine Thätigkeit zu schließen und womit er sich dann zu beschäftigen habe. Der Verfasser will bei Allem nur auf das praktische Bedürfniß sehen, dem künftigen Redner gleichsam Nahrung und Stärkung seiner Kräfte zuzuführen. Hierbei muß freilich die Natur den Lehrer unterstützen. Für einen Talentlosen ist ein Lehrbuch der Rhetorik ebenso

wenig geschrieben, wie ein landwirthschaftliches Buch für unfruchtbare Ländereien. Gewisse äußere angeborene Hülfsmittel, wie eine angenehme Stimme, eine gute Lunge, Gesundheit, Ausdauer, ein schönes Aeußere, sind sehr förderlich; sind sie in geringerem Maße vorhanden, so können sie durch eine vernünftige Behandlung besser ausgebildet werden; wo sie gänzlich fehlen, da tragen die Vortheile des Talentes und Fleißes nur geringe Früchte; aber sie sind ganz nutzlos ohne erfahrenen Lehrer, ohne beharrlichen Eifer im Schreiben, Lesen und Sprechen, ohne viele und beständige Uebung.

Nach der oben angegebenen Eintheilung wird in dem Lehrbuche der Stoff von dem Verfasser abgehandelt. Von besonderem Interesse auch für den heutigen Leser sind die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichtes, die Quintilian an die Spitze seines Werkes gestellt hat. „Gleich bei der Geburt eines Kindes, so beginnt er seinen pädagogischen Abriß, soll der Vater die beste Hoffnung von demselben fassen; um so mehr wird er ihm von Anfang an Sorgfalt schenken. Denn es ist eine falsche Klage, daß nur den wenigsten Menschen die Fähigkeit, was ihnen gelehrt wird zu begreifen, verliehen sei, die meisten aber Zeit und Mühe wegen Trägheit des Geistes verlieren. Im Gegentheil, du wirst finden, daß der größte Theil Leichtigkeit im Denken und Geschick zum Lernen besitzt; denn das ist des Menschen natürliche Eigenschaft. Wie die Vögel zum Fliegen, die Rosse zum Laufen, die wilden Thiere zum Raube geboren werden, so ist unsere Eigenthümlichkeit die Regsamkeit und Thätigkeit des Geistes und darum hält man auch den Geist für himmlischen Ursprunges. Stumpfsinnige und ungelehrige Menschen sind ebenso wider die Natur und ebenso selten, wie unförmliche Bildungen und Mißgeburten. Ein Beweis ist, daß die Kinder zu der schönsten Hoffnung in den meisten Beziehungen Veranlassung geben, und wenn diese mit den Jahren hinstirbt, so ist es deutlich, daß nicht die Natur, sondern die Pflege gefehlt habe. Nur dem Grade nach sind die Menschen an Geistesfähigkeiten verschieden; daher findet man Niemanden, der es durch Fleiß nicht zu etwas gebracht hätte." — Er empfiehlt die sorgfältigste Auswahl der

Ammen, Wärterinnen und Erzieher, weil diese auf die Sitten und die Sprache des Kindes den wichtigsten und nachhaltigsten Einfluß üben. Er räth, das Kind früher in der griechischen, als in der Muttersprache zu unterrichten, weil es diese schon durch den Umgang lernt; doch müsse die fremde Sprache nicht auf Unkosten der eigenen getrieben werden, so daß das Kind sich den fremden Accent und die fremden Redewendungen angewöhne. Der Unterricht im Lateinischen muß daher bald dem des Griechischen folgen und beide dann parallel gehen. Das Kind lerne die Elemente, sobald es zum Lernen geeignet ist; man verbittere ihm das Lernen nicht durch eine abstoßende Methode, sondern führe es vielmehr spielend dem Wissen zu. Der Unterricht in der öffentlichen Schule ist der Privatunterweisung vorzuziehen. Ein wichtiges Geschäft des Lehrers ist es, die Anlagen des Kindes zu prüfen und danach die Forderungen zu stellen. Frühgenies tragen in der Regel keine Früchte; sie gleichen Samenkörnern, die auf die Oberfläche des Bodens gefallen sind: diese entwickeln sich schneller, schießen bald in Halme auf; aber die Aehren bleiben leer und sie welken vor der Ernte. Das Kind soll nicht gleichgültig gegen Lob sein, soll sich durch Ruhm treiben lassen und weinen, wenn es Anderen nachsteht. — Ununterbrochenes Lernen stumpft den Geist ab; Erholung muß Allen gegönnt werden. Das Spielen ist am Kinde das Zeichen eines regsamen Geistes. Ein trübseliges Kind, das immer den Kopf hängen läßt, giebt wenig Hoffnung, daß es die Studien mit aufgewecktem Geiste ergreifen werde. Im Spiele offenbart das Kind am unbefangensten seinen Charakter. — Das Böse muß frühzeitig im Kinde gebrochen werden, ehe es zur Gewohnheit wird. Schläge sind etwas Häßliches und Knechtisches und daher ein schlechtes Erziehungsmittel. Wer durch Tadel sich nicht bessern läßt, wird auch bald hartschlägig. Ueberhaupt soll sich Niemand gegen das schwache Alter, das dem Unrechte nichts entgegensetzen kann, allzu viel erlauben (I, 1—3).

Dem ersten Elementarunterrichte im Lesen und Schreiben folgt die Unterweisung in der Grammatik und die Lectüre und Erklärung der Dichter, verbunden mit Uebungen im Nacher-

zählen von Fabeln und Geschichten und leichten schriftlichen Aufsätzen (4—14). Der Unterricht soll nicht ein einseitiger, auf das bloße Fachstudium berechneter sein. Der künftige Redner soll auch mit allgemein bildenden Künsten und Wissenschaften bekannt gemacht werden, wozu besonders die Musik und die Mathematik zu empfehlen sind. Endlich soll er zeitig an einen richtigen Vortrag und eine passende Gesticulation gewöhnt werden (15—18). — Das Buch schließt mit der Frage: ob die verschiedenen Gegenstände hintereinander oder nebeneinander gelehrt werden sollen? Der Verfasser entscheidet sich für das Letztere, weil die Einförmigkeit den Geist ermüdet und abstumpft, die Mannigfaltigkeit und Abwechselung aber ihn stärkt und frisch erhält (19).

Aus der Schule des Grammatikers tritt der junge Zögling in die Schule des Rhetors. Dem stufenweisen Unterrichte in der Rhetorik muß die Lectüre der besten Redner und Historiker zur Seite gehen. Die Lehre der Beredtsamkeit selbst handelt von der Kunst, der Rhetorik, von dem Künstler, dem Redner, und endlich von dem Kunstwerke, der Rede. Nach dieser Eintheilung wird zuerst von der Kunst, der Rhetorik, gehandelt. Die Rhetorik ist aber die Kunst gut zu reden (ars bene dicendi). Ihr Zweck und Ziel ist, das Gute durch die Rede zur Geltung zu bringen; daher ist sie eine nützliche Kunst, die freilich die natürliche Fähigkeit zu reden voraussetzt, und zugleich eine Tugend, wenn sie schon von schlechten Menschen zuweilen gemißbraucht wird; wie ja auch die Tapferkeit eine Tugend bleibt trotz dem, daß Räuber zu ihrem schlechten Zwecke auch tapfer sein können. Der Stoff der Beredtsamkeit ist unbeschränkt. Der Redner wird über Alles sprechen können, wovon er eine Kenntniß hat (II).

Nach einer kurzen Geschichte der rhetorischen Kunst giebt der Verfasser B. III—XI. die eigentliche Theorie der Beredtsamkeit, wobei er vorzüglich Rücksicht auf die gerichtliche Beredtsamkeit nimmt. Die Beispiele wählt er meist aus Cicero und anderen römischen Rednern. Für uns von besonderem Interesse ist der Abschnitt X, 1, über die den angehenden Rednern zur Lectüre zu empfehlenden griechischen und römischen

Schriftsteller. Er giebt hierbei einen literarhistorischen Abriß mit kurzen, aber treffenden Urtheilen.

In Buch XII. kommt er zu dem zweiten Hauptheile, der von dem Redekünstler handelt. Erklärt Cato den Redner als einen sittlich guten, des Redens kundigen Mann, so geht Quintilian noch weiter, indem er sagt, daß ein Redner nicht blos ein sittlich guter Mann sein müsse, sondern daß überhaupt nur ein sittlich guter Mensch ein Redner werden könne, und wenn es bisher noch keinen vollkommenen Redner gegeben hat, so ist eben das der Grund, daß das Ideal eines Redners mit dem höchsten sittlichen Ideale eines Menschen zusammenfällt. Alle besseren Redner haben diesem Ideale nachgestrebt und jeder künftige Redner wird sich dieser Forderung nicht entziehen können. Der Redner wird sich also alle Tugenden aneignen müssen, die den Menschen schmücken. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Redner ein Philosoph werden solle; vielmehr wäre zu wünschen, daß eine Zeit käme, wo ein vollkommener Redner die Rolle des Philosophen ohne den stolzen Namen und die Fehler, wodurch Manche das Gute der Philosophie nichtig machen, übernehme und das, was bisher der Philosophie angehört hat, in das Gebiet der Beredtsamkeit hinüberziehe. Denn die Theile der Philosophie: die Logik, Ethik und Physik, gehen ebenso den Redner, wie den Philosophen an. Waren doch auch die besten griechischen Redner Schüler von Philosophen und Cicero gesteht, daß er seine Beredtsamkeit weniger den Schulen der Rhetoren, als den Räumen der Akademie verdanke. Der Redner braucht nicht gerade zu einer bestimmten Philosophensecte zu schwören. Wo er nur immer das Gute findet, da benutzt er es; außerdem stehen dem römischen Redner wie keinem anderen die Tugendmuster der großen Männer seiner Vorzeit zu Gebote. Hieraus wird er die Gerechtigkeit und die Freimüthigkeit schöpfen, die er in seinen gerichtlichen und berathenden Reden an den Tag legen soll, und er wird so der vollkommene Redner werden, der sowohl die Kenntniß, als auch den Muth hat, das Rechte zu äußern. — Als nöthige Hülfswissenschaften wird

er sich noch die Rechtswissenschaft in ihrem ganzen Umfange und die Kenntniß der Geschichte und Mythologie, die ihm Beispiele jeglicher Art liefert, aneignen müssen. So mit allen Eigenschaften und allem Wissen ausgerüstet, bedarf der Redner nur noch der Geistesgegenwart, die keine Furcht zu erschüttern, kein lärmender Zuruf zu erschrecken, kein Ansehen der Zuhörer über die schuldige Achtung hinaus einzuschüchtern vermag. Wie einerseits freche Zuversicht und Anmaßung, so ist andererseits eine falsche Schamhaftigkeit zu meiden (1—5). — Es folgen die Vorschriften, wann der Redner anfangen soll, öffentlich aufzutreten (6), wie er eine Rechtssache übernehme (7), wie er sich über sie instruire (8) und was er bei der Führung derselben zu beobachten habe (9).

Der dritte Haupttheil handelt von der Rede selbst (10). Es kommt hier in Betracht, welche Gattung der Rede zu wählen sei. Denn wie es verschiedene Malerschulen giebt, so auch verschiedene Rednerschulen: bei den Griechen die attische, die rhodische und die asiatische; bei den Römern die rohe, archaistische des Lälius, Africanus, Cato und Gracchus, die mittlere des L. Crassus und Hortensius, die classische des Cicero und die neuere. Ebenso giebt es verschiedene Stilarten: die erhabene, gemäßigte und niedere. Ein richtiger Tact und ein feiner Geschmack wird den geübten Redner immer das der Zeit, dem Orte und dem Gegenstande Angemessene treffen lassen. Am sichersten ist immer ein mittlerer Weg zwischen den Extremen, in denen meist das Fehlerhafte liegt.

Zuletzt (11) wird dem Redner gerathen, die Ausübung der Beredtsamkeit einzustellen, sobald die Kräfte durch Krankheit oder Alter erschöpft sind, damit er nicht den Schmerz habe, seinen Ruf zu überleben. Ihm bleibt dann noch eine nützliche und ehrenvolle Beschäftigung in der Schriftstellerei und in der mündlichen Belehrung der Jugend. — Durch die vielen und schweren Forderungen, die an den Redner gestellt werden, möge sich, ermahnt der Verfasser am Schlusse, Niemand abschrecken lassen, sich dem Studium und der Ausübung der Beredtsamkeit zu widmen. Denn durch einen ernsten Willen und einen weisen Gebrauch der Zeit erreicht man auch hierin viel,

und wenn man auch nicht hoffen darf, die erste Stelle einzunehmen, so kann man schon zufrieden sein, die zweite oder dritte erlangt zu haben. Die großen Leistungen der Früheren dürfen die Späteren von einem Wetteifer mit ihnen nicht abhalten. Ohne die Hoffnung, die Vorgänger zu übertreffen, wäre nach einem Lucretius und Macer kein Virgil, nach einem Crassus und Hortensius kein Cicero erstanden. „Daher, so schließt Quintilian sein Werk, laßt uns nach dem erhabenen Vorzuge der Rede, einem Geschenke, wie die unsterblichen Götter kein größeres dem Menschen gegeben haben und ohne welches Alles stumm ist und des Lichtes der Gegenwart und des Andenkens der Nachwelt entbehrt, mit ganzer Seele streben und hierin immer das Beste zu erreichen suchen. Thun wir dieses, so werden wir uns entweder zur höchsten Stufe emporschwingen, oder wenigstens Viele tief unter uns stehend erblicken."

Das Lehrbuch des Quintilian stand im Alterthum und im früheren Mittelalter in hohem Ansehen, gerieth aber später ziemlich in Vergessenheit, so daß es zur Zeit des Petrarcha fast verschollen war. Der Florentiner Poggio fand 1417 in St. Gallen eine vollständige Handschrift desselben wieder auf und seitdem ist es häufig herausgegeben und commentirt worden.

Dem Quintilian wird auch eine Sammlung von Declamationes zugeschrieben. Sie bestand ursprünglich aus 388 Declamationen, von denen noch 19 größere und 145 kleinere im Auszuge erhalten sind. Sie sind ohne sachlichen und rhetorischen Werth und daher des großen Redners unwürdig, wenn auch die Sprache nicht schlecht ist. Wahrscheinlich vereinigte die Sammlung manches mittelbar von Quintilian Entnommene (VII, 2, 24) mit den Producten unbekannter Rhetoren, unter denen sich auch der jüngere Postumus, der Sohn des im Jahre 261 in Gallien zum Kaiser ausgerufenen Postumus, befunden haben mag, von dem Trebellius Pollio sagt (Trig. tyr. 4), er sei ein so beredter Declamator gewesen, daß seine Declamationen unter die des Quintilian eingereiht worden seien. — Eine ähnliche Sammlung von 51 kleineren Declamationes wird einem Rhetor Calpurnius Flaccus, unter Hadrian und Antoninus Pius, beigelegt.

4. Dialogus de oratoribus.

Ein würdiges Seitenstück zu des Quintilian Lehrbuch der Rhetorik ist das um dieselbe Zeit verfaßte Gespräch über die Redner (Dialogus de oratoribus). Ueber den Verfasser hat man nur Vermuthungen. Während Einige das Gespräch für die von Quintilian verfaßte Schrift de causis corruptae eloquentiae halten, haben Andere mit noch minderer Wahrscheinlichkeit es dem Sueton oder dem jüngeren Plinius beigelegt; die Meisten betrachten es als ein Jugendwerk des Tacitus, unter dessen Namen es in einigen Handschriften und alten Ausgaben wiedergegeben wird. Auch scheint die Bemerkung in einem Briefe des Plinius an Tacitus (IX, 10, 2): „Und so ruhen die Gedichte, die, wie du glaubst, am bequemsten in Hainen und Wäldern vollendet werden," auf die Stelle im Dialog (c. 9), wo es heißt, daß die Dichter, wenn sie etwas Würdiges schaffen wollen, sich in die Haine und Wälder, d. h. in die Einsamkeit zurückziehen müssen, anzuspielen und so die Autorschaft des Tacitus zu bestätigen. Doch hat schon Lipsius aus der Verschiedenheit des Geistes und der Sprache dieser Meinung widersprochen, die wohl auch schwerlich sich mit Sicherheit wird begründen lassen. In jedem Falle gehört das Gespräch zu dem Geistreichsten, das uns aus der Kaiserzeit erhalten ist. Es zeichnet sich durch lebendige Darstellung und geschickte Charakterzeichnung aus; es offenbart eine milde, humane Gesinnung und empfiehlt sich durch die treffende Beurtheilung früherer und späterer Redner, durch die treue Schilderung alter und neuer Erziehung und Bildung, durch eine lebhafte, fließende, an die besten Muster erinnernde Sprache. Der Text ist uns lückenhaft und nicht von Verderbnissen frei überliefert worden.

Der Verfasser hat das Schriftchen einem gewissen Fabius Justus, einem auch dem jüngeren Plinius befreundeten Manne (Ep. I, 11; VII, 2), gewidmet. Dieser hatte, wie das kurze Vorwort berichtet, an den Verfasser öfter die Frage gestellt: woher es komme, daß, während die früheren Zeiten die ausgezeichnetsten und berühmtesten Redner gehabt,

die jetzigen Zeiten, aller echten Beredtsamkeit baar, kaum noch den Namen „Redner“ beibehalten haben, da Männer von Beredtsamkeit sich lieber Sachwalter, Advocaten, Patrone oder sonst wie, als Redner nennen. Die Antwort will ihm der Verfasser in der Mittheilung eines Gespräches geben, das von Männern, die gegenwärtig für die besten Redner gelten, gehalten worden und das er selbst als ein noch ganz junger Mann mit angehört habe (1). — Die Unterredung fällt in das sechste Regierungsjahr des Vespasian, 74, (c. 17). Sie findet Statt in dem Zimmer des Curiatius Maternus, einen Tag, nachdem dieser sein Trauerspiel Cato öffentlich vorgelesen hatte. Ihn besuchen nämlich Marcus Aper und Julius Secundus, damals die größten Berühmtheiten des Forums. Sie finden ihn mit der Durchsicht seines Trauerspieles beschäftigt und Aper ergreift die Gelegenheit, ihm seine Vorliebe für die Dichtkunst vorzuwerfen, worüber er seine rhetorischen und juristischen Studien vernachlässige und die vielen Freunde, Colonien und Municipien, die seinen forensischen Beistand in Anspruch nehmen, von sich weise. Die Beredtsamkeit, meint Aper, verleiht Vortheil und Würde dem, der sie ausübt, und Ruhm und Ansehen dem Vaterlande. Der Redner gewährt den Freunden Schutz, den Fremden Hülfe, dem Bedrängten Rettung, den Gegnern und Feinden aber flößt er Furcht und Schrecken ein, so daß Niemand seine Sicherheit zu gefährden wagt. Ist er aber in Gefahr, so schützt ihn die Beredtsamkeit besser, als Panzer und Schwert. Zu dem Nutzen kommt noch das Vergnügen. Der Redner wird von den angesehensten Männern in seinem Hause aufgesucht, auf der Straße von dem Volke voll Bewunderung umgeben, in den Gerichten mit Verehrung und Beifall überschüttet. Welcher Ruf und welches Lob, das jede andere Kunst bringt, kann mit dem Ruhme der Redner verglichen werden, die nicht nur in der Stadt bei den Geschäfts- und Gewerbsleuten, sondern selbst schon bei der reifen und heranwachsenden, hoffnungsvollen Jugend, die dem Besseren nachstrebt, sich der Auszeichnung erfreuen? Welcher Anderer Namen prägen die Eltern früher den Kindern ein? Welche nennt selbst der unwissende

Haufe und die gemeine Bürgerklasse öfter und weist auf sie mit Fingern, wenn sie vorübergehen? Ja, selbst Reisende und Fremde, sobald sie in die Stadt gekommen, suchen die, von denen sie schon in ihren Landstädten und Flecken gehört haben, auf und wünschen sie von Angesicht kennen zu lernen. Durch die Beredtsamkeit endlich erheben sich niedrig geborene und unbegüterte Menschen zu den höchsten Aemtern, Würden und Reichthümern. Die Dichtkunst hingegen läßt ihre Verehrer in Dunkel und Armuth; das Vergnügen, das sie gewährt, ist ein kurzes, das Lob ein eitles und unfruchtbares. Hat ein Dichter nach langer Tagearbeit und vielen Nachtwachen ein Werk mühsam zu Stande gebracht, so muß er überall bitten und werben, daß man sich nur herablasse, seiner Vorlesung beizuwohnen. Und selbst diese kann er nicht ohne Kostenaufwand veranstalten. Er leiht sich ein Local, er baut einen Zuhörerraum, borgt Sitze und schickt Einladungskarten umher, und wenn ihm das Glück recht günstig war und seine Vorlesung mit Beifall gekrönt hat, so blüht sein Lob wie eine Blume einen oder zwei Tage, ohne eine solide, genießbare Frucht zu bringen; denn er trägt weder eines Menschen Freundschaft, noch Gönnerschaft, noch dauernde Verpflichtung davon, sondern ein wüstes Geschrei, leere Worte und eine flüchtige Freude. Dazu kommt, daß ein Poet, wenn er etwas Würdiges leisten will, sich von dem Verkehr mit den Freunden und von den Annehmlichkeiten der Stadt zurückziehen, alle seine Berufsgeschäfte aufgeben und, wie die Dichter selber sagen, in Haine und Wälder, d. h. in die Einsamkeit, flüchten muß. Ja selbst der Ruhm, dem die Dichter allein dienen, und der, wie sie gestehen, der einzige Lohn aller ihrer Mühen ist, wird ihnen in geringerem Maße zu Theil, wie den Rednern. Mittelmäßige Dichter kennt Niemand, gute nur Wenige. Der Ruf selbst der gelungensten Vorlesung dringt kaum durch die Stadt, geschweige denn durch so viele Provinzen. Wer keine Anlage zum Redner hat, der möge immerhin in der Dichtkunst Ergötzung und Ruhm suchen. Einen Mann wie Maternus aber ruft sein Talent von den Auditorien und Theatern hin zum Forum, zur Führung von Rechtssachen und in wahre

Treffen. Die Entschuldigung gilt nicht, daß die Dichtkunst weniger Anstoß errege als die Redekunst. Hat Maternus doch nicht für einen Freund, sondern für Cato einen weit gefährlicheren Anstoß gegeben (2—10).

Maternus ergreift zu seiner Vertheidigung das Wort. Aus eiteln Auszeichnungen, wie sie Aper als Lohn der Redner hervorgehoben, mache er sich nichts, und Sicherheit gewähre ihm sein gutes Gewissen besser, als die Beredtsamkeit. Die Wälder und Haine und die Einsamkeit, die er ihm vorgeworfen, schaffen ihm so viel Lust, daß er das gerade als die herrlichste Frucht der Dichtkunst ansehe, daß sie ihn aus dem Geräusch und dem Elende der wirklichen Welt in eine ideale Welt der Unschuld und Reinheit versetzt. Die Dichtkunst ist die Schwelle und das Allerheiligste der Beredtsamkeit; denn in poetischer Form hat diese ihren Strom in die keuschen und von keinen Lastern befleckten Herzen der Menschen ergossen; in ihr haben die Orakel gesprochen. Der Gebrauch der gewinnsüchtigen und blutdürstigen Beredtsamkeit ist ein neuer, aus dem Sittenverderbniß entstandener, oder, wie Aper sagt, statt der Geschosse erfunden. Das goldene Zeitalter hatte keine Redner und keine Verbrecher, dafür aber Dichter und Seher, die das Gute besangen, nicht aber das Schlechte vertheidigten. Bei Göttern und Menschen standen Dichter in hoher Achtung und heute noch ist der Ruhm Homers nicht geringer als der des Demosthenes, und weit mehr Tadler hat Cicero als Virgil. Bringt Beredtsamkeit Ehre und Reichthum, so bringt sie aber auch Furcht und Mißgunst und die Nothwendigkeit zu schmeicheln, so daß die Redner den Herrschern nicht knechtisch genug, den Anderen nicht frei genug scheinen. Ihn mögen, so wünscht er, die süßen Musen, wie sie Virgil nennt, befreien von Kummer und Sorgen und von der Nothwendigkeit, täglich etwas wider seinen Willen thun zu müssen, und ihn führen in ihre Tempel und an ihre Quellen. Frei von Ehrgeiz und Habsucht gehe er seinem Grabe entgegen und für sein Denkmal brauche Niemand zu fragen und zu bitten (11—13).

In diesem Augenblick tritt Vipstanus Messalla ein. Von dem Gegenstande der Unterhaltung in Kenntniß gesetzt,

drückt er seine Freude aus, daß Männer wie sie nicht blos in Geschäften auf dem Forum oder in Declamationen ihren Geist üben, sondern sich auch über so lehrreiche und anziehende Gegenstände zu unterhalten verstehen. Mit Recht, sehe er daher, werde an Secundus gelobt, daß er durch die Lebensbeschreibung des Julius Asiaticus die Hoffnung auf mehrere solche Bücher rege gemacht habe, und an Aper, daß er noch nicht sich von den Schul-Controversen losmachen könne und seine Mußezeit lieber nach Art der neueren Rhetoren, als der alten Redner verbringen wolle. — Aper findet hierin einen Spott auf seine und seiner Zeitgenossen Studien, da er den Messalla als Bewunderer der Alten kennt. — Dieser gesteht ihm seine Vorliebe zu und glaubt, daß auch Secundus und Maternus, ja Aper selbst, wenn er auch zuweilen dagegen disputire, ihm hierin beistimmen werden. Er wünscht daher, daß Einer von ihnen die Gründe aufsuche und angebe von der unendlichen Verschiedenheit der alten und der jetzigen Beredtsamkeit. — „Keiner vermag das besser als du selbst, Messalla!“ sagt Secundus. — Und dieser erklärt sich denn auch bereit unter der Bedingung, daß sie ihm ihre Unterstützung leihen. — Maternus und Secundus sagen sie ihm zu; aber Aper nimmt das Wort, den Vorzug der Neueren vor den Alten zu erweisen. Zuerst greift er die Bezeichnung der Früheren als der Alten an, da von dem Tode des Cicero bis zur Gegenwart kaum 120 Jahre verflossen seien. Ferner, meint er, habe auch unter diesen sogenannten Alten die größte Verschiedenheit der Manier geherrscht. Sie haben zu ihrer Zeit gefallen, weil diese in der Bildung noch nicht so vorgeschritten gewesen, als die heutige. Jetzt verlange man nicht mehr ihre langweiligen Auseinandersetzungen und trivialen philosophischen Einlagen, sondern kurze Beweisführungen, schimmernde Sentenzen, glänzende und zierliche Schilderungen, poetischen Schmuck, Witzworte und kurze Sinnsprüche, die man mit nach Hause bringen und Anderen mittheilen könne. Wenn er die alten Redner lese, so könne er sich bei einigen des Lachens, bei anderen des Schlafes kaum enthalten. Selbst die Reden des Cicero, bei allen ihren Vorzügen, gleichen doch nur einem soliden Bürgerhause

ohne allen Schmuck und zierlichen Hausrath. Ihre nüchterne und trockene Weise werde für Gesundheit ausgegeben. Aber nicht krank sein, das ist noch wenig; munter, frisch und froh muß der Mensch sein. Es liegt nur an Männern wie Maternus, Messalla und Secundus, ihre Zeit durch die schönste Art der Rede ebenso berühmt zu machen, wie die alte (14—24).

Es folgt die Entgegnung des Messalla. Ob man die Alten mit Recht so nenne oder nicht, ist ein bloßer Wortstreit. Auch er leugne nicht, daß unter ihnen, wie ja schon unter den klassischen Rednern der Griechen, sich verschiedene Manieren finden. Doch bei aller Verschiedenheit beseelte sie ein Geist, und darin liegt der Hauptunterschied der alten und der jetzigen Redner. Der eigentlich rednerische, männliche Schmuck ist geschwunden; die jetzigen Redner sind weichlich im Ausdruck, seicht in den Gedanken; sie lassen sich in der Komposition allzu sehr gehen und stellen eher Schauspieler, als Redner vor. Daher die schmähliche, aber häufige Aeußerung: „Unsere Redner reden kokett, und unsere Schauspieler tanzen beredt!“ Die Gründe solchen Verfalles kennen Alle. Die Beredtsamkeit wie die anderen Künste haben ihren Glanz verloren nicht aus Mangel an Ausübenden, sondern aus Trägheit der Jugend, Nachlässigkeit der Eltern, Unwissenheit der Lehrer und Verfall der alten Sitten. War in früheren Zeiten einem Vater von seiner keuschen Gattin ein Kind geboren, so wuchs es nicht in der Kinderstube bei einer erkauften Amme auf, sondern im Schoße und an dem Busen der Mutter, deren höchstes Lob war, dem Hauswesen vorzustehen und für die Kinder zu sorgen. Man wählte eine ältere Verwandte von erprobter Sittlichkeit, der die Aufsicht über die Kinder anvertraut wurde. Diese duldete kein unehrbares Wort, keine unsittliche Handlung; sie leitete mit frommem, züchtigem Sinne nicht blos die Beschäftigungen und Studien, sondern auch die Spiele und Erholungen der Kinder. Bei einer solchen strengen Erziehung fand sich bald das jugendliche, unverdorbene Gemüth zu einem ehrenvollen Berufe hingezogen und mochte die Neigung des jungen Mannes auf den Kriegsdienst oder auf die Rechtswissenschaft oder auf das Studium der Beredt-

samkeit gehen, immer trieb er nur dies Eine und widmete sich ihm ganz. Jetzt hingegen übergiebt man das neugeborene Kind einer griechischen Magd, der Einer oder der Andere von der übrigen Dienerschaft, meist der Schlechteste, der zu keinem anderen Dienste taugt, beigesellt wird. Das zarte und noch ungebildete Gemüth nimmt die Märchen und den Aberglauben dieser Leute in sich auf, und im ganzen Hause scheut sich keiner von den Leuten vor dem jungen Herrn zu reden und zu thun, was er will. Ja die Eltern selbst gewöhnen die Kleinen nicht an ein sittliches und bescheidenes Benehmen, sondern an schamlose und spöttelnde Reden. Kein Wunder, daß sich bald Frechheit einschleicht und der Mensch die Achtung vor sich selbst und Anderen verliert. Die hauptstädtischen Untugenden nehmen die Kinder schon im Mutterleibe an, die Vorliebe für Schauspieler, Gladiatoren und Pferde. Diese erfüllen die Gedanken der jungen Leute und lassen ihnen für nützliche Beschäftigungen keine Zeit. Davon sprechen sie zu Hause und unter einander; davon müssen selbst die Lehrer sie unterhalten; denn diese dürfen nicht durch strenge Zucht und erprobtes Talent, sondern durch kriechende Höflichkeit und lockende Schmeichelei auf eine große Schülerzahl rechnen. In dem ersten Jugendunterrichte wird wenig geleistet; man giebt sich wenig Mühe mit der Lectüre der Schriftsteller, mit der Kenntniß des Alterthums und der Geschichte, sondern man eilt zu den sogenannten Rhetoren. Wie ganz anders die alten Redner ihre Jugend benutzt haben, zeigt Cicero am Ende seines Brutus, wo er seinen eigenen Erziehungsgang beschreibt. Die Alten declamirten nicht in den Rhetorenschulen und übten nicht Zunge und Stimme in erdichteten und unwahrscheinlichen Controversen, sondern sie nahmen die Wissenschaft auf, die über das Gute und Schlechte, über das Sittliche und Unsittliche, über das Gerechte und Ungerechte zu disputiren lehrt. Sie zeigten, daß sie sich eine allgemeine Bildung angeeignet hatten, was nicht blos die gelehrten und sachkundigen Zuhörer, sondern selbst das Volk gleich merkte und durch Lob belohnte. Denn es kann keinen wahren Redner geben und hat auch noch keinen gegeben, der nicht, wie man zur Schlacht sich mit

allen Waffen versieht, so auch das Forum mit allen Kenntnissen ausgerüstet betritt. Heute vernachlässigen die Redner die allgemeine Bildung so sehr, daß man ihre mangelhafte Kenntniß der Sprache, des Rechtes, der Gesetze und der Philosophie gleich erkennt, und doch sind solche Wissenschaften unerläßliche Forderungen an den Redner (25—32).

Messalla hat seinen Vortrag geendet; dem Maternus aber scheint die Sache noch nicht erledigt. Er verlangt noch zu wissen, durch welche Uebungen die Jünglinge, die sich dem Forum widmeten, ihren Geist genährt und gestärkt haben. Messalla giebt hierauf eine Schilderung, wie der junge Mann, der sich der Beredtsamkeit widmete, nach gehöriger häuslichen Vorbereitung von dem Vater oder von Verwandten zu demjenigen Redner, der für den ersten im Staate galt, geführt wurde. Diesem hing er an, diesen begleitete er, allen dessen Verhandlungen in den Gerichten, wie in der Volksversammlung wohnte er bei und lernte so im Kampfe selbst kämpfen. Wiewohl Jeder nur in dem Gefolge eines Einzigen war, so lernte er doch alle gleichzeitigen Patrone in den mannigfaltigsten Rechtssachen und zugleich den Geschmack des Volkes kennen. So ward er praktisch zum Redner gebildet, indeß jetzt nur die Knaben und Jünglinge im engen Schulzimmer vor ihren gleich unwissenden Altersgenossen ihre Suasorien und Controversen declamiren über Gegenstände, wie sie selten oder nie im wirklichen Leben vorkommen (33—35).

Der Text hat hier eine bedeutende Lücke und der Schluß der Rede des Messalla fehlt. Es hat hierauf, wie es scheint, Maternus das Wort ergriffen, um auseinanderzusetzen, daß der Unterschied der Beredtsamkeit der früheren und jetzigen Zeit nicht blos auf der Verschiedenheit der Erziehung und Bildung beruhe, sondern eine nothwendige Folge der veränderten politischen Verfassung sei. Nur in dem freien Rom konnte die öffentliche Beredtsamkeit zur Blüthe gelangen; in der Monarchie hat sie ihren eigentlichen Boden verloren. Es kann kaum die Frage sein, ob die Blüthe der Redekunst so hoch zu stellen sei, daß sie mit der Ruhe und dem inneren Frieden des Staates, wie ihn die Monarchie gewährt, erkauft werden

solle. Jene große und berühmte Beredtsamkeit ist ein Kind der Frechheit, die Thoren Freiheit nennen; ein Reizmittel für ein entzügeltes Volk, kannte sie keinen Gehorsam und keine Unterordnung, war sie widerspenstig, frech und anmaßend, und sie kommt daher in wohlgeordneten Staaten nicht auf. Jetzt dient sie nicht politischen Zwecken und wird denen, die sie ausüben, selten gefährlich; sie schützt den Unglücklichen und macht den Verbrecher unschädlich. Gäbe es einen Staat, worin kein Verbrecher sich fände, so wären in demselben die Redner unnütz, wie der Arzt unter lauter Gesunden. Wie aber die Heilkunst die wenigste Anwendung und Ausbildung unter denjenigen Völkern findet, die von fester Gesundheit und kräftigem Körperbau sind, so ist auch der Ruhm der Redner gering und wenig leuchtend, wo gute Sitten herrschen und die Unterthanen ihren Herrschern bereitwillig gehorchen. „Glaubet es mir, so schließt er, ihr trefflichsten und, so weit es nöthig ist, beredtesten Männer, wenn ihr entweder in den früheren Jahrhunderten, oder Jene, die wir bewundern, in dem jetzigen geboren wären und ein Gott plötzlich euere Lebenszeiten vertauscht hätte, so würde weder euch jenes hohe Lob und jener Ruhm in der Beredtsamkeit, noch Jenen unsere bescheidene Mittelmäßigkeit gefehlt haben. Jetzt, da Niemand zu gleicher Zeit einen großen Ruf und eine große Ruhe erlangen kann, mag Jeder das Gute seiner Zeit ohne Beeinträchtigung der anderen benutzen."

Sie trennten sich, indem Maternus scherzend zu Aper sagte: „Dich werden wir, ich bei den Poeten, Messalla bei den Alterthümlern verklagen." — „Und ich, sagte Aper, euch beide bei den Rhetoren und Schulrednern" (36—42).

III. Die Literatur unter Nerva und Trajan.

Nerva, 96 — 98.
Trajanus, 98—117.

M. Coccejus Nerva, nach Domitian's Tode von dem Senat zum Kaiser erwählt und von dem Heere angenommen,

eröffnet eine Reihe guter Regenten, unter denen das Reich sich einer fast hundertjährigen milden und gesetzlichen Regierung erfreute. Er war aus einer angesehenen Familie, ein Mann von tüchtiger Bildung, in der Jugend als Dichter bekannt und als solcher von Nero geehrt. Als Kaiser sorgte er nicht blos für das materielle Wohl, sondern auch für die sittliche Hebung des Volkes. Er gab strenge Gesetze gegen die Angeber und beschränkte die Majestätsverbrechen.

Nach einer sechzehnmonatlichen Regierung folgte ihm M. Ulpius Trajanus aus Italica in Spanien. In den Waffen aufgewachsen und als Kaiser unermüdlich in den Arbeiten des Krieges, schenkte er doch der Erziehung der Jugend und den Künsten des Friedens seine Sorge, so daß Plinius rühmend zu ihm sagen konnte (Paneg. 47): „Wie wahrhaft kaiserlich sorgst du für die Bildung der Jugend zum Leben und zur Sitte! Welche Ehre schenkst du den Lehrern der Beredtsamkeit und den Meistern der Weisheit! Wie haben unter deiner Regierung die Studien Leben, Blut und Heimath wiedergewonnen, welche die Grausamkeit früherer Zeiten mit Verbannung strafte, da der Fürst, sich aller Laster bewußt, die den Lastern feindlichen Wissenschaften ebenso aus Haß, wie aus Schamgefühl verwies. Du aber trägst dieselben Wissenschaften in den Armen, in den Augen und Ohren. Denn du leistest Alles, was sie vorschreiben, und du liebst sie ebenso sehr, wie du von ihnen bewährt befunden wirst." — Von Trajan werden Commentare über den dacischen Krieg erwähnt (Prisc. VI, p. 682); doch hat er selbst weniger einen unmittelbaren Einfluß auf die Literatur, wie auf die bildenden Künste geübt, die seiner Neigung zu prachtvollen Bauten dienen mußten. Die Unabhängigkeit vom Hofe gestattete daher den Schriftstellern eine größere Freiheit, welche die kleine Zahl älterer edler Männer, die, von Domitian's Grausamkeit verschont, den Druck des Despoten schweigend hatten hinnehmen müssen, benutzten, ihrem Unwillen Luft zu machen. Rührend sagt Tacitus (Agr. 3): „Wir haben wahrlich ein großes Beispiel von Geduld gegeben, und wie das Alterthum das höchste Ideal der Freiheit, so hat unsere Zeit, in der durch heimliche Auf-

passer jeder geistige Verkehr gehemmt war, das der Knechtschaft vor Augen gehabt. Wir hätten mit dem Worte selbst auch die Erinnerung eingebüßt, wenn es ebenso in unserer Macht stände zu vergessen, als zu schweigen. Jetzt erst leben wir wieder auf; doch wiewohl gleich beim Beginn des glücklichsten Zeitalters der Kaiser Nerva die sonst unverträglichsten Dinge, die Alleinherrschaft und die Freiheit, mit einander zu vereinigen verstanden hat, und Nerva Trajanus täglich noch das Glück des Staates mehrt und der Staat die Fortdauer der Sicherheit nicht nur wünscht und hofft, sondern selbst schon ein mächtiges Vertrauen auf die Erfüllung seines Wunsches gefaßt hat, so liegt es doch in der Natur der menschlichen Schwäche, daß die Heilmittel hinter den Schäden zurückbleiben, und wie der Körper langsam wächst, schnell verdirbt, so ist es leichter, die Geister und Wissenschaften zu unterdrücken, als wieder zu heben. Es schleicht sich nämlich die süße Lust der Trägheit von selbst ein, und die Unthätigkeit, die anfangs verhaßt war, gewinnt man zuletzt lieb. Wie nun gar, wenn funfzehn Jahre hindurch, ein für das menschliche Leben bedeutender Zeitraum, Viele durch zufällige Ursachen, gerade die Thätigsten aber durch die Grausamkeit des Herrschers ihren Untergang gefunden haben? Wir Wenige haben, so zu sagen, nicht blos die Anderen, sondern uns selbst überlebt, da uns mitten aus dem Leben die Jahre gerissen worden sind, in denen wir aus Jünglingen zum reifen Alter, die Aelteren bis fast zur äußersten Grenze des Lebens im Schweigen gelangt sind." — Auf das jüngere Geschlecht wirkte, wie auch Tacitus andeutet, die Gleichgültigkeit des Kaisers gegen die Literatur erschlaffend, da die Studien kein Mittel waren, sich die besondere Gunst des Herrschers zu erringen, und wenn in früheren Zeiten angesehene Männer zu den Studien ihre Zuflucht genommen hatten, um in ihnen Trost für die traurige Gegenwart zu finden, so fiel unter der milden Regierung des Trajan auch dieser Grund weg. Nur die Opposition gegen den Despotismus der Kaiser hatte der Literatur noch Leben eingehaucht, und nachdem unter Trajan die letzten Stimmen verklungen waren, schwieg die römische Muse für immer. Was man von nun an noch in römischer

Zunge hörte, war meist der erborgte Laut Fremder, denen der römische Geist fehlte.

A. Poesie.

Die Poesie diente immer noch wie früher als dilettantischer Zeitvertreib gebildeter Männer, die sich theils in den leichten Gattungen der Lyrik, theils in epischen und dramatischen Dichtungen versuchten, ohne daß sie einen bleibenden Ruf erlangen konnten. Wie groß die Menge der Dichter und ihre Sucht sich öffentlich hören zu lassen, gewesen, können wir aus einem Briefe des Plinius an Sosius Senecio (I, 13) entnehmen, worin es heißt: „Dieses Jahr hat uns sehr viele Dichter gebracht; der ganze Monat April bot fast keinen Tag, an dem nicht einer eine Vorlesung hielt. Es macht mir Freude, daß die Wissenschaften blühen, die guten Köpfe hervortreten und sich zeigen, wie lässig sich auch die Zuhörer sammeln.“ In der That scheint auch die Lust an dem Anhören von Vorlesungen bedeutend abgenommen zu haben, wie Plinius in demselben Briefe klagt: „Die Meisten sitzen draußen, verbringen die Zeit mit Anhörung von Stadtneuigkeiten und lassen sich von Zeit zu Zeit melden, ob der Vorleser schon eingetreten, ob er mit der Vorrede bereits fertig sei, ob er die größte Hälfte des Werkes schon gelesen habe. Sie bleiben jedoch auch dann noch nicht, sondern gehen noch vor dem Schlusse hinaus, Einige heimlich und verstohlen, Andere frei und offen. — Auch der Müssigste, lange vorher gebeten und wiederholt gemahnt, kommt entweder gar nicht, oder er klagt, wenn er kommt, einen Tag verloren zu haben, nur weil er ihn nicht verloren hat.“ — Diese Fluth von Dichtern, deren Leistungen sich über die Mittelmäßigkeit nicht erhoben haben, veranlaßte Juvenal (I, 17) zu der sarkastischen Aeußerung:

Thörichte Rücksicht ist's, wo so viele Poeten an allen
Orten du triffst, des Papiers zu schonen, geweiht dem Verderben.

Bemerkenswerth ist, daß einige dieser Dichter in griechischer und lateinischer Sprache zugleich, einige, wie es scheint, ausschließlich in griechischer Sprache dichteten. Aus Martial, Juvenal und Plinius lernen wir die Namen einer ziemlichen

Anzahl solcher Dilettanten kennen. Im epischen Fache versuchte sich Calpurnius Piso in beiden Sprachen, und Caninius Rufus; in der Komödie und zwar anfänglich in der Art des Menander und später in der der alten griechischen Komiker Verginius Romanus; in der Lyrik und im Epigramm: Pompejus Saturninus, Paulus Passennus, ein Nachkomme des Properz, der mit ihm in der Elegie und mit Horaz in der Ode wetteiferte, Sentius Augurinus, ein Nachahmer des Catullus und Calvus, Vestricius Spurinna, den wir schon oben angeführt haben, u. A. Arrius Antoninus, der Großvater des Kaisers Antoninus Pius, dichtete Epigramme und Jamben in griechischer Sprache, die Plinius ins Lateinische übersetzte (IV, 3; 18. V, 15). Auch Plinius selbst, wie er an mehreren Stellen erwähnt, gab sich gern in der Mußezeit solchem poetischen Spiele hin. „Denn, sagt er (VII, 9), sie heißen Spiele, aber diese Spiele verschaffen zuweilen nicht geringeren Ruhm, als ernste Beschäftigungen.“ Eine Sammlung Hendekasyllaben überschickte er seinem Freunde Paternus (IV, 14) mit der Bemerkung, daß er sich damit seine Zeit beim Fahren, Baden und Speisen vertreibe; in solchen bald längeren, bald kürzeren Dichtungen drücke er seinen Spott, seine Laune, seine Liebe, seinen Schmerz, seine Klagen und seinen Zorn aus und suche durch die Mannigfaltigkeit zu bewirken, daß dem Einen Dieses, dem Anderen Jenes, Einiges vielleicht Allen gefalle. Er folge hierin dem Beispiele sehr hoher und würdiger Männer, die sich in dergleichen Spielen selbst anstößiger Dinge und Worte nicht enthalten haben, was er meide, nicht etwa aus größerer Sittenstrenge, sondern aus größerer Schüchternheit. In einem anderen Briefe (VII, 4) gesteht er, daß er sich immer zur Dichtkunst hingezogen gefühlt habe; ja, schon zu 14 Jahren habe er eine griechische Tragödie geschrieben; wie sie geheißen, das wisse er selbst nicht mehr. Später, als er vom Kriege heimkehrend auf der Insel Icaria durch Stürme zurückgehalten wurde, dichtete er lateinische Elegien auf das Meer und die Insel. Hierauf habe er sich auch in der heroischen Gattung versucht. Zur Abfassung von kleineren Ge-

dichten, die er Hendekasyllaben genannt, die man aber ebenso gut auch Epigramme oder Idyllen oder Eklogen oder kleine poetische Gaben nennen könnte (IV, 14, 9), sei er durch ein Epigramm Cicero's an Tiro veranlaßt worden. Als er einst Mittagsruhe halten wollte, und nicht einschlafen konnte, sei ihm eingefallen, ob er nicht ebenfalls, was die größten Redner zuweilen zur Erholung gethan und worin sie selbst etwas Lobenswerthes gefunden, versuchen könnte. Er habe sogleich eine Probe gemacht, ob er noch zu dichten im Stande sei, und sie sei so glücklich ausgefallen und von den Freunden so bewundert worden, daß er seitdem, wenn er sonst nichts zu thun hatte, meist auf Reisen, sich in verschiedenen Versgattungen versucht habe. Zuletzt habe er, nach dem Beispiele Vieler, ein Heft Hendekasyllaben zusammengetragen, die gelesen, abgeschrieben, sogar gesungen und selbst von Griechen, die aus Liebe zu dem Büchelchen Lateinisch gelernt haben, bald zur Cither, bald zur Lyra vorgetragen werden. „Doch was rühme ich mich dessen, schließt er seinen Bericht; wiewohl den Dichtern ein gewisser Enthusiasmus erlaubt ist. Und doch spreche ich nicht von meinem, sondern meiner Freunde Urtheile. Sei nun dieses Urtheil gegründet oder nicht: das Eine wünsche ich, daß auch der Nachwelt Urtheil auf ähnliche Weise gegründet oder ungegründet sei.“ — Zum Glück ist die Nachwelt mit diesen und ähnlichen Producten dilettantischer Muse verschont geblieben. In einer so unpoetischen Zeit, in welcher keine höhere Idee die Menschheit über die gemeine Wirklichkeit erhob, konnte auch die Dichtkunst keinen würdigen Vertreter finden. Es blieb dem geistreichen Manne nur der Witz und dem edelen Gemüthe die Bitterkeit, sich über die tief gesunkene Welt auszusprechen. Und so sind die Einzigen, deren Dichtungen auf die Nachwelt gekommen, der Epigrammendichter Martial und der Satiriker Juvenal.

1. M. Valerius Martialis.

Als seinen Geburtsort nennt Martial selbst das celtiberische Bilbilis in Spanien (I, 62, 12). Sein Geburtsjahr setzt man zwischen 40 — 43 n. Chr. In seiner Jugend zum

Rechtsgelehrten bestimmt, ward er, etwa zwanzig Jahr alt, während Nero's Regierung zur Vollendung seiner Bildung nach Rom geschickt, wo er sich aber ganz der Dichtkunst widmete. Nachdem er daselbst vierunddreißig Jahre gelebt hatte (X, 103, 7), kehrte er, wie es scheint, unfreiwillig, durch Armuth gezwungen und daher von Plinius mit einem Reisegelde unterstützt, in seine Vaterstadt zurück und heirathete daselbst eine nicht unbegüterte, durch eine echt römische Bildung ausgezeichnete Landsmännin, Marcella (XII, 21, 31), von der er sagt (XII, 21, 9—10):

Du nur allein bist's, die mir die Sehnsucht mildert nach jener
Herrin der Städte; für Rom giebst du allein mir Ersatz.

Er starb noch vor dem jüngeren Plinius, der über seinen Tod an Corn. Priscus folgender Maßen schreibt (Ep. III, 21): „Die Nachricht von dem Tode des Valerius Martialis betrübt mich. Er war ein Mann von Geist, Witz und Schärfe; seine Schriften enthalten viel Salz und Galle, aber auch nicht wenig Wahrheit. Ich versah ihn, als er von hier schied, mit Reisegeld und that dies theils aus Freundschaft, theils des kleinen Lobgedichtes wegen, das er auf mich verfaßt hat (Epigr. X, 19); Grund genug, ihn damals auf das freundlichste zu entlassen, und jetzt, da er gestorben ist, als den besten Freund zu betrauern. Er hat mir nämlich das Beste, was er konnte, gegeben und würde mir noch Besseres gegeben haben, wenn er gekonnt hätte. Und doch, was kann man dem Menschen Besseres geben, als Ruhm, Lob und Ewigkeit? — Aber, sagst du, seine Gedichte werden nicht ewig dauern. — Vielleicht nicht, wiewohl sie Jener so geschrieben hat, als sollten sie für die Ewigkeit sein." — Den Plinius hat sein Glaube an die Ewigkeit der martialischen Gedichte nicht getäuscht; Martial hat unzählige Leser und Nachahmer bis auf den heutigen Tag gehabt und wird sie noch ferner haben.

Er ist der Schöpfer einer eigenen poetischen Gattung geworden. „Es hat, wie Lessing sagt, unzählige Dichter vor dem Martial bei den Griechen sowohl, als bei den Römern gegeben, welche Epigramme gemacht; aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen, daß er

der Erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat." — Das Eigenthümliche des martialischen Epigramms, wodurch es sich von den Epigrammen der Griechen und seiner römischen Vorgänger unterscheidet, setzt Lessing darein, daß es nach Art der eigentlichen Aufschrift, wovon es den Namen hat, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt und mehr oder weniger hinhält, um sie mit einem Male zu befriedigen. Daher sind die beiden wesentlichen Bestandtheile dieser Art von Epigrammen die Erwartung und der Aufschluß. In dem Aufschluß liegt die Pointe, der Stachel, der durch Witz, Sarkasmus oder Ironie überrascht oder verwundet. „So verschieden Martial's Sinngedichte auch immer in Ansehung der Einfälle sein mögen, so vollkommen ähnlich sind sie einander doch alle in Ansehung ihrer inneren Einrichtung. Das schlechteste und das beste, das größte und das kleinste haben ohne Ausnahme das Merkmal, woran ihre Verwandtschaft und Belangung zu der nämlichen Klasse auch ein Leser empfindet, der nichts weniger als Kunstrichter ist. Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten der Zeit nach gehört, so ist er auch noch bis jetzt der erste dem Werthe nach geblieben. Nur Wenige haben so viele Sinngedichte gemacht als er, und Niemand unter so vielen so viele gute und so viele ganz vortreffliche. Wer ihm aus allen Zeiten und Völkern noch am nächsten kommt, ist unser Wernike." Und, fügen wir hinzu, unser Lessing selbst.

Sehr viele Gedichte Martial's sind Gelegenheitsgedichte, die er zum Dank für seine Gönner und Freunde oder zu ihrer Belustigung, oft aus dem Stegreif nach einer gestellten Aufgabe, gemacht hat. Es ist daher natürlich, daß nicht alle bei der großen Zahl gleich witzig und vollkommen sein konnten. „Man schweige doch nur, sagt Lessing, von dem falschen Witze des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist und giebt ihn für nichts ande-

res; seine müssigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläst er es aus der Hand." — Der Dichter selbst sagt von seinen Gedichten (I, 17):

Gut ist Einiges, Einiges mittelmäßig, doch schlecht viel,
  Was du hier liesest; nicht wird anders, Avitus, ein Buch.

Er beklagt sich, daß ihm oft Aufgaben gestellt werden, aus denen nichts zu machen sei (XI, 43):

Cäcilianus, lebendige Sinngedichte verlangst du;
  Aber wie kann ich, wenn nur Todtes zum Stoff du mir giebst?
Willst du hybläischen oder hymettischen Honig dir zeugen,
  Setze der Bien' aus Athen corsischen Quendel nicht vor!

Er selbst macht gar keinen Anspruch auf großen Dichterruhm; doch seinen Vorzug als Epigrammendichter kennt er wohl. Sein Freund, der Dichter Stertinius, an den unter dem Namen Avitus mehrere Epigramme gerichtet sind, hatte in seiner Bibliothek das Bildniß des Martial neben die der anderen Dichter gestellt. Martial schlägt ihm eine Inschrift des Bildes in folgendem Epigramme vor (IX, 1):

Nicht wirst du dich verleugnen als Dichter erhabenen Schwunges;
  Spät, wenn schon Asche du bist, wird dir noch würdiger Lohn.
Füg' dies kleine Gedicht, o Avitus, unserem Bild bei,
  Welches zur Seite gestellt Männern von Namen du hast:
Ich bin Jener, der Keinem an Lob nachstehet der leichten
  Dichtung; Bewunderung nicht schenkt mir der Leser, doch Gunst.
Mögen die Größeren Größeres singen: der Dichter des Kleinen
  Ist schon zufrieden, wenn ihr öfter ihn nehmt in die Hand.

Er weiß es, daß er auch neben den alten Dichtern werde gelesen und daß ihm nur wenige werden vorgezogen werden; nur dem Catullus räumt er willig den Vorrang ein (X, 78, 14—16). Man preist die schwülstigen Dichter von Epen und Dramen, indeß man ihn allein liest (IV, 49):

Glaube mir, Flaccus, du weißt nicht, was Epigramme bedeuten,
  Der du allein für Scherz' oder für Spiele sie hältst.
Mehr spielt Jener, der schreibt von dem Mahl des grausamen Tereus,
  Oder was aufgetischt wurde dem wilden Thyest;
Oder wie Dädalus wächserne Flügel dem Sohne verliehen;
  Wie Polyphem Schafhirt war auf sikelischer Flur.
Fern von unseren Kleinigkeiten ist jeglicher Bombast;
  Strotzt von sinnlosem Schwulst unsere Muse doch nicht.

Jene Poeten vergöttern, bewundern und loben die Leute;
Ja, sie loben nur sie; aber sie lesen nur mich!

Die beiden Fehler, die man von jeher dem Martial vorgeworfen, die übertriebene Schmeichelei gegen die Großen und die Lust an dem Obscönen, haben zum großen Theil ihren Grund in der Stellung, die der Dichter zu seinem Publicum einnahm. Dem Martial war der Witz das Kapital, von dem er lebte. Er bedurfte der Gunst der Großen zu seiner Existenz, und es darf uns daher nicht wundern, wenn er namentlich den Domitianus, der an seinen Gedichten ein besonderes Gefallen gefunden zu haben scheint und der ihn mit der Ritterwürde, dem Tribunat und dem jus trium liberorum beschenkt hatte, mit den plumpesten Schmeicheleien überschüttet. Um was es ihm hierbei eigentlich zu thun gewesen, giebt er deutlich genug in folgendem Epigramm an Domitian zu erkennen (VIII, 24):

Reich' ich einmal dir ein Büchlein, bescheiden und schmächtig, als Bittschrift,
Wenn nur der Inhalt fein artig, so öffne die Hand!
Oeffnest du nicht sie, o Cäsar, so lasse mich wenigstens bitten;
Bitten und Weihrauch sind Jupiter immer genehm.
Nicht, wer formt Abbilder von Göttern aus Gold und aus Marmor,
Machet die Götter; es macht solche der Bittende nur.

Die an Nerva und Trajan gerichteten Gedichte (XI, 2, XII, 6; X, 34, XI, 5; 6; XII, 8; 9) halten sich in den Schranken der gerechten Anerkennung der Verdienste dieser Herrscher. Das Lob des Nerva faßt er am Schlusse von XII, 6 in die Worte zusammen:

Du unter dem harten Tyrannen
Und in der frevelnden Zeit wagtest ein Guter zu sein!

Und von Trajan läßt er Roma, die Göttin der Länder und Völker, der nichts gleich ist und der nichts Zweites folgt, stolz auf solchen Herrscher, sagen (XII, 8, 8—11):

Partherfürsten, der Serer Kriegsanführer,
Thraker, Geten, Britanner, Sauromaten,
Zeigen kann ich euch einen Cäsar: kommet!

Wenn er gegen vornehme Gönner den Mund etwas voll nimmt, so ist er gegen Freunde wahr und herzlich. Unter

allen seinen Bekannten scheint ein gewisser Decianus, ein Landsmann von ihm, dem er das zweite Buch seiner Epigramme gewidmet hat, wegen seiner trefflichen Eigenschaften die innigste Zuneigung des Dichters gehabt zu haben. Epigr. I, 40 liefert uns ein Bild des Mannes:

Giebt es Einen, der unter die seltenen Freunde zu zählen,
Treu, wie die Vorwelt sie kannt' und die mythische Zeit;
Giebt es Einen, dem Pallas gestillt mit der Griechen und Römer
Künsten den Wissensdurst, wacker und einfach und wahr;
Giebt es Einen, des Guten und Rechten Nacheifrer und Hüter,
Welcher die Götter um nichts heimlich zu bitten je braucht;
Giebt es Einen, dem Stütze die Stärk' und die Hoheit der Seele:
Hol' mich der Henker, wenn nicht mein Decianus es ist!

Für den Neider solchen Lobes fügt er das folgende Epigramm hinzu:

Der du mit saurem Gesicht, Neidhard, dies liesest, dir wünsch' ich:
Alle beneide du selbst, Keiner beneide dich je!

Decianus war Stoiker, aber nicht von der strengen Observanz des Cato und Thrasea, die in den Selbstmord den Triumph der stoischen Tugend setzten (I, 9):

Daß du des herrlichen Thrasea Lehren und Cato's, des Meisters,
Also befolgest, daß du Heil nicht im Tode nur siehst;
Daß du mit nackender Brust nicht rennst in gezückete Schwerter,
Darin handelst du so, wie, Decianus, ich will.
Mir mißfällt der Mann, der billig mit Blute den Ruhm kauft;
Solcher gefällt mir, der Lob, ohne zu sterben, verdient.

Scherzend beklagt sich Martial, daß seine Besuche von dem Freunde nicht immer angenommen werden (II, 5):

Mein Decianus, ich will nicht gesund sein, wenn ich nicht wünschte,
Tag' und Nächte mit dir immer zusammen zu sein.
Aber es sind zweitausend Schritte, die zwischen uns liegen;
Macht viertausend, wenn ich hin zu dir geh' und zurück.
Oft bist du nicht zu Haus, und bist du, verleugnest du oft dich,
Sei's, daß Geschäfte du hast, sei's, daß du selber dir lebst.
Nicht sind, Freund, dich zu seh'n zweitausend Schritte zu viel mir;
Doch viertausend zu geh'n, nicht dich zu sehen, verdrießt.

Nicht minder scheint eine herzliche Freundschaft zwischen dem Dichter und seinem Namensvetter Julius Martialis, dem er das 6. Buch der Epigramme gewidmet (VI, 1) und an den er mehrere Gedichte gerichtet hat (IV, 64; V, 21;

VII, 6), bestanden zu haben. Ihm zählt der genügsame Dichter alles das her, was seiner Ansicht nach zu einem glücklichen Leben gehört (X, 47):

Was ein Leben beglückter machen kann, ist,
O mein süßester Martialis, dieses:
Güter, die man ererbt, nicht schwer errungen;
Eine bleibende Stätt'; ein dankbar Gütchen;
Nie Processe; nur wenig Amtsgeschäfte;
Ruh'ger Sinn; ein gesunder, kräft'ger Körper;
Mutterwitz und Genossen, die uns gleichen;
Hausmannskost auf dem ungeschmückten Tische;
Sorgenfreie, doch nicht durchzechte Nächte;
Eine freundliche, keusche Eh'genossin;
Fester Schlaf, der die finstre Nacht uns kürzet:
Eine Stellung, die völlig uns genüget;
Letztes Stündlein nicht fürchten, noch verlangen.

Er stand mit den berühmtesten Schriftstellern und Dichtern seiner Zeit in Beziehung, wie die Epigramme an Quintilian, Plinius, Silius Italicus, Arruntius Stella, Juvenal u. A. beweisen. — Daß ihm seine Epigramme wegen der Gunst, die sie ihm verschafften, viele Neider zugezogen haben, giebt er öfter zu erkennen, am drolligsten IX, 98:

Jemand berstet vor Neid, o theuerster Julius, berstet,
Weil ganz Roma nur mich lieset; er berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil, wo sich das Volk in Haufen versammelt,
Alle mit Fingern auf mich zeigen; er berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil zwei Cäsaren die Gunst mir erwiesen,
Daß sie mir Vaterrecht gaben; er berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil dicht an der Stadt ein Gütchen ich habe,
Weil mir ein Häuschen in Rom eigen; er berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil gerne gesehen von Freunden ich werde,
Weil man mich häufig zu Tisch ladet; er berstet vor Neid,
Berstet vor Neid, weil Alle mich lieben und Alle mich loben.
Nun denn berste nur zu Jeder, der berstet vor Neid!

Ein gewisser Cinna schrieb gegen ihn; ihm erwiedert Martial (III, 19):

Verse, so wird mir erzählt, wagt gegen mich Cinna zu schreiben.
Wessen Gedicht kein Mensch lesen mag, schreibet auch nicht;

oder wie Lessing das Epigramm nachgebildet hat:

Wer sagt, daß Meister Kauz Satiren auf mich schreibt?
Wer nennt geschrieben das, was ungelesen bleibt?

Daß trotz Neidern und Feinden Martial vier und dreißig Jahre lang, wie es scheint, ohne persönliche schlimme Folgen in Rom seinen Spott treiben konnte, beweist, daß er nicht blos witzig, sondern auch klug war. Er selbst bemerkt in dem einleitenden Briefe zum ersten Buche: er unterscheide sich dadurch von den älteren Satirikern, welche Namen nicht nur von wirklichen, sondern selbst von angesehenen Personen gemißbraucht haben, daß er die Rücksicht selbst gegen die niedrigste Persönlichkeit nie außer Acht lasse; er dürfe daher auch fordern, daß nicht ein böswilliger Interpret aus seinen Epigrammen herausdeute, was nicht in ihnen liegt. Epigr. X, 33, 9—10, sagt er:

Unsere Kleinigkeiten verstehen das Maß zu bewahren:
Schonung wird der Person, Rüge dem Laster zu Theil.

Martial hat die verschiedenen Thorheiten, Lächerlichkeiten und Fehler der Menschen in Epigrammen gegeißelt, die in allen Zeiten von Dichtern aller Völker Europa's in unzähligen Uebertragungen wiedergegeben und zu unzähligen Nachbildungen benutzt worden sind. Mit besonderer Vorliebe hat er sich die geschlechtlichen Verirrungen zur Zielscheibe seines Witzes und Spottes gemacht und hierbei unverschleiert die unsaubersten Dinge zur Sprache gebracht, so daß, wie Lessing sagt, nichts dem Ruhme des Martial in der neueren Zeit mehr geschadet hat, als der unzüchtige Inhalt, den seine Sinngedichte nicht selten haben. — Der Dichter vertheidigt sich deshalb selbst in der einleitenden Epistel zum ersten Buche: „Die Freiheit, sagt er, die ich mir mit unzüchtigen Worten nehme, d. h. die Sprache der Epigramme, würde ich entschuldigen, wenn ich allein das Beispiel gäbe; so aber schreibt ganz so Catull, ganz so Marsus, ganz so Pedo, ganz so Gätulicus, ganz so Jeder, der nur irgend Leser findet. Wenn Jemand jedoch so über die Maßen ernst ist, daß er nirgends ein derbes lateinisches Wort dulden will, so mag er sich mit meiner Vorrede oder selbst nur mit dem Titel meines Buches begnügen. Epigramme werden für solche Leute geschrieben, die die üppigen Darstellungen am Flora-Feste anzusehen pflegen. Ein Cato braucht ja unser Theater nicht zu betreten; betritt er es aber,

so schaue er ruhig zu." — Martial hing von seinem Publicum ab und mußte sich nach dem Geschmacke des Publicums, das solche Kost verlangte, richten.

Scherzgedichten ist dies Gesetz gegeben,
Daß sie nur, wenn pikant sie sind, gefallen,

bemerkt er dem Cornelius (I, 36), der geklagt hatte, daß seine Verse zu wenig ernst seien, so daß sie kein Lehrer seinen Schülern vorlesen könne. Darum will er auch nicht, daß man sein Buch castrire:

Nichts ist häßlicher, denn Priap als Hämmling.

Die Lust an dem Obscönen lag im Charakter der Römer und hat sich von ihnen auch auf die romanischen Völker der späteren Zeit verpflanzt. Der sinnliche Südländer verlangt nach solchen pikanten Reizmitteln, die die Alten auf offener Schüssel zu reichen pflegten, von der sich der an reine, gesunde Kost Gewöhnte voll Ekel abwenden konnte, während die Modernen das Gift in unschuldige Nahrung mischen, die der Unerfahrene arglos zu seinem Verderben genießt. Sehr wahr bemerkt Lessing, daß die Entschuldigung des Dichters (I, 5, 8):

Unkeusch auf dem Papier, bin ich im Leben doch keusch,

nicht weit reiche; doch sei eine Rüge schmutziger Dinge in schmutzigen Worten immer noch solchen Schriften vorzuziehen, wie sie der von Martial mit Recht getadelte Dichter Sabellus schrieb (XII, 43), der durch anlockende Sophistereien in anständigen Worten mehr die Begierden erweckte und zu unlautern Lüsten aufreizte, als Martial durch seine anstößigen, aber offenen Epigramme. Ist Martial ein Spötter, so war Sabellus ein Verführer. — Uebrigens müssen wir uns hüten, die chronique scandaleuse, wie sie nicht blos Martial's Epigramme, sondern auch die Schriften der anderen Satiriker liefern, für durchaus beglaubigte Geschichte zu halten, sondern dürfen wohl zur Ehre der Menschheit annehmen, daß, wie groß auch das Sittenverderbniß in Rom sein mochte, die Phantasie dieser Dichter oder ihr Glaube an allerlei Stadtgeschichtchen und Stadtklatsch doch oft noch größer gewesen sei. — Wenn neuere Kritiker an Martial rügen, daß er zu wenig sittliche Entrüstung über die damalige Sittenlosigkeit zeige, daß

er selbst in den schamlosesten Aeußerungen der Verderbtheit nicht die Sache angreife, sondern die Situation verspotte, so vergessen sie, daß es eben in dem Charakter der ganzen Dichtgattung der nugae, wozu Martial auch seine Epigramme rechnet, lag, alle ernsten Betrachtungen und moralisirenden Aeußerungen fernzuhalten. Darum räth der Dichter (X, 19) seinem Buche, das er an Plinius schickt, nicht an die Thür zu pochen, wenn der Mann seinen ernsten Geschäften und Studien obliege:

Kommen wirst du gelegner spät am Abend;
Deine Stund' ist, wenn Bacchus tollt, die Rose
Kön'gin ist und das Haar von Salben triefet.
Dann liest selber dich wohl ein ernster Cato.

Martial ist jedoch nicht blos Spaßmacher, sondern versteht auch zuweilen ernste Gedanken auf eine geistreiche Weise zu behandeln. Lessing rühmt an ihm, daß, wenn er auch oft falschen Witz habe, er doch nie in demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt habe. „Er hat sehr oft wahren Witz, auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bei einem ernsten, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bei einem solchen ebenso ernst, ebenso würdig, ebenso groß sein, und nur das ist der wahre Probierstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf." Als Beispiel wählt Lessing das bekannte Epigramm auf den Tod der Porcia (I, 43):

Als des Brutus Tod der Gattin Porcia kund ward,
Und sich vergeblich der Schmerz suchte die Waffe, so sprach
Also sie: Ihr wisset noch nicht, daß wehren den Tod man
Niemandem kann? Und doch hat es der Vater gelehrt!
Sprach's und schlürfte mit gierigem Mund die glühenden Kohlen.
Geh' jetzt, lästiges Volk, wehr' ihr zum Morde den Stahl!

An den Epigrammen desselben Inhaltes von Casanova, Faustus Sabäus, Nicolaus Grudius und Wernike zeigt Lessing, wie sehr die späteren Nachahmer hinter ihrem Vorbilde zurückgeblieben sind.

Als Seitenstück kann das Epigramm auf die Arria gelten (I, 14):

Als dem Pätus das Schwert die züchtige Arria reichte,
Das aus dem Busen sie sich selber gezogen, so sprach,
Lügt das Gerücht nicht, sie so: Nicht schmerzet die eigene Wunde,
Aber mich schmerzet, die, ach! Pätus, du schlagen dir wirst.

Lessing stellt es dem ähnlichen des Ewald von Kleist gegenüber:

Als Pätus auf Befehl des Kaisers sterben sollte,
Und ungern einen Tod sich selber wählen wollte,
Durchstach sich Arria Mit heiterem Gesicht
Gab sie den Dolch dem Mann und sprach: Es schmerzet nicht!

und bemerkt hierzu: „Fand Kleist das heroische Beispiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in seiner genauesten historischen Wahrheit mit Recht für hinlänglich, ein schönes Sinngedicht abzugeben, so glaubte Martial, daß das erhabene „Es schmerzt nicht“ noch einer Verschönerung fähig sei und ohne lange diese Verschönerung auf seine eigene Rechnung zu setzen, legte er sie der Arria selbst in den Mund. Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet“ zu mannhaft, zu rauh vorkommen, und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchschimmern lassen. Ich wage es nicht, zwischen beiden Dichtern zu entscheiden.“

Die Epigramme des Martial, deren Zahl ungefähr 1200 beträgt, sind von dem Dichter selbst in 14 Bücher vertheilt worden, die er nach und nach herausgegeben hat (M. Valerii Martialis Epigrammatum libri XIV). Einige Bücher werden von einer kleinen Dedications-Epistel in Prosa eingeleitet (I, II, VIII, IX, XII). Buch VIII. hat er dem Kaiser Domitian gewidmet und darin, wie er in dem Vorworte bemerkt, seinen Muthwillen mehr gezügelt, weil es die Würde und die über alles Lob erhabene Schamhaftigkeit des Kaisers verlangte. Die beiden letzten Bücher hat Martial zuerst veröffentlicht. Buch XIII. trägt die Ueberschrift Xenia und enthält einzelne Disticha als Devisen bei Gastgeschenken von Eßwaaren, Leckerbissen, Weinen und dergleichen zu benutzen. Schiller und Goethe haben bekanntlich die Ueberschrift Xenien von Martial entlehnt zu ihren manche Schriftsteller und Richtungen ihrer Zeit verspottenden Epigrammen. Buch XIV, Apophoreta überschrieben, giebt Disticha als Devisen bei Geschenken von kleinen Gebrauchs- und Luxus-Gegenständen, von Büchern

und Kunstsächelchen, wie man sie an den Saturnalien den Tischgenossen einzubescheeren pflegte. B. XI. und XII. sind die spätesten, theilweise nach der Rückkehr des Dichters nach Spanien verfaßt. In mehreren Handschriften ist den Epigrammen Martial's ein Liber spectaculorum vorausgeschickt, Epigramme verschiedener Verfasser auf Spiele, die von Titus und Domitian gegeben worden sind. Ob wir von den Jugendversuchen Martial's noch Einiges, wie Lessing meint, in den unter seinem Namen in alten Handschriften mitgetheilten Epigrammen besitzen, ist zweifelhaft, da Spätere ihm gern Epigramme unbekannter Dichter beilegten.

Martial's Sprache ist gewandt, wenn auch nicht immer correct. Reminiscenzen aus älteren Schriftstellern, namentlich aus Virgil und Horaz, finden sich hin und wieder. Seine Verse zeichnen sich durch Leichtigkeit aus. Er bedient sich meist des elegischen Distichons, der Hendekasyllaben und der jambischen Scazonten; zuweilen kommen auch seltenere Versmaße und Zusammensetzungen vor, wie III, 29, der Sotadeus und I, 62, die distichische Vereinigung des jambischen Scazonten mit dem jambischen Dimeter. — Die Epigramme sind im Alterthum und Mittelalter häufig gelesen und abgeschrieben worden, daher von Corruptionen und Interpolationen nicht frei. Sie waren nächst den Gedichten des Ovid die beliebteste Lectüre der galanten Welt in Rom und daher ein sehr gesuchter Artikel. Der Buchhändler Atrectus wird von Martial selbst als Verleger und Verkäufer seiner Epigramme angegeben (I, 118); ebenso Tryphon, der Verleger der Rhetorik des Quintilian, der die Xenien, ein schmächtiges Büchlein, für vier Nummi verkaufte, ein Preis, der dem Verfasser selbst zu hoch scheint; denn, meint er (XIII, 3), der Buchhändler Tryphon könnte es für zwei Nummi lassen und würde dabei immer noch ein gutes Geschäft machen:

Dann kannst Freunden als Gastgeschenk du die Disticha schicken,
Sind die Groschen bei dir ebenso rar, wie bei mir.

Für eine bequeme Taschenausgabe, die man auf Reisen mitnehmen konnte, hatte ein anderer Buchhändler, ein Freigelassener des Secundus Lucensis, gesorgt, dessen Adresse der

Dichter genau angiebt (I, 3). Endlich hatte der Buchhändler Q. Pollius Valerianus eine Sammlung seiner Jugendgedichte veranstaltet (I, 114).

Martial hat schon die Erfahrung gemacht, daß Modeschriftsteller bei aller ihrer Beliebtheit doch immer mehr Leser als Käufer finden. Leute, die wohl im Stande waren, ein Buch zu kaufen, ersuchten oft den Verfasser um ein Exemplar, das sie geschenkt oder wenigstens zum Durchlesen geliehen haben wollten. Zwei solcher Dichterfreunde und Gönner führen uns Epigr. IV, 72 und I, 118 vor:

An Quintus.

Meine Gedichte verlangst zum Geschenk du, o Quintus; ich habe
Kein Exemplar; sie verkauft Tryphon als seinen Verlag. —
Dein leichtfertiges Zeug soll kaufen für eigenes Geld ich?
Nein, da wär' ich ein Thor, thät' ich es! sagst du. — Ich auch!

An Lupercus.

Immer, wenn du mich triffst, Lupercus, sagst du:
Darf ich mit dir den Burschen schicken, daß du
Ihm dein Büchelchen Epigramme gebest?
Bald, wenn ich es gelesen, kriegst du's wieder. —
Nein, Lupercus, bemüh' erst nicht den Burschen;
Weit hin ist es zu meinem Haus und Treppen
Drei von ziemlicher Höhe müßt' er steigen.
Was du suchest, das kannst du näher haben:
Oft ja führt dich der Weg zur Töpferstraße,
Dort, grad' über von Cäsars Markt, bemerkst du
Einen Laden; die Pfosten seiner Thür sind
Ganz beklebt mit Annoncen aller Dichter.
Da auch findest du mich. Atrectus nennt sich,
Daß du's wissest, der Herr des Bücherladens,
Geben wird er dir aus dem ersten, zweiten
Fach in prächtigem, glatt polirtem Bande,
Für fünf Gulden den ganzen Martialis. —
Ei, so theuer? — Du bist gescheidt, Lupercus!

Die Bewunderer des Dichters begnügten sich nicht, ihn zu lesen; es fanden sich Liebhaber, die seine Epigramme auswendig wußten, wie der Rechtsgelehrte Pompejus Auctus, der unermüdlich war, sie den Leuten vorzudeclamiren (VII, 50). — Aelius Verus, der Adoptivsohn des Kaisers Hadrian und der Vater des Kaisers Verus, nannte den Martial seinen Virgil (Spart. Ver. 5).

2. D. Junius Juvenalis.

Ueber die Lebensumstände des Juvenal besitzen wir einzelne Notizen theils in seinen Satiren, theils in den Scholien zu denselben und in einigen kurzen Lebensbeschreibungen, unter denen auch eine dem Sueton beigelegte. Aber diese Notizen sind zum Theil so widersprechend, daß man auf mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthungen angewiesen ist. — Man setzt seine Geburt in das Jahr 47 n. Chr. Juvenal selbst giebt als seinen Geburtsort Aquinum im Volskerlande an (III, 319) und erwähnt der grammatischen und rhetorischen Studien seiner Jugend (I, 15—16). Nach der Lebensbeschreibung des Sueton war er entweder der Sohn, oder der Pflegesohn eines reichen Freigelassenen. Er brachte es später zur Würde eines Ritters. Bis in sein mittleres Lebensalter beschäftigte er sich in Rom mit rhetorischen Declamationen, mehr aus Neigung, als um sich für das Forum oder die Schule vorzubereiten. Wie es scheint, hat er sich den Ruf eines tüchtigen Redners erworben; wenigstens nennt ihn Martial (VII, 91, 1) den beredten (facunde Juvenalis). Er verfaßte ein kleines satirisches Gedicht auf den Pantomimen und Günstling des Domitian, Paris, der seine Begünstigten zu hohen Stellen beförderte. In dieser Schrift kamen die Verse vor, die Juvenal später in die siebente Satire aufgenommen hat (90—92):

> Was die Großen nicht, giebt ein Mann der Bühne. Den Höfling
> Spielst du vor Barea, vor Camerinen, in Sälen der Edeln?
> Feldherrn macht Pelopea, es macht Philomela Tribunen.

Er soll wegen dieses Angriffes von dem Kaiser mit Verbannung bestraft worden sein. Wer aber der Kaiser gewesen, darüber weichen die Berichte ab: nach dem einen Nero, nach anderen Trajanus, die meisten aber geben Domitian an. Gleiche Verschiedenheit herrscht in der Angabe des Verbannungsortes. Die Meisten lassen ihn nach Aegypten oder einer Oase in Libyen verbannt werden; Einige erzählen, der Tyrann habe ihn als Kriegspräfect gegen die Schotten geschickt in der Hoffnung, daß er dort den Tod finden würde; die Vita des Sueton sagt, er sei, obgleich ein Achtziger, unter dem Scheine einer

Ehrenbezeigung als Präfect einer Cohorte an die äußerste Grenze Aegyptens verbannt worden. Ueber die Zeit der Verbannung schwanken die Angaben ebenso. Der eine Berichterstatter läßt ihn viele Jahre, von der letzten Regierungszeit des Domitian an bis zu Antoninus Pius, im Exil leben; nach Anderen ist er, im hohen Alter verbannt, bald am Verbannungsorte vor Gram und an Altersschwäche gestorben; noch Andere berichten, er sei wieder nach Rom zurückgekehrt und, weil er seinen Freund Martialis dort nicht wiederfand, aus Betrübniß in seinem 82. Jahre gestorben. — Daß Juvenal in Aegypten gewesen sei, dafür spricht eine Stelle in Sat. XV, 45; aber auch seine Anwesenheit in Caledonien als Kriegstribun einer römischen Cohorte wird durch eine in seiner Vaterstadt Aquinum aufgefundene Inschrift bestätigt. Nach einem Epigramm des Martial (XII, 18), worin ihn der Dichter von Bilbilis aus als den in dem geräuschvollen Stadtviertel Subura Umherspazierenden (erras Clamosa Juvenalis in Sabura) begrüßt, hat Juvenal in den ersten Regierungsjahren des Trajan in Rom gelebt. Es dürfte daher die Meinung von C. F. Hermann die meiste Wahrscheinlichkeit haben, daß Juvenal von Domitian wegen jenes Angriffes auf seinen Günstling Paris als Kriegspräfect oder Tribun nach Britannien geschickt worden sei, vielleicht zur Unterstützung des Agricola, der im Jahre 84 an dem Berge Grampius gegen die Völker des nördlichen Britanniens einen heftigen Kampf zu bestehen hatte (Tac. Agr. 29). Der Kaiser mag wohl dem Dichter haben zeigen wollen, daß er auch ohne Empfehlung des Paris Präfecten und Tribunen machen könne und zwar zuweilen solche, deren Amt einer Verbannung gleich kam. Nach dem Tode des Domitian zurückgekehrt, hat er unter Trajan seine Satiren verfaßt und bekannt gemacht. Wann er gestorben, ist ungewiß. Daß er sehr alt geworden, nach einer Nachricht 82 Jahre, steht fest; sein Tod würde dann in die Regierungszeit Hadrian's, etwa 130, fallen.

Die Satiren des Juvenal unterscheiden sich dadurch von denen seiner Vorgänger, daß er nicht wie Lucilius die Welt von dem politischen Standpunkte eines freien Republikaners,

noch wie Horaz von dem geselligen eines urbanen Weltmannes, noch wie Persius von dem abstract-philosophischen eines Stoikers betrachtet, sondern von dem persönlichen eines in seinen sittlichen Gefühlen auf das tiefste verwundeten edeln Mannes, der zum langen Schweigen über die Verworfenheit seiner Zeit verurtheilt, endlich, nachdem es ihm gestattet ist sich zu äußern, mit aller leidenschaftlichen Heftigkeit seinem empörten Herzen Luft macht. Derselbe sittliche Unwille, der gleichzeitig des Tacitus Geschichtswerke hervorgerufen, hat auch die Satiren des Juvenal entstehen lassen. Während Tacitus mit philosophischem Ernste das öffentliche Leben der Kaiserzeit schildert, hat Juvenal sich zur Aufgabe gemacht, in einer Reihe von Gemälden das gesellige Leben dieser Zeit zu veranschaulichen. Er ist Meister in der Kunst, das Häßliche in seiner nackten, abschreckenden Gestalt mit grellen, dick aufgetragenen Farben zu malen. In seiner galligen Aufwallung über die Nichtswürdigkeit der Welt macht er oft den Eindruck der Uebertreibung; er sieht zu schwarz und urtheilt zu hart; er kennt weder Nachsicht mit der menschlichen Schwäche überhaupt, noch Schonung irgend einer Persönlichkeit. Er richtet seine Satire weniger gegen die Laster, als gegen die Lasterhaften, die er mit bitterem Hasse verfolgt und um so mehr bloßstellen kann, als er seiner eigenen Sicherheit wegen die Namen seiner Muster aus der Vergangenheit genommen hat (I, 170). Er verzweifelt an der Menschheit; das Böse hat den höchsten Gipfel erreicht (I, 147); dem Guten bleibt nichts, als Resignation. Doch scheint das Alter ihn ein wenig milder gestimmt zu haben. Von der zehnten Satire an stumpft sich der Stachel seines Spottes mehr ab und er mildert die Rüge durch Rath und Lehre. Dem Horaz an Urbanität, dem Persius an Tiefe der Empfindung nachstehend, übertrifft er beide an üppiger Phantasie und an Feuer der Leidenschaft. Treffend charakterisirt die drei Satiriker J. C. Scaliger: Juvenalis ardet et jugulat, Persius insultat, Horatius irridet. Sein Witz ist meist bitterer Sarkasmus, derb und rücksichtslos. Seine Sprache verleugnet den Rhetor nicht: gedrängt und pikant, im rhetorischen Glanze schimmernd, geht sie auf Effect los durch überraschende

Wendungen, dunkle Anspielungen, gelehrte Nachbildungen und Anklänge aus früheren Dichtern. Meisterhaft ist die Oekonomie seiner Satiren. Er hält sein Thema immer fest und verliert bei aller Freiheit, die er sich nimmt, nie den Faden des Zusammenhanges; wie oft er auch durch Abschweifungen auf Abwege zu gerathen scheint, lenkt er doch immer wieder ein, bis er den Leser zu dem befriedigenden Schlusse geführt hat. Trotz seiner üppigen Rhetorik weiß er doch im Einzelnen jedes müssige Wort zu meiden; jeder Ausdruck erscheint als bedeutungsvolles Bild des Gedankens.

Ueber die Wirkung seiner Satiren auf die Zeitgenossen berichtet uns die Vita des Sueton, daß, nachdem er lange nicht gewagt hatte, etwas von seinen Satiren selbst vor einem gewählten Publicum vorzulesen, er sich dann bald zahlreicher Zuhörer und eines großen Erfolges zu erfreuen gehabt habe. Ob Quintilian (X, 1, 96) schon auf ihn hindeutet, wenn er, nachdem er von den Satirikern Lucilius, Horatius und Persius gesprochen, sagt: „Es giebt auch heute berühmte Dichter und die künftig werden genannt werden", läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten. Auch in den folgenden Jahrhunderten blieb Juvenal ein beliebter Schriftsteller, wie Ammianus Marcellinus bezeugt, welcher sagt (XXVIII, 4): „Leute, die sonst gelehrte Dinge wie Gift verabscheuen, lesen doch mit eifrigem Interesse den Juvenal und Marius Maximus; außer ihren Schriften rühren sie in der tiefsten Muße keine anderen an." Im Mittelalter stand er in hohem Ansehen; man ehrte ihn mit dem Namen des Sittenlehrers (Ethicus). — Frühzeitig machten sich Erklärungen des Dichters nothwendig; wir besitzen in den erhaltenen Scholien noch Ueberreste früherer Commentare.

Die Grammatiker haben die 16 Satiren, die wir von Juvenal besitzen und von denen die 15. für zweifelhaft, die 16. für unecht gehalten wird, in 5 Bücher getheilt. Sat. I—V bilden das erste, Sat. VI das zweite, Sat. VII—IX das dritte, Sat. X—XII das vierte und Sat. XIII—XVI das fünfte Buch.

Die erste Satire ist die Einleitung der ganzen Sammlung. Ihre Abfassung fällt nach dem Jahre 100. — Der Dichter fragt sich selber:

Soll Zuhörer ich immer nur sein? Soll nie ich erwiedern,
Den so oft die Theseis des heiseren Cordus gequält hat?
Soll straflos denn der Eine Togaten, der Andr' Elegieen
Mir recitirt, der gedehnete Telephus oder Orestes,
Voll bis zum Rande des Buches beschrieben und hinten am Rücken
Noch nicht beendet, den Tag straflos mir haben gestohlen?

Und immer die abgedroschenen Geschichten! Auch ich bin schon der Ruthe des Lehrers entwachsen; auch ich will schreiben:

Thörichte Rücksicht wär's, wenn so viele Poeten an allen
Orten du triffst, des Papiers zu schonen, geweiht dem Verderben.

Warum aber Satiren? Weil es, wenn Männer der Weiber und Weiber der Männer Rolle tauschen; wenn mein ehemaliger Barbier alle Patricier durch seine Schätze herausfordert; wenn Crispin, der verworfene Sklave aus Aegypten, in Purpur mit Gold und Edelsteinen sich brüstet:

Schwer ist, keine Satire zu schreiben. Der wäre von Eisen,
Welcher der Stadt Bosheit mit Geduld anschauend sich hielte.

Wenn ich Angeber, Erbschleicher, betrügerische Vormünder, Blutsauger der Provinzen ihren Raub ruhig genießen sehe:

Soll ich's werth nicht halten der venusinischen Leuchte?
Soll es nicht rügen?

Soll ich Fabeln dichten von Hercules, Diomedes, Theseus und Dädalus, wenn Ehemänner einer Erbschaft wegen ihre Frauen verkuppeln; wenn unwissende Laffen, nachdem sie ihr Vermögen durchgebracht, Führer von Cohorten werden; wenn Notare durch Fälschungen es so weit bringen, daß sie sich wie Mäcenas in Sänften tragen lassen; wenn die vornehme Matrone dem durstenden Gemahl den vergifteten Wein reicht; wenn das, worauf Verbannung oder Kerker steht, man thun muß, um es zu etwas zu bringen; wenn die Rechtschaffenheit gelobt wird, aber friert; wenn Verbrechen Gärten und Paläste, Silber und seltne Kunstwerke einbringen; wenn Jung und Alt den Lüsten fröhnet?

Weigert es auch die Natur, so macht Unwille die Verse,
Wie er nur immer vermag, wie selber ich oder Cluvienus.

— — — —

Was nur treiben die Menschen: ihr Wünschen und Fürchten und Zürnen,
Rennen, Vergnügen und Lust, giebt bunten Gemisches mein Büchlein.

Und wann war je eine ergiebigere Fülle von Lastern? Wann war der Geiz, wann die Spielsucht größer? Wann waren die Nachkommen unserer großen Männer tiefer gesunken, der Uebermuth und die schmutzige Verschwendung der Emporkömmlinge verletzender?

Nichts mehr wird zufügen die Nachwelt unseren Sitten
Können; es werden das Gleiche nur thun und begehren die Jüngern.
Seht auf der Spitze doch jegliches Laster.

Auf denn: Die Segel gespannt! — Fragt Jemand: Ist dein Geist auch dem Stoffe gewachsen? Wer giebt dir der Alten Einfalt — das eigentliche Wort wag' ich nicht zu nennen — das, was das flammende Herz begehret, zu schreiben? Fürchtest du, wenn du die Leute namhaft machst, Angeber nicht und Strafen? —

Wohl, so will ich's versuchen, was gegen Personen gestattet,
Deren Asch' am flaminischen oder latinischen Weg ruht.

Die zweite Satire ist gegen die Entartung und Verweichlichung des Männergeschlechtes in Rom gerichtet. Eingeleitet wird sie durch den Wunsch des Dichters, jenseits der Sauromaten und des Eismeeres fliehen zu können, um nicht die Heuchler zu sehen, die sich Curier stellen und ein Bacchanalienleben führen; die sich der Philosophen Bilder kaufen und sich dann selber Philosophen dünken; die das Laster züchtigen und selbst im tiefsten Schlamme der Gemeinheit stecken. Weit vorzuziehen ist der, welcher sein Laster durch Miene und Gang eingesteht. Verachtet doch ein solcher selbst den, der vor der Welt den Stoiker spielt, doch im Geheim das Schändlichste begeht.

Möge der G'rade den Krummen, der Weiße den Mohren verlachen;
Doch wer ertrüg' es, wenn Gracchen sich über Empörung beschweren?

Einem solchen Heuchler, der immer schrie: „Wo bist du, julisches Gesetz? Schläfst du?" las einst die verrufene Laronia den Text, ihm zeigend, wie die Männer weit an unnatürlichem Gelüst die Weiber übertreffen und selber Weiber werden, so daß beschämt die Stoiciden flohen, weil sie die offne Wahrheit nicht ertragen konnten. Doch was sollen Andere thun, wenn ehrbare Männer selbst in weibischer Tracht einhergehen? Bah=

nen sie den Weg zum Bösen nicht? Bald wagt man, was noch schändlicher als diese Tracht. Aufnahme sucht man in den unsaubersten Mysterien und gegen Sitte und Natur feiert man die schaudervollsten Feste, oder der Enkel hoher Ahnen tritt vor dem Volk als Fechter auf.

Daß es ein Reich der Unteren giebt und Manen Verstorbner,
Ruderstang' und gräuliche Frösch' im stygischen Schlunde,
Wo hinüber auf einzigem Kahn viel Tausende schiffen,
Glauben nur Kinder anjetzt, die noch nicht bezahlen im Bade.
Doch du halt's nur für wahr. Was muß ein Curius fühlen,
Was ein Fabricius, beide Scipionen, die Manen Camillens,
Was die Schaar von Cremera, was die Jugend, bei Cannä
Hingerafft, Kriegsseelen so viele, so oft sich zu ihnen
Solch' ein Schatten gesellt? Wohl müßten sie Reinigung wünschen,
Gäb' es nur Schwefel und Fackeln und Lorbeerzweige zum Sprengen.

Rom hat die Welt unterjocht; aber was in der Stadt des Siegervolkes geschieht, das begehen nimmer die Besiegten. In Rom ist der junge Zalaces aus Armenien zum Wüstling geworden:

Siehe, was thut der Verkehr nicht Alles! Gekommen als Geißel
War er hieher, wo Menschen man bildet. Ist länger zu weilen
Kindern gestattet in Rom, fehlt nie, der ihrer sich annimmt.
Heimischer Tracht, Dolch, Geißel und Zaum entsagen sie, bringen
So nach Artaxata heim hochadlige römische Sitten.

Die dritte Satire, eine der gelungensten des Dichters, schildert die Unannehmlichkeiten und Beschwerden des Lebens in Rom. Umbricius, ein Freund des Dichters, hat den Entschluß gefaßt, nicht länger in Rom zu bleiben; er hat sich das stille Cumä zum künftigen Wohnsitz gewählt, und während sein Hausrath aufgepackt wird, gehen beide Freunde voraus in das Thal der Egeria. Hier setzt Umbricius dem Freunde die Gründe auseinander, warum er Rom verlasse. Für ein ehrbares Gewerbe ist kein Platz in Rom mehr; mit Arbeit schafft man seinen Unterhalt sich nicht. Große Unternehmer und Speculanten, wie Artorius und Catulus, die Schwarz in Weiß zu wandeln verstehen, mögen in Rom bleiben. Einst arme Hornisten, die bei den Festspielen in kleinen Städten bliesen, geben sie jetzt selbst dem Volke Spiele und pachten dann die Düngergruben.

Warum nicht Alles? Gehören
Doch sie zur Sorte der Menschen, die tief aus dem Kothe Fortuna
Hebet zum Gipfel der Macht, so oft ihr zu scherzen beliebet.

Was soll ich in Rom? fährt Umbricius fort; ich kann nicht lügen, kann nicht ein schlechtes Buch loben und mir ausbitten; verstehe nicht in den Sternen zu lesen, will und kann nicht eines Vaters Tod ersprechen, bin kein Giftmischer, kein Unterhändler Verliebter, kein Diebesgenosse; ich bin wie ein Krüppel, der die verstorbene Rechte nicht mehr brauchen kann. Nur Mitschuldige liebt man jetzt; der Ehrliche findet keine Gönner. Doch gestehen will ich dir: was mich am meisten zur Flucht bewegt, es ist der Griechen Völklein, von allem fremden Gesindel jetzt unsern Reichen die Liebsten. Es giebt nicht einen Ort in Griechenland, der einen solchen Kerl uns nicht zuschickte, und kein vornehmes Haus in Rom, wo nicht ein Grieche sich einnistete, um einst der Herr darin zu werden:

Schwindelgenie, von verzweifelter Frechheit, hat er ein loses
Mundwerk, strömender noch wie Isäus. O sage, was, glaubst du,
Ist er? Wozu du nur willst, stellt solcher sich uns zum Gebrauche:
Rhetor, Grammatiker, Messer des Feldes und Bader und Maler,
Arzt, Seiltänzer, Prophet und Magier. Alles versteht ein
Hungriges Griechlein; steiget, wenn man es ihm heißt, in den Himmel.

Und einen solchen Kerl soll ich in Purpur sehen? Er, den ein Pflaumen- oder Feigenschiff nach Rom gebracht, soll vor mir, dem geborenen Römer, sein Siegel drücken, sich auf dem bessern Platz im Sopha ausstrecken dürfen, weil er ein besserer Schmeichler, besserer Mime ist?

Volk, zum Komödianten geboren! Du lächelst: er schüttelt
Wiehernd vor Lachen sich aus; du forderst im Winter ein Feu'rchen:
Gleich hängt um er den Pelz; du sagst: warm macht's, und er schwitzet.
Gegen ihn sind wir nichts; der größere Meister versteht es
Tag und Nacht nach fremdem Gesicht die Miene zu falten,
Ist mit den Händen zu fechten bereit und hoch es zu loben,
Macht sich der Freund leicht Luft, fließt gut die natürliche Quelle,
Zeiget das goldne Gefäß die Spuren gesunder Verdauung.

Ihm ist nichts heilig; er drängt sich in des Hauses Geheimnisse, damit man ihn um so mehr fürchte. Am schlimmsten aber sind die griechischen Philosophen. Ein alter Stoiker war es, der des Barea, seines Freundes und Schülers, Angeber

und Mörder wurde. Gegen sie kommt kein Römer auf. Doch, um auch unseren Leuten nicht zu schmeicheln: wir selber messen Alles nur nach dem Besitz und Gelde. Der Arme gilt für nichts; dem Armen trauet man nicht; der Arme ist das allgemeine Ziel des Spottes. Und doch ist der Reichthum selbst nur Schein, ein glänzend Elend, da der Aufwand weit über das Vermögen geht:

Ist die gemeinsame Noth doch die: wir leben in Armuth
Alle des Anstands wegen; denn kurz es zu sagen: es kostet
Alles in Rom Geld!

Wie ruhig und sicher lebt man in einer kleinen Stadt, indeß in Rom Leben und Gesundheit in ewiger Gefahr sind. Ein Haus brennt; der Nachbar räumt schon sein Gerümpel, der dritte Stock raucht schon; doch der im Dachstübchen merkt noch nichts. Der arme Poet, der dort oben wohnt, ist froh, kommt er mit dem nackten Leben davon. Sein ärmliches Geräth und seine Bücher gehen darauf. Er hatte nichts, und doch hat der arme Tropf auch dieses Nichts verloren! Und wenn er in dem höchsten Elend bettelnd umherzieht, bietet Keiner Obdach ihm oder Speise. Brennt aber des Asturicius Palast, da ist allgemeine Bestürzung und Klage. Noch ist der Brand nicht gelöscht, und schon beeilen sich Alle den Schaden zu ersetzen, und reicher wird der Abgebrannte durch den Verlust, so daß nicht ungegründet der Verdacht ist, er habe selbst sein Haus sich angesteckt. — Hängst du nicht allzu sehr an den Schauspielen der Hauptstadt, so kaufe dir in einem kleinen Ort ein Häuschen mit einem Gärtchen; es kostet mehr nicht, als die jährliche Miethe für ein finstres Loch in Rom. Hier bist du dein eigner Herr, kannst ungestört vom Wagengerassel in den engen Straßen und vom Geschrei der Leute schlafen, was in Rom der Reiche nur für schweres Geld vermag. Der Reiche läßt in seiner Sänfte sich durch die Straßen tragen; du wirst im Gedränge getreten und gestoßen. Gehst du des Nachts aus, drohen andere Gefahren. Aus hoher Häuser Fenstern fliegen Töpfe, so daß es Leichtsinn ist, zum Abendschmaus zu gehen, bevor du nicht dein Testament gemacht. Wie natürlich ist der Wunsch, daß lieber noch der Töpfe Inhalt, als sie

selbst dich träfen. Ein junger Raufbold fängt betrunken Händel mit dir an. Erwiedre ihm oder bleibe ruhig, immer hast du deine Prügel weg, wenn nicht zuletzt noch einen Proceß. Auch fehlt's an Dieben und Banditen nicht, die ihr Geschäft mit dem Dolche treiben. Denn wie nach einer Wildbahn flieht alles Gesindel nach Rom, wenn die Polizei einmal die Wälder und die Sümpfe säubert. Nur Ketten werden in den Oefen noch geschmiedet; bald wird zu Pflug und Egge das Eisen fehlen. Glückliche Zeit, als unter Königen und Tribunen Rom sich noch mit einem einzigen Kerker begnügte!

Andere noch und mehrere Gründe vermöcht' ich zu nennen;
Doch das Zugvieh ruft und es neigt sich die Sonne. Geschieden
Muß jetzt werden; es winkt mit der Peitsche schon lange der Fuhrmann.
Lebe denn wohl und denk' an uns, und so oft dich Erholung
Suchenden Roma zurück wird senden nach deinem Aquinum,
Laß auch mich zur helvinischen Ceres und eurer Diana
Holen aus Cumä, und schämen sie mein sich nicht, komm' ich gestiefelt
Mit Beiträgen zu deinen Satiren ins kühle Gefilde.

Die vierte Satire führt uns in eine Cabinetsversammlung im Albanerpalaste des Kaisers Domitian. Eingeleitet wird sie durch den Angriff auf denselben Crispinus, den wir schon in der ersten Satire (27) als den mit seinem Reichthum großthuenden früheren ägyptischen Sklaven kennen gelernt haben und von dem es hier heißt: ein Scheusal, dessen Laster auch nicht eine Tugend gut macht. Von seiner grenzenlosen Verschwendung zeugt, daß er einst eine Seebarbe für 6000 Sesterzien kaufte, die doch nur ein Nebengericht eines mäßigen Schmauses bildete. — Jetzt ruft der Dichter die Musen auf zu verkünden, was Domitian einst gethan, als ihm ein Fischer aus Ancona eine ungeheuere Seebutte, die er gefangen, mit den Worten gebracht hatte:

„Nimm, was
Allzu groß für die Küchen der Unterthanen; begehe
Festlich den Tag; schnell leere den Magen für solchen Genuß dir!
Aufgespart ist die Butte für dein Jahrhundert; verzehr' sie.
Selber ja wollte gefangen sie sein!" — Wie plump! Und es schwoll ihm
Dennoch der Kamm. Nichts giebt's, was der, der den Göttern an Macht sich
Gleichstellt, glauben von sich nicht könnte, sobald du ihm schmeichelst.

Es fand sich keine Schüssel, die für einen solchen Fisch groß genug gewesen wäre. Schnell werden die vornehmen Räthe des Kaisers aus Rom berufen. Sie kommen und der Dichter stellt sie uns einzeln vor mit ihren Tugenden und Lastern. Die große Frage wird aufgeworfen: „Soll der Fisch zerschnitten werden?“ — „Fern sei eine solche Schmach! sagt Montanus; eine eigene Schüssel muß für ihn verfertigt werden, und von heut an, o Cäsar, müssen Töpfer immer deinem Hoflager folgen.“ — Die Meinung geht durch und die Versammlung wird aufgehoben. Die Räthe eilen fröhlich heim.

Hätte der Wütherich doch die Zeit ganz solcherlei Possen
Lieber geschenkt, als daß er berühmt' und treffliche Männer
Raubte der Stadt straflos und ohne daß Jemand sie rächte.
Doch als dem Lumpengesindel er anfing furchtbar zu werden,
Ward ihm der Tod; das stürzt' ihn, der troff von der Lamier Blute.

Die fünfte Satire giebt ein Bild des Hochmuthes reicher Patrone und des schmachvollen Looses armer Klienten. Des armen Trebius sehnlichster Wunsch ist erfüllt; ihm ist der Lohn so vieler Bemühungen geworden: der reiche Virro hat ihn zu Tische geladen. Lieber sein Brot erbetteln, meint Juvenal, als am Tische eines Vornehmen sitzen und mit Hohn und Kränkungen abgespeist werden! Den Herrn bedient ein schöner Knabe, den Gast ein grober, verdrossener Knecht; dem Herrn setzt man den ältesten Wein vor, dem Gast einen schlechten Krätzer, der ihm zu Kopfe steigt und Händel mit der Schaar der Freigelassenen zuzieht, und dabei sieht ihm ein Diener immer auf die Finger, daß er nicht etwa die kostbaren Edelsteine aus dem goldenen Pokale kratze. Der Herr kühlt seinen Rausch mit einem köstlichen Eistrank, der Gast mit abgestandenem Wasser; jenem ist ein weißes Weizenbrötchen bestimmt, diesem langt der Diener den Korb mit schimmlichten Brocken zu. Der Herr labt sich an einem großen Seekrebs, rings mit Spargel besetzt, der Gast muß sich mit einem halben Ei und einem schmächtigen Hummer begnügen; jener schüttet das feinste Oel aus Venafrum darüber; das Oel, das man diesem reicht, riecht nach der Lampe. Der Fisch, den Virro verspeist, ist eine Barbe aus Korsika oder Tauromenium, eine Bricke aus

Sicilien; den Trebius erwartet ein Aal oder Hecht, der sich im Schlamme der Tiber gemästet.

Weniges wollt' ich ihm, schenkt' ein geneigtes Gehör er mir, sagen:
Niemand verlangt, daß du spendest, was sonst unbemittelten Freunden
Seneca pflegte zu schicken, was Cotta, was Piso, der Gute;
Denn vor Zeiten erwarb man durch Wohlthun größeren Ruhm sich,
Als durch Titel und Fasces. Was einzig ich forder', ist, daß du
Ungeschliffen beim Mahle nicht seist. Das thu' nur und sei dann,
Sei, wie jetzt so Viele, für dich reich, arm für die Freunde!

Jetzt kommt der Hauptgang: Gänseleber, eine gemästete Henne, ein wildes Schwein, Trüffeln. Der arme Trebius hat das Vergnügen zu sehen, wie der Vorschneider den Braten zertheilt, ohne daß für ihn ein Bissen abfällt. Er darf den Mund nicht öffnen, darf nicht einmal dem Wirthe zutrinken, will er nicht hinausgeworfen werden.

Wie Vieles doch giebt es,
Was zu sagen nicht wagt ein Mann mit zerrissenem Rocke!
Schenkt' ein Gott dir oder ein Menschlein, ähnlich den Göttern,
Besser vom Schicksal bedacht, ein Vermögen: wie würdest du Null da
Werden zur geltenden Zahl und zu Virro's innigstem Freunde!
„Gieb doch dem Trebius! Setze das vor dem Trebius! Bruder,
Willst du vom Lendenstück?" — O Geld, dir gelten die Ehren,
Du bist der Bruder!

Der Nachtisch wird gebracht. Die feinsten Delicatessen nascht Virro; Trebius muß sich mit einem angegangenen Apfel begnügen. Glaubst du, Trebius, Virro thue dies Alles aus Geiz? Nein! Er thut's, dich zu kränken; ihm ist es die lustigste Komödie, zu sehen, wie du Schmarotzer gezwungen wirst, durch Thränen deiner Galle dich zu entledigen und mit den Zähnen zu knirschen. Du bildest dir ein, als ein freier Mann der Tischgenosse eines vornehmen Herrn zu sein; er aber meint, der Dampf seiner Küche mache dich zu seinem Sklaven; und seine Vermuthung ist nicht ohne Grund; denn wer ist so von Allem entblößt, daß er zweimal sich von ihm dasselbe sollte gefallen lassen?

Jener ist klug, der so dich behandelt. Wenn Alles du tragen
Kannst, so verdienst du es auch. Bald wirst du den Scheitel dir scheeren
Und ihm den Kopf hinreichen zum Schlagen, nicht weigern die harte
Knute zu fühlen, der solcher Bewirthung und Freundes du werth bist.

Die sechste Satire, die ausgeführteste von allen, ist ein grauenerregendes Gemälde der Verworfenheit des weiblichen Geschlechtes in Rom. — Die ganze Satire ist eingekleidet in eine Warnung an Ursidius Postumus, einen früheren Wüstling, der jetzt den Entschluß gefaßt hat, ein biederes Weib zur Ehegenossin zu wählen. Der Dichter zweifelt, ob eine solche zu finden bei der allgemeinen Entsittlichung, wozu hochgestellte Personen, wie die Epria, die Gattin des Vejento, und die Kaiserin Messallina das Beispiel gegeben. An der Versunkenheit des Frauengeschlechtes sind die Männer Schuld, die bei der Wahl der Gattin nur auf die Mitgift und auf die äußere Schönheit sehen, die dadurch die Knechte ihrer Launen werden und ihre Habsucht, ihren Aufwand, ihre Ziererei, ihre Streitsucht, ihre Ränke und Gelüste nähren. Denn der allgemeinen Verderbtheit und Ueppigkeit der Zeit haben auch die Frauen nicht widerstehen können. Sie feiern wie die Männer ihre nächtlichen Orgien, ihre scheußlichen Mysterien; sie fröhnen einem sinnlosen Aufwande, sie geben sich ihren widernatürlichen Gelüsten, ihrer Klatschsucht, ihrem Jähzorn ohne Scheu hin. Die thörichte Eitelkeit treibt die römische Matrone die Emancipirte zu spielen. Sie wetteifert mit den Männern im Turnen und im Trinken; sie führt ästhetische Gespräche, bringt selbst Grammatiker und Rhetoren zum Schweigen und hält zuletzt gar philosophische und moralische Vorträge. Sie hat Rhetorik, Geschichte, Archäologie studirt und tadelt ihrer altfränkischen Freundin Ausdrücke; kaum daß sie ihrem Gatten einen Sprachfehler durchgehen läßt. Nichts Unerträglicheres, als eine reiche Frau! Sie hält nichts für schändlich, sobald sie ihren Schmuck an Hals und Ohren trägt. Im Hause bietet sie dem Manne den widerlichsten Anblick, wenn sie mit Schönheitsmitteln Gesicht und Körper bedeckt hat. Nur für die Welt entfaltet sie ihre Schönheit. Doch in ihrer scheußlichsten Gestalt zeigt sie am Morgen sich, wenn sie Toilette macht. Da empfinden ihre Diener und Dienerinnen schwer ihre üble Laune; da empfängt sie eine Schaar von Priestern, Wahrsagern, Sterndeutern, die durch Sühnmittel ihr böses Gewissen beschwichtigen, ihren Unternehmungen Gelingen prophezeien, ihr

die Tränke und die Mittel bringen, sich aller derer zu entledigen, die ihrem Glück entgegenstehen, und wären es die eigenen Kinder.

Meinst du, wir dichten dergleichen, mit hohem Cothurne versehend
Unsre Satir', und stimmen, Gesetz und Schranken der frühern
Ueberschreitend, ein Bacchuslied sophokleischen Schwungs an,
Das der Rutuler Berge nicht kennen und Latiums Himmel?
O daß Dichter ich wäre! Doch Pontia schreiet: „Ich that es,
Ja, ich gesteh's: Gift hab' ich den eigenen Kindern bereitet;
Ward es bei mir doch gefunden; den Frevel, ich hab' ihn begangen!" —
„Beide zugleich mit einem Gericht, du wüthende Natter,
Beide zugleich?" — „Ja, sieben, wenn sieben ich hätte gehabt just!" —
Lasset uns glauben, was Tragiker uns von der grausen Medea,
Was sie von Procne uns melden. Ich streite nicht. Jene zu ihren
Zeiten erfrechten sich auch unmenschliche Frevel zu üben;
Doch nicht wegen des Geldes! Geringeres Grauen erregen
Selber die größten Verbrechen, so oft das Frauengeschlecht treibt
Zorn zur verderblichen That. Setzt Wuth die Herzen in Flammen,
Sind sie nimmer zu halten, wie Felsen, gelöset vom Gipfel,
Denen der Berg sich entzieht und des Abhangs Seite zurückweicht.
Aber wer trüg' es, wenn Eine bei vollem Verstand aus Berechnung
Uebet den Frevel? Sie schauen Alcestis erkaufen mit ihrem
Tode das Leben des Gatten; doch sie, wenn wählen sie dürften,
Retteten gern mit dem Tode des Mannes das Leben des Schoßhunds.
Vielen Beliden und Eriphylen begegnen früh schon
Wirst du und kannst Klytämnestren finden in jeglicher Gasse;
Nur mit dem Unterschied, daß Tyndarus' Tochter die dumme,
Alberne Mordaxt fest mit der Rechten und Linken gefaßt hielt;
Heut macht leicht sich das Ding mit der winzigen Lunge der Kröte;
Doch mit dem Stahl auch, wenn früher aus Vorsicht wird der Atride
Nehmen das pontische Mittel des dreimal besiegeten Königs.

Die siebente Satire hat das unglückliche Loos der Männer von Bildung zum Gegenstande. Es ist nur noch der Kaiser, Trajan, auf dem ihre Hoffnung und ihre Aussicht beruht. Gefeierte und bekannte Dichter sind genöthigt, ein Bad in Gabii, einen Backofen in Rom zu pachten, während andere es nicht für erniedrigend halten, das Amt eines Auctionators zu übernehmen, da Klio, Aganippens Thäler verlassend, hungernd in die Empfangssäle der Großen gewandert ist. Immer noch besser ein Ausrufer, als ein falscher Zeuge; das bleibe den Rittern vorbehalten, die barfuß einst aus Asien nach Rom

gekommen sind. Wenn du, Dichter, anderwärts Unterstützung hoffest, dann verbrenne lieber dein Gedicht oder laß es die Motten fressen. Der reiche Geizhals bewundert und lobt die Dichtungen, wie die Kinder den Pfau, und der Gönner, der selber Dichter ist und nur dem Homer seines Alters wegen den Vorrang läßt, borgt dir vielleicht, wenn du deinen Ruhm durch einen Vortrag gründen willst, ein schmutziges Local und schickt dir seine Freigelassenen; die Kosten aber mußt du selber tragen. Und dennoch setzest du das unfruchtbare Geschäft des Dichtens fort:

Denn wenn loszukommen du trachtest, so hält am gewohnten
Stricke dich leidiger Ehrgeiz fest; unheilbare Schreibsucht
Fesselt die Meisten und altert mit ihnen im siechenden Herzen.

Ein echter Dichter, der nicht triviales Zeug für das gemeine Publicum schreibt, ein Ideal, wie wir es blos denken, nicht zeigen können, gedeiht nur, wenn frei von Sorgen die Seele ist, wenn er des Lebens Bitterkeiten nicht kostend in den Hainen und an den Quellen der Musen weilet, wie einst Horaz und Virgil. Unsere Dichter müssen, um zu schreiben, Rock und Kochgeschirr versetzen, oder die noch ungeschriebenen Stücke verkaufen. Die Mäcenaten sind ausgestorben! Gleich unfruchtbar ist das Geschäft der Historiker, Advokaten, Richter, Redner und Rhetoren; am traurigsten aber ist des Grammatikers Loos. Kein Ding kommt billiger dem Vater als der Sohn. Ist vielleicht einmal Einer dieser Leute reich geworden, so hat er es wahrlich nicht seiner Kunst zu verdanken.

Ist es Fortunens Wille, so wirst du Rhetor ein Consul;
Wiederum ist es ihr Wille, so wirst du Consul ein Rhetor.
Denn Ventidius, Tullius, was hob anders als günst'ger
Stern sie empor und die Wundermacht des verborgenen Schicksals?
Ja, das Geschick giebt Sklaven den Thron und Gefangnen Triumphe.

Die achte Satire ist an den jungen Ponticus gerichtet, den der Dichter ermahnt, den Tugenden seiner Ahnen nachzustreben; denn ein hochberühmter Name schadet ohne eigenes Verdienst dem Besitzer mehr, als er ihm nützt.

Zieren von überall her auch Ahnenbilder der Säle
Wände, so ist die Tugend der einzige Adel allein doch.
Paulus und Cossus und Drusus nur sei durch ein sittliches Leben.

Dieses verdienet den Platz noch vor den Bildern der Ahnen,
Diesem gebührt, wenn Consul du bist, Vortritt vor dem Lictor.
Güter des Herzens verlang' ich zuerst; hältst fest am Gerechten
Du in Wort und That und verdienst, daß man heilig dich achte:
Bist du ein Adliger mir. Gätulicus, Gruß dir! Silanus,
Gruß! Sei immer von anderem Blute, sobald du ein seltner,
Trefflicher Bürger nur bist zum Heile der jauchzenden Heimath:
Darf ich den Ausruf thun, wie das schreiende Volk, wenn Osiris
Wurde gefunden. Denn wer kann den als Edeln bezeichnen,
Welcher, des edeln Geschlechts unwürdig, geehrt durch berühmten
Namen nur ist? So nennen wir Jemandes Zwerg wohl auch Atlas,
Schwan den Mohren, Europa das krumme, verwachsene Mädchen,
Rufen verdrossene Hunde, die, kahl von veralteter Räude,
Lecken den Rand der trockenen Lampe, zuweilen mit Namen
Panther und Tiger und Löw' und wenn es noch sonst was auf Erden
Wilderes giebt, das brüllt. Drum magst du dich hüten und fürchten,
Daß du nicht ähnlicher Art Camerinus und Creticus heißest.

So läßt Rubellius Blandus, stolz auf seine Verwandtschaft mit den Drusern und Juliern, von Leuten gemeiner Abkunft in den Künsten des Krieges und Friedens sich weit übertreffen, nicht bedenkend, daß auch bei Rennpferden es nicht auf die Abkunft, sondern auf die Schnelligkeit ankommt. Drum, Ponticus, suche nicht die gebrechliche Stütze fremden Ruhmes, wie die auf dem Boden liegende Rebe sich nach der Ulme sehnt, um die sie sich schlinge:

Zeige dich tapfer als Krieger, als Vormund ehrlich, als Schiedsmann
Unbestechlich, und will man in schwankender, mißlicher Sache
Zeugniß von dir, so möge gebieten dir Phalaris Lügen,
Mög' herbringen den Stier und dich zwingen zur Leistung des Meineids:
Halt es für größtes Vergehn, vorziehen das Leben der Ehre,
Und um zu leben, den Zweck, weshalb du lebest, verfehlen.

Empfängt dich endlich die längst erwartete Provinz als ihren Leiter, so lege Zaum und Gebiß der Rachsucht und Habsucht an; habe selber Mitleid mit den armen Bundesgenossen, und zügle, die in deinem Gefolge sind:

Reißt Ehrsucht dich dahin und Wollust, läßt bis auf's Blut, bis
Brechen die Ruthen du peitschen die Bundesgenossen und freut's dich
Müde zu machen die Henker und stumpf die richtenden Beile;
Dann tritt gegen dich auf der Adel der eigenen Eltern,
Trägt die Fackel voran dem Schändlichen, das du verübest.
Nach sich ziehet ein jegliches Laster die Schuld, die nur um so
Augenfälliger, als vornehmer der Sünder erscheinet.

Das beweisen dir die Beispiele des Lateranus und Damasippus, vornehmer Herren, die als Jockeis sich gefallen, die nur mit ihren Pferden zu thun haben, in unsaubern Kneipen sich bewegen und die Manieren der Stallknechte sich zu eigen machen. Auch wir, sagst du vielleicht, haben in jungen Jahren Gleiches gethan. Wohl wahr; doch hast du bei Zeiten aufgehört. Gewisse Untugenden müssen mit dem ersten Barte wegrasirt werden. Nachsicht gewährt man den Knaben; doch Jene sind keine Knaben mehr, wenn sie sich erlauben, was, thäte es dein Sklave, er in den tuscischen Zuchthäusern büßen müßte. Und wäre solches noch das Schlimmste! Für Geld treten Patricier in Possen auf; das Volk erblickt Fabier als Hanswürste und lacht über die Ohrfeigen, die man Mamerkern giebt. Kein Wunder: ist der Fürst ein Citherspieler, warum soll der Edle nicht ein Possenreißer, ein Gracchus nicht ein gemeiner Netzfechter sein, der vor seinem Gegner flieht? Ja, von allen Frevelthaten, die Nero, der Muttermörder, schlimmer als Orest, beging, war keine scheußlicher, als daß er auf fremden Bühnen als Tänzer und Sänger sich prostituirte. So schützt vor Schändlichkeit die edelste Abkunft nicht. Catilina und Cethegus waren die Sprößlinge der höchsten Familien, indeß ihr Gegner Cicero, den Rom den Vater des Vaterlandes nannte, von unberühmten Eltern aus einer Municipalstadt stammte. Sein Landsmann Marius, der Sieger der Cimbern, schwang sich von einem Ackersknechte und gemeinen Krieger zur höchsten Würde empor, indeß sein hochgeborener College nur mit dem zweiten Lorbeer geschmückt ward. Die Decier, die die Unterirdischen zum Opfer für das gesammte Latium annahmen, weil höheren Werthes, als Alle, die durch sie erhalten wurden, waren Plebejer, und Servius, der letzte gute König Roms, einer Sklavin Sohn. Ein Sklave war's, der des Consuls eigene Söhne verrieth, die den vertriebenen Tyrannen die Thore öffnen wollten; und seinen Tod betrauerten Roms Matronen, indeß Jene die Geißel fühlten und in gerechter Strafe dem Beil des ersten Consuls zum Opfer fielen.

Besser, es sei Thersites dir Vater, wenn du nur Achilles
Gleichst und die Waffen Vulcan's zu führen verstehest, als wenn dich
Hätt' ein Achilles erzeugt als Ebenbild des Thersites.
Leitest du noch so weit dein Geschlecht ab, führest den Namen
Noch so weit du zurück: du stammst aus berüchtigter Freistatt.
Wer nur immer der Erste gewesen von deinem Geschlechte:
Er war doch nur ein Hirt, wenn nicht gar — was ich besser verschweige.

Die neunte Satire, in Form eines Gesprächs zwischen dem Dichter und Nävolus, dem Klienten des Virro, rügt den Geiz der reichen Patrone, die ihre scheußlichen Lüste ohne Kosten zu befriedigen suchen, und die Niederträchtigkeit der Klienten, die ihnen dienen in der Aussicht, auch einst die vornehmen Herren spielen zu können.

In der zehnten Satire giebt der Dichter seine eigene, auf stoischen Grundsätzen beruhende Lebensansicht. Was sollen wir wünschen? fragt er. Nur Wenige auf Erden wissen den Nebel des Irrthums zu zerstreuen und das wahre Gut von dem falschen zu unterscheiden. Meist erflehen die Menschen das von den Göttern, was sie für ein Glück halten und doch ihr Unglück ist. Sie wünschen Geld und Besitz, und doch ist der Reiche des Pöbels Angriffen ausgesetzt, indeß in des Armen Dachstübchen nur selten ein Feind dringt. Dem reichen Reisenden lauert der Bandit auf, doch

Leer kann singen der Wandrer im Angesichte des Räubers;

dem Reichen wird im goldenen Becher der Gifttrank gereicht, den man aus irdenem Gefäße nie trinkt. Darum bewundere nicht, was Demokrit belacht und Heraklit beweint. — Gleich nichtig ist der Wunsch nach Ehre und Macht. Sie stürzt der Mißgunst Größe, wie Sejan's Beispiel zeigt:

Also gestehst du, Sejan hat selbst nicht zu wünschen verstanden.
Denn da im Uebermaß er Ehren sich wünscht' und begehrt' im
Uebermaße sich Macht, so baut Stockwerk er auf Stockwerk,
Bis sich erhebt ein ragender Thurm, auf daß um so tiefer
Werde der Fall und der schreckliche Sturz von der schwindelnden Höhe.
Was hat Crassus, Pompejus gestürzt und jenen Gewalt'gen,
Der die Quiriten gejocht und unter die Knute gebracht hat?
Daß sie zum obersten Platz durch allerlei Ränke gedrängt sich;
Daß böswillige Götter erhört die gewaltigen Wünsche.
Könige steigen nur selten hinab zu dem Eidam der Ceres
Ohne Verwundung und Mord, unblutigen Todes Tyrannen.

— Viele wünschen sich die Kunst der Rede, nicht bedenkend, wie den größten Rednern, Demosthenes und Cicero, ihre Rednergabe der Grund ihres Falles gewesen. — Andere bitten um Kriegsruhm und Kriegsbeute, vergessend Hannibals und Alexanders Ende und wie Xerxes mit einer Flotte, die den Hellespont bedeckte, und einem Heere, das der Flüsse Betten leerte, nach Griechenland kam und auf einem Fischerkahne, der langsam sich durch blutige Wogen und der Leichen Haufen drängte, heimkehrte. — „Gieb, Jupiter, langes Leben und der Jahre viele mir!" rufen Andere. Und doch wie viele Uebel und Entbehrungen bringt das Alter nicht! Wie Manchen hätte ein früher Tod vor Schmach und Unglück bewahrt! — Um Schönheit fleht die Mutter für ihr Kind. Lucretiens und Virginiens Geschick sollte sie warnen; sie sollte bedenken, welchen Versuchungen ein schöner Jüngling ausgesetzt ist; wie selbst, wenn er keusch ist, ihm des Hippolytus und Bellerophon Schicksal droht oder derer, die in Messallina's Netz geriethen und ihren schönen, weißen Nacken dem Schwerte bieten mußten. —

Sollen die Menschen demnach nichts wünschen? Wenn rathen ich dürfte,
Ueberlasse den Göttern es selbst zu erwägen, was uns mag
Frommen und unserem Glücke sich mag zuträglich erweisen.
Geben nur werden die Götter, was nützt, nicht was uns vergnüget;
Lieben sie doch den Menschen noch mehr, als er selbst sich. Im Drange
Unseres Herzens, vom blinden, gewaltigen Triebe geleitet,
Hegen den Wunsch nach Vermählung und Kindern wir; aber die Götter
Wissen allein, wie die Kinder gerathen, die Frau sich bewähret.
Daß du indeß was habest zu fordern und Tempeln zu weihen
Eingeweid' und Opferstücke des weißlichen Ferkels,
Magst um gesunden Geist im gesunden Körper du bitten,
Fordern ein Herz voll Muth, das frei von der Furcht vor dem Tod ist,
Das auch des Lebens Beschluß zählt dankbar unter die Gaben,
Die uns Natur reicht, jegliche Mühen zu tragen verstehet,
Zorn nicht kennt, nicht heftige Gier, die Beschwerden und harten
Kämpfe des Hercules weit vorzieht dem Leben in Wollust,
Schmausereien und weichlicher Ruhe des Sardanapalus.
Also zeig' ich dir, was du dir selbst kannst geben. Es öffnet
Sicher den einzigen Weg zum ruhigen Leben die Tugend.
Keine der Gottheiten fehlt, wenn vorhanden die Weisheit. Nur wir sind's,
Die dich, Fortuna, vergöttern, den Platz dir geben im Himmel.

Die eilfte Satire ist eine Zuschrift an Persicus, den

Freund des Dichters, den Juvenal auffordert, das Fest der Megalesien bei ihm zu feiern. — Wenn Atticus einen köstlichen Schmaus giebt, so heißt er ein Mann, der zu leben versteht; thut es Rutilus, so gilt er für verrückt. Jener nämlich hat das Geld dazu, indeß dieser durch sein prachtvolles Mahl sich in Schulden stürzt. Und doch ist nichts häufiger; denn:

So ist meist der Verlauf: man borgt sich Geld und verzehrt es
Unter den Augen der Leiher in Rom; ist Weniges dann noch
Uebrig und bleicht schon die Angst des Gläubigers Wangen, so kehrt man
Rom den Rücken und eilt nach dem Austernstrand und nach Bajä.
Denn ein Bankrott ist jetzt nichts Schlimmeres, als aus Subura's
Drückender Luft nach der esquilinischen Höhe zu ziehen.
Was nur allein die Flüchtigen schmerzt, was allein sie betrübet,
Ist, daß entbehren sie müssen ein Jahr die circensischen Spiele;
Sonst färbt kein Blutstropfen die Wange. Nur wenige Leute
Halten die Scham noch zurück, die, ein Spott, fortflöh' aus der Stadt sonst.

Meine Bewirthung, o Persicus, wird dir zeigen, daß ich nicht blos Moral zu predigen, sondern auch darnach zu handeln verstehe. Die einfachsten Gerichte sollst du bei mir finden, ein Mahl, wie es unsere großen Vorfahren liebten, womit aber jetzt der geringste Sklave sich nicht benügt. Dürftig, wie die Kost, war auch das Haus und das Geräth Jener. Wer wußte damals die Kunstschätze Griechenlands zu schätzen?

Mehlbrei setzte man vor in tuscischer irdener Schüssel;
Was an Silber vorhanden, das glänzt' allein an den Waffen;
Alles erregt dem ein wenig zum Neide Geneigten den Neid schon.

Die Götter waren schneller mit ihrer Hülfe gegenwärtig, als noch ein thönerner Jupiter im Tempel stand. Damals speiste man vom selbstgefertigten Tisch aus Nußbaumholz; jetzt freut den Reichen kein Leckerbissen, kein Duft von Salben und Rosen, wenn nicht ein elfenbeinern Kunstwerk die runde Platte trägt. Dergleichen siehst du nicht bei mir; auch keine Schaar aufwartender Diener. Zwei derbe Burschen vom Lande versehen den Dienst: der eine reicht die Speisen, der andere den Wein. Nicht üppige Sängerinnen und Tänzerinnen, nicht Würfel werden dich unterhalten; aus Homers und Virgils Gedichten sollst du vorlesen hören; von welcher Stimme? Darauf kommt es bei solchen Versen wohl nicht an. Du aber laß die

Sorgen hinter dir; nicht denke an Geschäfte; gieb dich ganz der süßen Ruhe hin. Was sonst dich kümmern mag, vergiß es jetzt. Während Rom die Megalesien im lärmenden Circus feiert, gespannt auf den Erfolg der Grünen, und die jungen Zuschauer tolle Wetten anstellen, laß unsere gerunzelte Haut die Frühlingssonne in sich ziehen, entlastet von der Toga, und ohne Scheu darfst du schon eine Stunde früher dich in das Bad begeben. Nur treibe solchen Luxus nicht fünf Tage nach einander; denn auch bei solchem Leben bleibt der Ueberdruß nicht aus:

— Du erhöhest die Freuden, je seltener du sie genießest!

In der zwölften Satire schildert der Dichter dem Corvinus die Freude über seines Freundes Catullus glückliche Heimkehr. Sie will er fröhlicher als seinen eigenen Geburtstag durch ein Opfer feiern; denn nicht viel fehlte, so hätte er den Freund nie wiedergesehen. Ein Blitzstrahl traf das Schiff, das ihn trug; es schöpfte Wasser; alle Kunst des Steuermannes war umsonst; vergebens warf Catullus die reichen Schätze, womit das Schiff beladen war, ins Wasser. Der Mastbaum ward gekappt. Da endlich beruhigt sich die See; die Hoffnung kommt mit der Sonne wieder, und glücklich laufen sie in den Hafen von Ostia ein. Darum des Hauses Schmuck und der Lichter früher Glanz. Doch keine Absicht liegt solcher Zurüstung zu Grunde. Drei kleine Erben hat Catullus. Solch einem unergiebigen Freunde opfert ein Erbschleicher nicht einmal eine kranke Henne, die schon die Augen schließt; ja, selbst nicht eine Wachtel fällt für einen, welcher Vater ist. Ganz andere Opfer werden dargebracht, sobald Paccius und Gallitta, die kinderlosen Reichen, Hitze im Kopfe spüren. Der ganze Porticus wird mit Votivtafeln behangen, eine Hekatombe angelobt, und Novius und Pacuvius würden selbst einen Elephanten schlachten, könnten sie ihn nur für Geld bekommen. Zum Ersatz würde Pacuvius seinen jungen Knechten und Mägden die Opferbinde anlegen, ja, hätte er eine heirathsfähige Iphigenie zu Hause, er weihte sie dem Altare, selbst ohne die Hoffnung, daß eine tragische Hindin zur Sühne untergelegt würde. Warum auch nicht? Tausend

Schiffe wiegen ein Testament nicht auf; denn wenn der Kranke dem Tode entginge, würde er nach solchem wunderbaren Verdienst nicht sein Testament ändern und Alles dem Pacuvius vermachen, so daß er stolz vor den besiegten Nebenbuhlern einherschritte?

Also erkennst du,
Wie der Mycenerin Opfer gar sehr der Mühe verlohnte.
Möge demnach Pacuvius leben so lange wie Nestor,
Mög' er besitzen so viel wie Nero geraubt, und zu Bergen
Häufen das Gold und — Niemanden lieben und Niemand ihn wieder!

Die Abfassung der dreizehnten Satire fällt, wie aus V. 17. geschlossen werden kann, in das Jahr 119. Sie verdankt einem unglücklichen Ereignisse, das einen Freund Juvenal's, einen gewissen Calvinus, betroffen, ihre Entstehung. Dieser war um eine Summe von 10000 Sesterzien dadurch gekommen, daß der Freund, dem er sie anvertraut, ihren Empfang schändlicher Weise abgeschworen hatte. Juvenal tröstet den erbitterten Calvinus:

Jegliche That von verderblichem Beispiel wird von dem Thäter
Selbst nicht gebilligt. Das ist die erste der Strafen, daß jeder
Sünder sich selber verdammt als Richter, wenn schon ihn des Prätors
Trügende Urn' in parteiischer Gunst frei spricht von dem Unrecht.

Dich, Calvinus, macht der Verlust nicht gerade arm, und du bist nicht der Erste, dem solches passirt ist. Darum ende die übertriebenen Klagen und trage den Verlust, wie es einem Manne von deinen Jahren und deiner Erfahrung zukommt. Denn nicht aus den Schriften der Philosophen allein, sondern auch in der Schule des Lebens lernt man sich über Unannehmlichkeiten wegsetzen und in das Joch der Nothwendigkeit fügen. Welcher Tag ist so heilig, der nicht Diebstahl, Untreue, Betrug, Mord und andere Verbrechen, die die Gewinnsucht verübt, hervorbrächte? Die Zahl der Guten ist sehr gering, kaum so groß, wie die der Thore Thebens oder der Mündungen des Nils; denn schon leben wir im neunten Zeitalter, das, schlimmer als das eiserne, den Glauben an die Götter und an die Tugend als Einfalt verlacht. In Saturnus' Zeiten war es freilich anders: Da galt es schon für ein todtwürdiges Verbrechen, wenn ein Jüngling vor einem Greise nicht auf-

stand; heute ist es ein Wunder, wenn ein Freund das anvertraute Gut nicht ableugnet. Daß es die Götter wissen, daraus macht man sich nichts; wenn nur die Menschen es nicht erfahren. Die Einen schwören bei den Göttern falsch, weil sie an Götter gar nicht glauben: der Zufall ist es, der die Welt regiert. Die Anderen glauben zwar, daß Strafe auf das Laster folgt; doch, meinen sie, ein wenig Krankheit kann man sich des Geldes wegen schon gefallen lassen; wünscht sich der arme Ladas doch ein reiches Podagra. Und, sagen sie, die Götter eilen mit der Strafe nicht; ehe mich die Strafe trifft, hat's wohl noch Zeit; indessen finde ich vielleicht noch Gnade; denn leicht zu erbitten sind ja die Götter; auch zeigt uns die Erfahrung, daß gleichem Frevel nicht gleiches Loos geworden:

Jenem erwarb sein Verbrechen den Galgen und diesem die Krone.

Du, Calvinus, der du dir den Betrug so sehr zu Herzen nimmst, mußt dich wohl für einen Bevorzugten halten, als habest du das Vorrecht, von der allgemeinen Bosheit nicht zu leiden? Siehe nur, was Meuchelmörder, Mordbrenner, Räuber, Tempelschänder und Vatermörder verüben, und Dir wird, was an dir gesündigt worden, nur gering erscheinen. Du meinst:

Aber die Rach' ist ein Gut, das süßer noch ist, als das Leben! —
Freilich, so spricht der Rohe, deß Herz du zuweilen aus keiner
Oder geringer Veranlassung siehst in Feuer und Flamme,
Welchem der unbedeutendste Grund schon genüget zum Zorne.
Also nicht wird sprechen Chrysipp, noch Thales, der milde
Weise, noch auch der Greis, der Nachbar des süßen Hymettus,
Der, in Fesseln, doch nicht den Schierlingstrank mit dem Kläger
Wünschte zu theilen. Beseligend macht allmälig die Weisheit
Frei von der Menge der Laster und jeglichem Irrthum; sie ist es,
Welche zuerst das Recht' uns lehrt. Ja, kleinlich, verächtlich,
Schwach ist immer der Geist, dem die Rach' ein Wonnegefühl ist.
Kannst du doch dies schon daraus schließen, daß Niemand der Rache
Mehr sich freut, als ein Weib!

Glaube nicht, daß die, welche die menschliche Gerechtigkeit nicht erreicht, der Strafe entgangen sind. Sie peinigt das Bewußtsein ihrer bösen That:

Hart ist die Straf' und schrecklicher noch bei weitem, als jene,
Die Rhadamanth und der strenge Cädicius haben erfunden:
Tag und Nacht den eigenen Zeugen zu tragen im Herzen!

Die Pythia hat es einst einem Spartaner verkündet, daß die Götter schon den Vorsatz der bösen That strafen:

Denn wer heimlich bei sich nur bedenkt zu verüben den Frevel,
Trägt schon die Schuld der verübeten That: wie erst, wenn vollbracht sie?
Selber zur Tischzeit weichet von ihm die beständige Angst nicht.
Gleich als wäre der Schlund krankhaft ihm zusammengezogen,
Würget die Speis' er zwischen den Zähnen. Der Elende speiet
Aus den setinischen Wein; selbst köstlicher, alter Albaner
Mundet ihm nicht, und stellst du ihm vor noch bessern, so runzelt
Ihm sich die Stirn, als zöge sie saurer Falerner zusammen.
Gönnt ihm einmal die Sorge des Nachts den flüchtigen Schlummer,
Ruhen ihm endlich die Glieder, die lange gewälzt sich im Bette:
Schauet er immer das Bild des Altares und Tempels der Gottheit,
Die er beleidigt, und, was ihm am meisten erpresset den Angstschweiß,
Schauet dich selber im Traum. Die erhabne Erscheinung in mehr als
Menschlicher Größe verwirrt ihn vor Furcht und erzwingt das Geständniß
Die sind's, welche bei jedem Gewitter erbleichen und zittern,
Schon halbtodt, wenn zuerst dumpf rollet der Donner am Himmel.
Blind nicht, meinen sie, nicht von den rasenden Winden gelenkt, schlägt
Nieder zur Erde der Blitz, vielmehr als zürnender Richter.
Hat er verschont sie, so fürchten das folgende Wetter mit größrer
Angst sie, als hätte nur Frist der heitere Himmel gewähret.
Stellet sich ferner einmal Unruhe des Fiebers und Stiche
Ein in der Seite, so halten die Krankheit Solche für Schickung
Eines erzürneten Gottes. Dergleichen, vermeinen sie, seien
Stein' und Geschosse der Götter. Ein blökendes Schäfchen dem Tempel
Anzugeloben, den Laren den Kamm zu versprechen des Hahnes,
Wagen sie nicht; denn was bleibt den Sündern, sind krank sie, zu hoffen?
Eher zu leben verdient ja das Thier, das zum Opfer bestimmt ist.
Wankelmüthig und wechselnd zumeist ist das Wesen der Bösen.
Während das Bubenstück sie begeh'n, fehlt ihnen der Muth nicht;
Ist es begangen, dann fühlen sie erst, was Recht und was Unrecht.
Dennoch, wie sehr sie ihr Thun auch verdammen, sie treibt die Natur stets
Starr und beharrlich zum Bösen zurück; denn Niemanden giebt es,
Der sich des Sündigens Grenze gesteckt, der jemals, nachdem er
Von der geriebenen Stirn Schamröthe verscheucht, sie zurückrief.
Wo hast je du den Menschen gesehn, der zufrieden mit einem
Frevel gewesen? Es wird in der Schling' auch fangen sich unser
Treuloser Freund, wird büßen mit Haft im finsteren Kerker,
Oder auf Fels und Klippen im Aegeusmeere, bewohnt von
Edeln Verbannten, und du wirst freuen der bitteren Pein dich
Jener verhaßten Person, und zuletzt wirst froh du gestehen:
Keiner der Götter sei taub, noch sei ein Tiresias einer.

Die vierzehnte Satire, an einen gewissen Fuscinus

gerichtet, ist eine ernste Ermahnung an die Eltern, die Kinder nicht blos durch Lehren, sondern durch das eigene Beispiel zum Guten zu erziehen.

Gar sehr Vieles, Fuscinus, verdient den übelen Leumund,
Heftet den bleibenden Schandfleck an dem glänzenden Glücke;
Dennoch zeigen und lehren die Eltern es selber den Kindern.

Geben die Eltern das Beispiel der Spielsucht, der Schlemmerei, der Härte gegen die Untergebenen, der Wollust, so ist es natürlich, daß es die Kinder um so eher befolgen, je höher das Ansehen der Eltern bei ihnen steht.

Möglich, daß ein und das andre
Junge Geschöpf dergleichen verschmäht, weil ihnen das Herz mit
Liebendem Fleiß und aus besserem Thon der Titane gebildet;
Aber die Uebrigen leitet der Eltern zu meidende Fußspur,
Und sie lockt das bekannte Geleis der verjährten Sünden.
Drum halt fern dich vom Bösen, und zwar selbst schon aus dem einen
Mächtigen Grunde, damit nicht unsere Kinder in unsern
Lastern uns folgen, zumal wir Alle, was bös ist und schändlich,
Nachzuahmen gelehrig uns zeigen. Du kannst Catilina
Sehen in jeglichem Volk und in jeglicher Gegend der Erde;
Brutus jedoch und des Brutus Ohm wirst nirgends du finden.
Nichts was schändlich zu hören und sehen berühre die Schwelle,
Die in des Vaters Gemach einführt. Fern bleibe von da, fern
Liederlich Frauenvolk und der nächtliche Sang des Schmarotzers.
Schuldig sind wir den größten Respect der Jugend! —

Du willst, daß vor Gästen dein Haus sauber und rein erscheine; warum nicht auch vor den Kindern? Mit Schlangen und Eidechsen ernährt der Storch seine Brut, und diese, sobald sie flügge, sucht dieselbe Nahrung sich. Der Geier theilt das Aas mit seinen Jungen, und sie, sobald sie erwachsen, suchen dieselbe Kost. Der Adler macht auf Rehe und Hasen Jagd und legt die Beute seinen Jungen vor; wenn diese reif sind, jagen gleichem Raub sie nach. Ganz so hat Cretonius' Sohn das Wenige, das des Vaters Baulust ihm übrig ließ, durch neuer, schönerer Häuser Bau durchgebracht. Andere Väter nehmen der Juden Glauben an, und ihre Söhne folgen eifrig dem Gesetz des Moses. Kurz, Alles ahmt die Jugend nach, nur nicht den Geiz, deß Aeußeres sie schreckt. Doch drängt man diesen wider Willen ihnen auf. Man rühmt den Sparsamen, den guten Wirth; das Volk bewundert den, der die

Kunst des Gelderwerbs versteht, und der Vater führt den Sohn durch die ganze Schule der Entbehrung und der Härte, bis er ein vollendeter Geizhals ist. Und warum quält der Mensch sich, armselig zu leben, um reich zu sterben? Weil je mehr der Geldsack wächst, auch die Liebe zum Gelde zunimmt; der aber, der es nicht besitzt, es auch minder begehret. Darum schaffst du dir, oft zum Schaden und Verdruß des Nachbars, ein Landgut nach dem anderen. In jenen guten, alten Zeiten erhielt der Krieger als Lohn für seine Wunden kaum zwei Morgen Acker; die reichen jetzt zu einem Garten kaum.

Daher stammen die meisten Verbrechen; kein anderes Laster,
Das in den Herzen der Sterblichen wohnt, hat giftige Tränke
Oefter gemischt, zückt öfter den Dolch, als die wilde Begier nach
Ungemessnem Vermögen. Wer reich zu werden begehret,
Will auch eilig es werden, und wo scheut irgend Gesetze,
Wo fühlt Furcht, wo Scham ein Geiziger, der sich beeilet?
„Lebet mit eueren Hütten und eueren Hügeln zufrieden,
Kinder! so sprach der Marser und Herniker, so der vestiner
Greis vor Zeiten: Wohlan, mit dem Pflug laßt schaffen das Brot uns,
Das ausreicht für den Tisch. Dies loben die Götter des Feldes,
Denen der Mensch es verdankt, daß, nachdem sie gnädig der Aehre
Süßes Geschenk ihm verlieh'n, er die Kost der Eicheln verschmähet.
Meiden wird alles Verbotne, der nicht sich schämet mit hohem
Stiefel den Fuß im Winter zu schützen und eisigem Ostwind
Wehret mit umgekehretem Pelz. Zu Frevel und Unrecht
Führet der Purpur allein, der fremd uns, den wir nicht kennen."
Also belehreten sonst die Alten die Jungen; doch jetzo
Weckt, wenn der Herbst vorüber, um Mitternacht aus dem tiefen
Schlafe der Vater den Sohn mit lautem Geschreie: „Zur Hand nimm,
Kind, das Papier und schreib'! Frisch an die Processe! Das alte
Landrecht gründlich studiert! Wenn nicht, komm' ein um den Rebstock;
Doch daß Lälius wohl dein ungekämmetes Haupthaar,
Daß er den Schnurrbart merke, die kräftigen Schultern bewundre.
Auf! und zerstör' der Briganten Kastell' und die Hütten der Mauren,
Daß du als Sechziger seist im Besitz einträglichen Adlers.
Oder wenn ungern du die langen Beschwerden des Lagers
Trägst und beim Schalle der Hörner, vereint mit Trompetengeschmetter,
Furcht dir fährt in den Leib: schaff' an, was verkaufen mit einem
Nutzen von fünfzig Procent du kannst, und sei es die ekle
Waare, die schaffen du mußt zur Bereitung jenseits der Tiber.
Denn dir müssen durchaus gleich sein die Handelsartikel,
Welche du führst: ob Salben, ob Leder. Es riecht der Gewinn stets

Gut, woher er auch kommt. Dies Sprüchelchen, werth, daß es Götter,
Ja, daß es dichtete Jupiter selbst, führ' immer im Munde.
Niemand fraget, woher du das Geld hast; haben nur mußt du's.
Dies schon lehren die runzlichten Mütterchen kriechenden Knaben;
Dies schon lernen die Mädchen noch vor dem Alpha und Beta."

Bei solchen Lehren muß der Schüler bald den Lehrer übertreffen. Falsches Zeugniß, Meineid und Meuchelmord werden ihm den noch kürzeren Weg zum Reichthum bahnen. „Das war nicht meine Absicht," sagst du. Freilich, doch legtest du den Grund dazu; denn wer Geldgier Kindern predigt, läßt ihnen freien Zügel zu allem Frevel; ja, wie der Löwe seinen zitternden Wärter, der ihn erzog, wird auch dein Zögling dich nicht verschonen; er wird, wenn du ihn zu lange auf das Erbe warten läßt, den Lebensfaden eher dir zerreißen, als es die Parze thut, du müßtest denn mit des Mithridates Mittel dich versehen, das Väter wie die Könige vor der Mahlzeit schlucken sollten. Darum giebt es nichts Thörichteres, als lebenslang auf dem Meere sich umhertreiben, um Schätze zu sammeln, die Gefahren eines Schiffbruches zu bestehen, um zuletzt vielleicht als Schiffbrüchiger zu betteln. Und jene Güter, die man mit so vielen Uebeln erwirbt, hat man mit noch größerer Furcht und Sorge zu bewahren. Ein wahrer Jammer ist des großen Vermögens Bewachung. Der reiche Licinus stellt Nachts eine Schaar von Wächtern auf, besorgt, daß eine Feuersbrunst seine Kostbarkeiten verzehre. Der nackte Cyniker braucht für seine Tonne das Feuer nicht zu fürchten, und wird sie ihm zerbrochen, so hat er morgen eine neue, oder kittet sich die alte wieder.

Fühlt' Alexander es doch, als den großen Bewohner in jener
Tonn' er gesehen, wie glücklicher der, der nichts sich begehret,
Als er selbst, der der Erde Gebieter zu werden verlangte,
Da nach gewaltigen Thaten nicht mindre Gefahren ihm drohten.
Keine der Gottheiten fehlt, wenn vorhanden die Weisheit; nur wir sind's,
Die dich, Fortuna, vergöttern. Doch fragst du, wie hoch ein Vermögen,
Welches genüge, belaufen sich müsse, so will ich dir's sagen:
So viel, als zum Schutz vor Kält' und Hunger und Durst reicht;
So viel, als, Epikur, dir genügt im Besitze des Gärtchens;
So viel, als vorher das Häuschen des Sokrates faßte.
Niemals spricht was Andres Natur, was Andres die Weisheit.

Meinst du, ich wähle die Muster zu streng und beschränke zu sehr dich:
Gut! Füg' etwas hinzu, daß es unseren Sitten gemäß sei:
Schaff' ein Vermögen, wie Otho's Gesetz es vom Ritter verlanget.
Wann hierbei du noch runzelst die Stirn und hängen die Lippe
Läßt: nimm Ritter dir zwei; ja, setz' noch des dritten Besitz zu.
Hab' ich noch so nicht den Schoß dir gefüllt; will immer noch mehr er:
Dann wird nie dein Herz sich begnügen und hättest du Krösus'
Schätz' und das persische Reich und Hab und Gut des Narcissus,
Dem einst Alles gestattet der Kaiser Claudius, dem er
Folgsam gehorcht', als ihm wurde befohlen die Gattin zu tödten.

Die fünfzehnte Satire, in der That in Anlage und Ausführung den früheren nachstehend, wird von Einigen dem Juvenal abgesprochen. Sie enthält nicht die Rüge eines allgemeinen Lasters, sondern ausgehend von der Verwerfung des ägyptischen religiösen Aberglaubens und von der Schilderung eines in Aegypten zwischen den Bewohnern von Ombi und Tentyra aus fanatischem Sectenhasse entstandenen Kampfes, wobei die siegenden Ombiten einen gefangenen Tentyriten zerrissen und verzehrten, setzt er die entarteten Aegypter noch tief unter die rohesten Barbaren, weil sie nicht allein die natürlichen Forderungen der Menschlichkeit unbeachtet lassen, sondern selbst die wilden Thiere an Grausamkeit übertreffen. Aus V. 27, wo es heißt, daß der Kampf zwischen den Ombiten und Tentyriten erst neulich unter dem Consul Juncus vorgefallen sei, ergiebt sich, daß die Satire kurz nach 127, in welchem Jahre Juncus Consul war, abgefaßt sei. Gerade in der Regierungszeit des Hadrian war Rom der Sammelplatz des religiösen Aberglaubens aller Völker, und wohl mochte Juvenal oder wer sonst der Verfasser ist, es für angemessen halten, den fanatischen und barbarischen Superstitionen die Grundsätze einer natürlichen, auf Mitgefühl beruhenden Religion gemeinsamer Menschenliebe, wie sie der Schluß der Satire giebt (131—174), entgegenzuhalten:

Daß verliehen ein weiches
Herz die Natur dem Menschengeschlechte, gesteht sie, da Thränen
Sie ihm gegeben zum Zeichen des edelsten unsrer Gefühle.
Drum heißt weinen sie uns, wenn ein Freund vor Gericht sich vertheidigt,
Wenn der Beklagt' in Trauer sich hüllt, wenn den schuftigen Vormund
Ruft vor die Richter die Waif' und die wallenden Locken des Hauptes
Ihr umschleiern das Angesicht, von Thränen gebadet.

Seufzer erpreßt die Natur uns, wenn einer erwachsenen Jungfrau
Leichenzug uns begegnet, ein Kind wir sehen begraben,
Das noch zu klein für den Scheiterhaufen. Denn wo ist der Gute,
Würdig der mystischen Fackel, so wie ihn der Priester der Ceres
Wünschet, der irgend ein Leid sich fremd hält? Trennt von den stummen
Thieren uns dies doch und haben deshalb wir allein den erhabnen
Geist, sind fähig zu fassen das Göttliche, sind zu begreifen
Künst' und zu üben geschickt und haben die fühlende Seele
Aufgenommen in uns, die von himmlischer Burg sich herabließ.
Ihrer entbehrt, was gebückt nur die Erd' anschauet; denn solchem
Hat von Beginne der Welt der gemeinsame Schöpfer gewährt nur
Lebenshauch, uns aber den Geist auch, daß uns gebiete
Gegenseitige Neigung, zu fordern die Hülf' und zu leisten:
Fest als ein Volk die Zerstreuten zu einen; zu wandern aus altem
Hain und die Wälder, worin die Väter gewohnt, zu verlassen;
Häuser zu bauen, an unsere Laren die Wohnung des Nächsten
Anzureihen, damit durch die Nachbarschaft das Vertrauen
Wachs' und sichre den Schlaf; zu beschützen mit Waffen den Bürger,
Der in schwerer Verwundung dahinwankt oder gestürzt schon;
Mit der Trompete das Heer zum gemeinsamen Kampfe zu rufen;
All' in geschlossener Stadt auf denselben Thürmen zu schirmen.
Aber anjetzt ist größer die Eintracht unter den Schlangen.
Bestien schonen die ähnliche Art. Wann hat wohl der stärk're
Löwe dem Löwen geraubt das Leben? In welchem Gehege
Ist der Eber erlegen dem Zahne des größeren Ebers?
Hält doch in Indien auch mit dem wüthenden Tiger der Tiger
Ewigen Frieden; es leben in Eintracht grimmige Bären.
Nur dem Menschen genüget es nicht, auf gottlosem Ambos
Tödtliches Eisen zu schaffen, obgleich nur Spaten und Harke
Wußten zu formen und müde von Pflug und Hacke zu Schwertern
Noch nicht verstanden das Eisen zu strecken die Schmiede der Urzeit.
Völker erblicken wir, welchen im Zorn den Menschen zu tödten
Noch nicht genügt; nein, Brust und Gesicht und Arme zur Speise
Wähnen erlaubt sie. Was würde Pythagoras sagen? wohin nicht
Würd' er fliehen, wenn jetzt er dergleichen Gräuel erblickte,
Er, der streng sich enthalten des Fleisches von Thieren, als wär' es
Menschenfleisch, und sich manche der Hülsenfrüchte versagt hat?

Die sechzehnte Satire ist nur ein Fragment, das, wie wir aus dem Scholiasten erfahren, schon im Alterthume dem Juvenal abgesprochen worden ist. Es handelt von den Vortheilen des Kriegerstandes, nicht ohne Beziehung auf die anderen Stände, die dadurch arg beeinträchtigt werden. Ein Krieger darf ungestraft den Bürger mißhandeln; er findet, wenn

er einen Proceß hat, schnell sein Recht, indeß des Bürgers Sache von den Richtern mit Lauigkeit und Zögerung betrieben wird; er allein genießt das Vorrecht, bei seines Vaters Lebzeiten schon ein Testament machen zu können, wodurch es vorkommt, daß ein Vater seines Sohnes Erbschleicher wird.

Liegt's in der That doch, so scheint's, in des Feldherrn eigenem Vortheil,
Daß der künftige Held zugleich auch der Glücklichste werde,
Daß sie Alle der Orden sich freuen und Alle der Ketten.

Mit Juvenal schließt nicht blos die Satire, sondern auch die römische Poesie überhaupt ab. Was später noch in der Dichtkunst geleistet wurde, ist künstliche Nachahmung, in der sich mit wenigen Ausnahmen ein tief gesunkener Geschmack offenbart, oder geistloses Machwerk. Die Poesie bahnt sich weder neue Wege, noch weiß sie die vorhandenen Richtungen organisch fortzubilden. Sie hatte früher schon den Boden im Volke verloren und büßte jetzt auch durch die Ungunst der Zeiten, die der einreißenden Barbarei und Unwissenheit keinen Damm entgegenzusetzen vermochte, den kleinen Kreis Gebildeter ein, die schaffend oder fördernd auf ihre Entwickelung hätten einwirken können.

B. Prosa.

Die prosaische Literatur entfaltet sich in dem kurzen Zeitraum der Regierung des Trajan zu einer letzten Blüthe, nach der sie, wie die Poesie, für immer abstirbt. Beredtsamkeit und Geschichte sind noch immer die beiden Fächer, auf die sich die literarische Thätigkeit beschränkt. Das freie Wort konnte in der Rede wieder Platz greifen. Doch setzte natürlich die Rücksicht auf den Fürsten den Rednern Schranken und legte ihnen Verpflichtungen auf, wie sie die Republik nicht kannte. Der Geist der Zeit und die politischen Verhältnisse duldeten die stürmische republikanische Beredtsamkeit nicht; dafür äußerte sich die loyale Gesinnung in panegyristischer Weise über das Staatsoberhaupt und seine Verdienste. Die heilsame Wirkung einer gesetzlichen Regierung zeigte sich vorzugsweise in den gerichtlichen Reden. Hier konnte der gesinnungsvolle Redner das freie Wort für die verfolgte Unschuld und gegen die Unterdrücker, die in einer gesetzlosen Zeit schamlos ihr Werk hatten

üben können, wieder ergreifen. Dem Senate wurde nicht mehr zugemuthet, die Anklagen feiler Angeber zu bestätigen, sondern er hatte als die oberste Gerichtsbehörde jetzt über wirklich Schuldige zu richten. Eine besondere Berühmtheit erlangte der vor dem Senat verhandelte Proceß des Marius Priscus, des Proconsuls von Africa, gegen den die Bewohner der Provinz wegen Erpressungen und Grausamkeiten, die er und seine Untergebenen sich hatten zu Schulden kommen lassen, geklagt hatten, im Jahre 100. Drei Tage dauerten die Verhandlungen im Senat, woran sich unter dem Vorsitze des Kaisers die damals ausgezeichnetsten Redner betheiligten. Als Ankläger des Marius traten Plinius und Tacitus auf. Plinius sprach fünf Stunden und zwar mit solchem Feuer und Eifer, daß der Kaiser, besorgt, die Anstrengung könnte ihm schaden, ihn öfter erinnern ließ, sich zu schonen. Für Marius sprach am folgenden Tage Salvius Liberalis, ein scharfsinniger und gewandter Redner, der in dieser Sache alle seine Künste anwandte. Ihm antwortete Corn. Tacitus in einer meisterhaften Rede voll ernster Würde. Am dritten Tage erfolgte die Verurtheilung des Marius zur Verbannung aus der Stadt und Italien (Plin. Ep. II, 11). Seinen Raub konnte er indeß ruhig in seinem Exil genießen (Juv. Sat. I, 49). — Die für die Beredtsamkeit günstigere Zeit hat auch eine Menge von Rednern hervorgebracht, von deren Leistungen jedoch nichts auf uns gekommen ist. Der Einzige, aus dessen Schriften wir die Richtung und den Geschmack der Zeit beurtheilen können, ist der jüngere Plinius.

Auch in der Geschichte entfaltete sich nach dem Tode Domitian's eine regere Thätigkeit. Von den eigentlichen Historikern müssen diejenigen unterschieden werden, die, wie Suetonius, nur historisches Material zusammentrugen, oder, wie Frontinus, historische Thatsachen zu einem besonderen Zwecke sammelten, oder, wie Florus, den historischen Stoff zur rhetorischen Declamation benutzten. Die Zahl der Historiker, die über die eben vergangenen traurigen Zeiten geschrieben haben, scheint nicht gering gewesen zu sein; sie Alle verdunkelte Tacitus durch seine unsterblichen Werke.

1. C. Plinius Cäcilius Secundus.

Er war in Novumcomum, im transpadanischen Gallien, im Jahre 62 geboren; denn er erwähnt selbst, daß er bei dem Tode seines Oheims, des älteren Plinius, im Jahre 79, 17 Jahre alt gewesen sei (VI, 20, 5). Frühzeitig verlor er seinen Vater L. Cäcilius. Der Bruder seiner Mutter Plinia, der berühmte Naturhistoriker Plinius, nahm ihn an Sohnes Statt an und sorgte für seine Erziehung (V, 8, 15). Als seine Lehrer nennt er selbst den Rhetor Quintilianus und den Philosophen Nicetas Sacerdos (II, 14, 9; VI, 6, 3). In seinem 19. Jahre begann er seine öffentliche Laufbahn auf dem Forum als Redner und Sachwalter (V, 8, 8). Einige Jahre später diente er als Kriegstribun in Syrien, und hier lernte er die beiden Philosophen Euphrates und Artemidorus kennen (I, 10, 2; III, 11, 5). Im Jahre 87 ward er nebst seinem Kriegscameraden Calestrius Tiro Quästor des Kaisers Domitian (VII, 16, 2), im Jahre 90 Volkstribun (I, 23, 2) und im Jahre 92 Prätor (III, 11, 2). Der Tod des Domitianus rettete ihn von einer großen Gefahr. Metius Carus, ein berüchtigter Angeber, hatte eine Klageschrift gegen ihn eingereicht, die sich unter den Papieren des Kaisers vorfand (VII, 27, 14). Unter Trajan erlangte er nebst seinem Freunde Cornutus Tertullus die Würde eines Consuls für die Monate September und October des Jahres 100, und zwei Jahre später ward ihm als Proconsul die Verwaltung der Provinz Bithynien übertragen. Nach seiner Rückkehr aus Asien erhielt er als Nachfolger des Frontinus das Augurat, 103 (IV, 8). Daß er noch im Jahre 107 gelebt habe, ergiebt sich aus einem Briefe (VI, 10), der zehn Jahre nach dem Tode des Verginius Rufus, der im Jahre 97 starb, geschrieben ist. Wie es scheint, hat er den Trajan nicht überlebt.

Plinius ist bei allen seinen Schwächen eine erfreuliche und tröstliche Erscheinung in einer Zeit, die sich uns sonst in dem düstersten Lichte zeigt. Seine Briefe lassen uns die Welt, die uns Martial's Epigramme als eine frivole, in sinnliche

Lust versunkene, und Juvenal's Satiren als eine durch bodenlose Schlechtigkeit und Entsittlichung verkommene schildern, von einer besseren Seite erblicken. Es sind nicht blos einzelne Männer, die sich frei von dem allgemeinen Verderbnisse gehalten haben, sondern die Briefe des Plinius führen uns in einen ganzen Gesellschaftskreis ein, dem zwar manche Mängel der Zeit anhaften mochten, in dem aber trotzdem ein ehrenhaftes sittliches und geistiges Streben nicht zu verkennen ist Plinius selbst nimmt die Welt, wie sie ist; er zieht sich weder selbstsüchtig und selbstgenügsam von ihr zurück, noch wirft er in eitler Selbsttäuschung sich zu ihrem Richter und Verbesserer auf. Er wirkt in seinem Kreise und nach seinen Kräften Gutes, wo er kann, und sucht auf seine Umgebung einen veredelnden Einfluß zu üben. Es ist kein Philosoph, am wenigsten ein verbissener Stoiker, der für die Welt nur Haß und Verachtung, aber keine Liebe hat; doch auch kein Epikureer, der die Welt genießen, aber nichts für sie thun will. Er ist ein Mann von humaner Gesinnung, der die Philosophie nicht in die Lehre, sondern in die Werke setzt. Darum fühlte er sich auch besonders zu dem Philosophen Euphrates hingezogen, von dem er an seinen jungen Freund Attius Clemens schreibt (I, 10): „Ich habe ihn in Syrien, als ich in meiner frühen Jugend dort Kriegsdienste that, in seinem Hause kennen lernen und mir alle Mühe gegeben, von ihm geliebt zu werden, obgleich es der Mühe gar nicht bedurfte; denn er ist zugänglich, hingebend und voll Humanität, die er ja selbst lehrt. Ich wünschte, daß ich die Hoffnung, die er damals von mir gefaßt hat, so erfüllt hätte, wie er selbst in seinen Tugenden sich vervollkommnet hat. Oder bewundere ich sie jetzt mehr, weil ich sie besser verstehe? Wiewohl ich sie auch jetzt noch nicht hinlänglich verstehe; denn wenn über einen Maler, Bildhauer oder Steinschneider nur ein Künstler urtheilen kann, so vermag von einem Weisen nur ein Weiser eine vollkommene Anschauung zu haben. — Ich werde durch meine Amtspflicht, die mich ebenso so sehr in Anspruch nimmt, als sie beschwerlich ist, abgehalten, seinen Umgang zu genießen: ich sitze zu Gericht, unterzeichne Acten, fertige Listen an und schreibe eine

Unzahl Schriften, die einem Schriftsteller sehr fern liegen. Zuweilen — und wie selten gönnt mir das Glück ein solches Zuweilen — beklage ich mich bei Euphrates über solche Beschäftigungen; er aber tröstet mich, behauptet sogar, daß es auch zur Philosophie gehöre, ja den schönsten Theil derselben bilde, ein öffentliches Amt zu verwalten, als Richter zu untersuchen, zu urtheilen, das Recht ans Licht und zur Geltung zu bringen und das, was die Philosophen lehren, im praktischen Leben anzuwenden. Doch von dem Einen kann er mich nicht überzeugen, daß es besser sei, jenes zu verrichten, als ganze Tage in seiner Gesellschaft mit Hören und Lernen zuzubringen. Um so mehr ermahne ich dich, der du Zeit hast, so bald als möglich in die Stadt zu kommen und dich von ihm poliren und feilen zu lassen. Denn ich beneide nicht, wie Viele, Andere um ein Glück, dessen ich selbst entbehre, sondern im Gegentheil, ich fühle eine gewisse innere Befriedigung und Lust, wenn ich sehe, daß das, was mir versagt ist, meinen Freunden im reichen Maße wird."

Plinius ist auch kein Staatsmann in der Art, wie ihn die Republik forderte, sondern ein treuer und gewissenhafter Beamter, wie ihn die Monarchie verlangte. Die Politik liegt ihm fern. Die Monarchie ist ihm eine vollendete Thatsache; die Freiheit der Republik läßt sich nicht wieder schaffen; es ist die Pflicht der Besseren, nicht sich grollend von den öffentlichen Geschäften zurückzuziehen, sondern sich in die Umstände zu fügen und sich des Gemeinwesens anzunehmen. Er bekleidete daher selbst unter einem Domitian öffentliche Aemter, weil er, wenn auch mit eigener Gefahr, manches Böse verhindern und manches Gute stiften konnte, nur daß, wie er sagt (Paneg. 95), als er sah, welche kürzere Wege unter dem hinterlistigsten Tyrannen zur Erlangung von Ehrenstellen offen standen, er den längeren Weg vorgezogen habe. Wie er seinen Einfluß zum Besten unschuldig Verfolgter anwandte, davon erzählt er selbst ein Beispiel (III, 11). Der Philosoph Artemidorus befand sich in Rom, als Domitianus die Philosophen aus der Stadt verbannte. Er zog sich auf ein nahes Landgut zurück und hier suchte ihn Plinius auf, obgleich er damals Prätor war,

was, wie er bemerkt, die Gefahr für ihn um so größer machte. Gedrängt von seinen Gläubigern wegen einer Schuld, die er in den löblichsten Absichten gemacht hatte, bedurfte Artemidorus einer bedeutenden Summe, um die er vergebens einige vermögende Freunde angesprochen hatte und die ihm Plinius ohne Entgelt vorschoß. „Und dies that ich, fügt Plinius hinzu, nachdem sieben meiner Freunde theils getödtet, theils verbannt worden waren, getödtet: Senecio, Rusticus und Helvidius, verbannt: Mauricus, Gratilla, Arria und Fannia, und nachdem so viele Blitze, die um mich eingeschlagen, mich gleichsam versengt hatten und ich aus gewissen Merkmalen schließen konnte, daß mir ein gleiches Unglück bevorstehe." Bescheiden lehnt er die übermäßige Erkenntlichkeit des Artemidorus als eine unverdiente ab: er habe nur das gethan, was er der Achtung gegen C. Musonius, den Schwiegervater des Artemidorus, und der Freundschaft des Artemidorus selbst schuldig gewesen sei. — Seine Thätigkeit auf dem Forum war den Bedrängten und Unglücklichen gewidmet, im Senat trat er als Ankläger gewissenloser Beamten auf und aus den Berichten, die er als Proconsul von Bithynien dem Trajan überschickte und die uns in dem zehnten Buche der Briefe erhalten sind, erkennen wir, mit welcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit er das Beste der Provinz wahrnahm. In seinem Benehmen gegen die verfolgten Christen wußte er mit seiner Amtspflicht die Rücksicht auf die Menschlichkeit zu verbinden, indem er sich wegen der großen Zahl der Gefährdeten besondere Verhaltungsbefehle vom Kaiser erbat (X, 96).

In seinem Privatleben zeigte er sich uneigennützig, mildthätig und dankbar. „Mir gilt, äußert er sich (IV, 10, 3), die Ehrenhaftigkeit so viel, als Anderen die Nothwendigkeit." Sein häusliches Leben war ein reines und gemüthliches. Er war zweimal verheirathet: zuerst mit einer Stieftochter des Vectius Proculus, die im Jahre 96 starb (IX, 13, 4), und dann mit der geistreichen und gebildeten Calpurnia, über die er kurz nach seiner Verheirathung an ihre Tante Calpurnia Hispulla, die sie erzogen hatte, folgender Maßen schreibt (IV, 19): „Ich zweifle nicht, daß es dir Vergnügen machen

wird zu vernehmen, sie sei ihres Vaters, sie sei deiner, sie sei ihres Großvaters würdig. Sie ist die verständigste Frau und die beste Hauswirthin; sie liebt mich mit treuer Zärtlichkeit und aus Liebe zu mir hat sie auch Neigung zur Literatur gefaßt. Sie nimmt meine Schriften zur Hand, liest sie fleißig, ja lernt sie auswendig. Wie ist sie voll Unruhe, wenn ich in einer öffentlichen Verhandlung auftreten soll! Wie freut sie sich, wenn die Sache gut abgelaufen ist! Sie läßt sich von ihrer Dienerschaft berichten, welche Zustimmung, welche Beifallsäußerungen mir geworden, welchen Erfolg ich in der Entscheidung der Richter davongetragen. Wenn ich öffentliche Vorlesungen halte, nimmt sie in der Nähe hinter einem Vorhange Platz und horcht mit gierigem Ohre auf die Lobsprüche, die mir werden. Meine Lieder singt sie und componirt selbst die Begleitung zur Cither dazu, und dies hat sie nicht ein Künstler, sondern die Liebe gelehrt, die die beste Lehrmeisterin ist. Aus diesen Gründen hege ich die sicherste Hoffnung, daß unsere Eintracht dauernd sein, ja täglich wachsen werde. Denn sie liebt nicht meine Jugend oder mein Aeußeres, die allmälig hinschwinden und altern, sondern meinen Ruhm. Und so ziemt es auch Einer, die unter deinen Händen aufgewachsen, durch deine Lehren gebildet worden ist, die in deinem Umgange nur Frommes und Ehrbares vor Augen gehabt, die endlich aus deiner rühmenden Erwähnung meiner mich zu lieben sich gewöhnt hat. Denn da du meiner Mutter eine kindliche Verehrung schenktest, so pflegtest du von meiner Kindheit an Theil an meiner Bildung zu nehmen, mich zu loben und in mir schon einen solchen zu vermuthen, wie ich jetzt meiner Gattin erscheine. Wir wetteifern daher in dem Danke gegen dich: ich, weil du sie mir; sie, weil du mich ihr gegeben hast, gleichsam als hättest du uns für einander ausgesucht." — Von seiner zärtlichen Liebe zu seiner Gattin zeugen auch die Briefe an sie: VI, 4; 7. VII, 5. Der letztere lautet folgender Maßen: „Es ist gar nicht zu glauben, wie groß meine Sehnsucht nach dir ist. Daran ist erstens die Liebe Schuld, und dann, weil wir an eine Trennung nicht gewöhnt sind. Daher kommt es, daß ich einen großen Theil der Nächte schlaflos

verbringe, indem ich mir dein Bild vergegenwärtige; daher kommt es, daß am Tage in den Stunden, in welchen ich dich zu besuchen pflegte, meine Füße mich so recht eigentlich von selbst zu deinem Zimmer hinziehen und ich endlich ärgerlich und traurig und wie Einer, dem man den Zutritt verweigert hat, von der unbetretenen Schwelle zurückweiche. Nur eine Zeit ist frei von diesen Qualen, nämlich die ich auf dem Forum mit den Streitsachen meiner Freunde hinbringe. Erachte daraus, was das für ein Leben ist, das Ruhe in der Arbeit und Trost in einer jammer= und sorgenvollen Beschäftigung findet."

Ausgebreitet war der Kreis seiner Bekannten und Freunde. Er stand mit den angesehensten und berühmtesten Männern seiner Zeit in Verbindung, mit Keinem aber wohl in engerer, als mit Tacitus. Wie verschieden auch die Richtungen sein mochten, die beide in ihren Studien und Schriften verfolgten, so verband sie doch ein gleich eifriges wissenschaftliches Streben und eine gleich edle Gesinnung. Man wird unwillkürlich an das Verhältniß zwischen Schiller und Goethe erinnert, wenn man die Herzensergießung des Plinius an den Freund liest (VII, 20): „Ich habe dein Buch gelesen und mit der möglichst größten Sorgfalt angemerkt, was, wie ich glaube, verändert oder weggelassen werden muß. Denn wie ich gewohnt bin, die Wahrheit zu sagen, so du, sie gern zu hören. Verträgt doch Niemand den Tadel geduldiger, als wer das größte Lob verdient. Jetzt erwarte ich von dir mein Buch mit deinen Bemerkungen. Wie angenehm und schön ist doch solch ein wechselseitiger Verkehr! Wie viele Freude macht es mir, daß, wenn je die Nachwelt auf uns achtet, man immer erzählen wird, in welcher Eintracht, Einfachheit und treuer Anhänglichkeit wir mit einander gelebt haben! Es wird als etwas Seltenes und Bemerkenswerthes betrachtet werden, daß zwei Männer, an Alter und Würde fast gleich, die sich in der Literatur einen gewissen Namen gemacht haben — ich muß schon von dir diesen gemäßigten Ausdruck brauchen, da ich zugleich von mir selber spreche — sich wechselseitig in ihren Studien gefördert haben. Schon in meiner frühesten Jugend, als dein Name und dein Ruhm bereits in

voller Blüthe stand, begte ich den Wunsch dir nachzueifern und, wenn auch in weitem Zwischenraume, der Nächste nach dir zu sein und dafür zu gelten. Wohl gab es viele andere, sehr ausgezeichnete Geister; du aber schienst mir vermöge der Aehnlichkeit unserer Natur derjenige, den ich am meisten nachahmen könne und nachahmen müsse. Um so mehr freue ich mich, daß, wenn von gelehrten Bestrebungen die Rede ist, man uns immer zusammen nennt; daß Jedem, der von dir spricht, zugleich auch mein Name beifällt. Es fehlt nicht an solchen, die uns beiden vorgezogen werden; doch werden wir immer zusammen genannt; in welcher Ordnung, das ist mir gleichgültig; denn mir ist der der Erste, der der Nächste nach dir ist. Du mußt auch schon die Bemerkung gemacht haben, daß selbst in Testamenten, wenn es nicht gerade ein besonders Befreundeter Eines von uns beiden ist, wir immer dieselben Legate und zwar zu gleichen Theilen erhalten. Das Alles deutet darauf hin, daß wir uns um so inniger gegenseitig lieben sollen, da uns durch so viele Bande Studien, Charakter, Ruf und endlich die Urtheile der Menschen, die sie in ihrem letzten Willen aussprechen, aneinander knüpfen." — Mit vieler Selbstgefälligkeit äußert er gegen seinen Freund Maximus die große Freude, die ihm neulich aus einer Mittheilung des Corn. Tacitus geworden sei (IX, 23). Er sei oft in den Gerichten und im Senat mit Lob überschüttet worden; doch keine Anerkennung habe ihm größeres Vergnügen gemacht, als von der ihm vor Kurzem Tacitus erzählt. Dieser saß in den letzten circensischen Spielen neben einem Unbekannten, der nach einem Gespräche von mannigfaltigem gelehrten Inhalte ihn fragte: „Bist du ein Italiener oder aus der Provinz?" — Tacitus antwortete: „Du kennst mich aus meinen wissenschaftlichen Leistungen." — Worauf jener ausrief: „Bist du Tacitus oder Plinius?" — „Soll ich mich, fügt Plinius hinzu, über die Berühmtheit meines Namens nicht freuen? Ja wohl freue ich mich und gestehe, daß ich mich freue; denn ich fürchte nicht, daß ich zu prahlerisch erscheine, da ich ja das Urtheil Anderer über mich, nicht mein eigenes anführe." — Die Eitelkeit theilte Plinius mit seinem Vorbilde und Muster Cicero.

Daß er sich überschätzt habe, läßt sich nicht leugnen, wohl aber entschuldigen, da er hierin dem Urtheile seiner Zeitgenossen folgte, denen vielmehr die Ueberschätzung zur Last fällt. Dabei ging jedoch seine Eitelkeit nicht so weit, daß er nicht die Ueberlegenheit des Tacitus gefühlt und anerkannt hätte. Er bekennt sich als seinen Schüler (VIII, 7, 1) und prophezeit ihm die Unsterblichkeit seiner Geschichtswerke mit der festen Ueberzeugung, daß er nicht falsch prophezeie; daher bittet er ihn, auch seiner darin zu erwähnen; „denn, sagt er, wie wir es uns angelegen sein lassen, daß unser Bildniß von dem besten Künstler gemalt werde, sollen wir uns nicht das Glück wünschen, daß unsere Thaten von Einem, der dir gleicht, beschrieben und gepriesen werden?“ (VII, 33). — Nicht ganz ungerecht mag die Beschuldigung sein, daß Plinius die Leistungen seiner Zeitgenossen gelobt habe, um wieder von ihnen gelobt zu werden. Ihm selber ist schon der Vorwurf übertriebener Neigung, Andere zu loben, gemacht worden und er vertheidigt sich deshalb in einem Briefe an Septicius (VII, 28): „Du sagst, gewisse Leute haben sich gegen dich tadelnd geäußert, als lobte ich meine Freunde bei jeder Gelegenheit über Gebühr. Ich erkenne meine Schuld; ja, ich thue mir sogar etwas darauf zu Gute. Denn was ist edler, als Verschuldung aus Gutmüthigkeit? Und wer sind diejenigen, die meine Freunde besser kennen wollen? Gesetzt aber, sie kennten sie besser: warum mißgönnen sie mir den beglückendsten Irrthum? Denn mögen Jene auch nicht so sein, wie sie von mir gerühmt werden, so bin ich doch glücklich, daß sie mir so erscheinen. Darum mögen sie ihren ungelegenen Eifer gegen Andere — und es giebt deren gerade nicht Wenige — richten, die das urtheilen nennen, wenn sie ihre Freunde tadeln; mir werden sie nie die Meinung aufdringen, daß ich die meinigen zu sehr liebe.“ — Dem Plinius hat man auch den Vorwurf übertriebener Schmeichelei deshalb gemacht, weil seine Lobrede an Trajan von des Kaisers Preise überströmt. Doch, abgesehen von dem Contraste der milden Regierung Trajans gegen die blutige Despotie des Domitianus, der auch eine minder gerechte Herrschaft in einem günstigen Lichte hätte erscheinen lassen müssen, wollte Plinius

mit dieser Rede in dem Lobe des Trajan zugleich das Musterbild eines Regenten überhaupt liefern; er hat daher die im Senat gehaltene kürzere Rede später weitläufiger ausgearbeitet. „Denn, sagt er, unterweisen, wie ein Fürst sein müsse, ist zwar schön, aber lästig, und erscheint fast als Anmaßung; den besten Fürsten aber loben und dadurch den künftigen Fürsten gleichsam wie von einem Leuchtthurme das Licht zeigen, dem sie folgen müssen, hat denselben Nutzen ohne dieselbe Anmaßung" (III, 18). In dem geschäftlichen Briefwechsel zwischen Plinius und dem Kaiser, den das zehnte Buch enthält, herrscht ein durchaus ungezwungener Ton, voll Achtung gegen den nicht blos durch seine Würde, sondern auch durch seine größere Erfahrung und Geschäftskenntniß über ihm stehenden Vorgesetzten, aber fern von aller kriechenden Schmeichelei. Selbst die officiellen Glückwunsch- und Dank-Schreiben (X, 1, 2, 14, 52, 88, 102) sind kurz und würdig.

Musterhaft war das Leben des Plinius. Obgleich ein sehr begüterter Mann, hielt er sich doch von jedem Luxus fern. Seine Lebensweise war einfach und mäßig, aber dabei anständig (I, 15; II, 6). Seine Zeit füllten Geschäfte und Studien abwechselnd aus. Wie er seine Muße im Sommer und im Winter auf seinen Landgütern verbracht, davon giebt er eine Schilderung IX, 36 und 40. Er liebte die Jagd, doch so, daß er, der Vorschrift des Tacitus gehorchend, nach welcher Minerva und Diana gleichzeitig verehrt werden müssen (IX, 10), seine Schreibtafel auch dahin mitzunehmen pflegte (I, 6). Am liebsten verweilte er auf seinen zahlreichen und ausgedehnten Besitzungen, von denen die beiden Villae Plinianae am Comersee (IX, 7), das Laurentinum (II, 17) und die Tusci (V, 6) die bekanntesten sind. „Auf meinem Laurentinum, schreibt er an seinen Freund Minutius Fundanus (I, 9), spreche ich nur mit mir und meinen Büchern. O wahres und reines Leben! O süße Muße, ehrenvoll und wohl schöner als jede Berufsthätigkeit! O Meer, o Ufer, mein wahres und geheimes Studirzimmer, wie Vieles gebt ihr mir zu denken, wie Vieles zu schreiben!" — Ueber Plinius, den Freund der Natur, äußert sich Alex. von Humboldt (Kosm.

II, S. 24): „Die Briefe des jüngeren Plinius liefern uns anmuthige Beschreibungen zweier seiner zahlreichen Villen (Laurentinum und Tuscum). Wenn man auch in beiden der Baulichkeiten, von beschnittenem Buxus umgeben, mehr zusammengedrängt findet, als nach unserm Naturgefühl zu wünschen wäre; so beweisen doch diese Schilderungen, daß, neben der Liebe zur Kunst, neben der ängstlichen Sorgfalt für Behaglichkeit durch Stellung der Landhäuser nach Verhältniß zur Sonne und zu vorherrschenden Winden, auch Liebe zu freiem Genusse der Natur den römischen Stadtbewohnern nicht fremd war. Mit Freude setzen wir hinzu, daß dieser Genuß auf den Landgütern des Plinius durch den widrigen Anblick des Sklavenelendes minder gestört war. Der reiche Mann war nicht blos einer der gelehrtesten seiner Zeit, er hatte auch, was im Alterthum wenigstens selten ausgedrückt ist, rein menschliche Gefühle des Mitleids für die unfreien unteren Volksclassen. Auf den Villen des jüngeren Plinius gab es keine Fesseln, der Sklave als Landbauer vererbte frei, was er sich erworben." — Die väterliche Sorge für seine Leute gesteht Plinius selbst bei Gelegenheit, als er seinen Freund Paulinus bittet, einem seiner Freigelassenen, der an der Brust litt, Aufnahme auf seinem Landgute bei Forum Julii (jetzt Frejus) zu gewähren, damit er dort in der milden Luft und durch die vortreffliche Milch seine Wiederherstellung finde. „Ich weiß, beginnt er den Brief, wie milde du gegen deine Leute verfährst; um so unumwundener kann ich dir gestehen, mit welcher Rücksicht ich die meinigen behandle. Mir ist jenes homerische „Wie ein Vater so mild war er" und jene unsere Bezeichnung „Hausvater" immer gegenwärtig" (V, 19). — In einem Briefe an Paternus (VIII, 16) klagt er seinem Freunde über die häufigen Krankheits- und Sterbefälle unter seinen Leuten. Zwei Dinge, fügt er hinzu, gewähren ihm einigen Trost in dem Schmerze: daß er es seinen Sklaven leicht mache, sich ihre Freiheit zu erwerben, und daß er es ihnen gestatte, über ihr Eigenthum auch nach ihrem Tode frei zu verfügen. „Doch, meint er, fühle ich mich, wenn mir auch diese Trostgründe einige Beruhigung gewähren, entmuthigt und gebrochen eben

aus derselben Menschlichkeit, die mich bewogen hat, ihnen jenes zu gestatten. Deshalb aber möchte ich mir doch nicht ein härteres Herz wünschen. Wohl weiß ich, daß Andere dergleichen Unfälle nichts weiter als einen Verlust nennen und dabei sich große und weise Menschen dünken. Ob sie groß und weise sind, weiß ich nicht; Menschen sind sie nicht! Denn es gehört zum Menschen, sich vom Schmerze ergreifen zu lassen, ihn zu fühlen, doch ihm Widerstand zu leisten und Trostgründe zuzulassen, nicht aber des Trostes nicht bedürfen. Doch darüber habe ich mich vielleicht schon mehr, als ich sollte, wiewohl weniger, als ich wollte, ausgelassen. Denn es giebt auch eine gewisse Wollust des Schmerzes, zumal wenn man ihn an dem Busen eines Freundes ausweinen kann, bei dem die Thränen entweder Billigung oder Nachsicht finden."

Plinius war ein Mann von feiner Bildung und großer Belesenheit, aber ohne tiefes Wissen und ohne schöpferische Kraft. Daher glänzen seine Schriften mehr durch ihre geschmackvolle Form, als durch die Bedeutsamkeit und Originalität ihres Inhaltes. Er hatte ein feines Gefühl für das Schöne und dieses leitete ihn zu dem besten Muster, zu Cicero, wie er selbst gesteht (I, 5, 12): „Ja, ich wetteifere mit Cicero und begnüge mich nicht mit der Beredtsamkeit unseres Jahrhunderts." Daß er ein glücklicher Nachahmer ist, zeigen seine Briefe mehr, als seine Rede an Trajan; er bewegte sich ungezwungener, wie er selbst fühlte (III, 18, 10), in der leichten Stilgattung, wie sie der Inhalt der Briefe forderte, als in der gehobenen Schreibart, wie sie die Rede verlangte. In dem Streben nach geistreichen Wendungen und künstlichen Antithesen huldigte er dem Geschmacke der Zeit. Oft schließen seine Briefe mit einer fast epigrammatischen Pointe; wie sie denn überhaupt die Merkmale berechneter Wirkung allzu sehr an sich tragen und daher oft der natürlichen Einfachheit entbehren.

Die Briefsammlung in 9 Büchern (Epistolarum libri IX) hat er selbst veranstaltet, wie aus Epist. I, 1 hervorgeht. „Du hast mich oft ermahnt, schreibt er an seinen Freund Septicius, daß ich meine mit einiger Sorgfalt geschriebenen Briefe sammeln und herausgeben möchte. Ich habe sie ge-

sammelt, ohne die Zeitfolge zu beobachten, denn ich schrieb ja nicht eine Geschichte, sondern wie sie mir gerade in die Hände fielen. Es bleibt nur noch übrig, daß weder du deinen Rath, noch ich die Befolgung desselben bereue. Nur so ist es möglich, daß ich die Briefe, welche noch unbeachtet daliegen, hervorsuche, und künftige nicht unterdrücke." — Als zehntes Buch ist die amtliche Correspondenz zwischen Plinius und dem Kaiser Trajan wahrscheinlich erst nach seinem Tode hinzugefügt worden. Plinius bemerkt es selbst, daß er in dem Stoffe seiner Briefe beschränkter sei, als Cicero, dem sowohl sein reiches Talent, als auch die Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit der Ereignisse seiner Zeit zu Statten gekommen (IX, 2, 2). Trotzdem fehlt es auch seinen Briefen nicht an Abwechselung und Interesse. Sie gewähren eine klare Einsicht in das öffentliche, gesellige und literarische Leben der damaligen Zeit und liefern dem Historiker manche Beiträge zur politischen, Cultur- und Sittengeschichte Roms. Als besonders anziehend heben wir die Briefe hervor, die von wichtigen gerichtlichen Verhandlungen, an denen Plinius selbst Theil nahm, handeln (II, 11; III, 4; 9; IV, 9; V, 20); die Briefe literarhistorischen Inhaltes: über öffentliche Recitationen (I, 13; II, 19; III, 18; VII, 17); über das Leben, den Tod und die Schriften berühmter Autoren, wie des älteren Plinius (III, 5; VI, 16), des Silius Italicus (III, 7), des Martialis (III, 21), des C. Fannius (V, 5) u. A.; die Schilderungen seiner Landgüter (II, 17; V, 6; IX, 7), der Villa des Hadrianus (VI, 31); die Beschreibung des Clitumnus (VIII, 8), der merkwürdigen Quelle am Larius, deren Wasser täglich regelmäßig steigt und fällt (IV, 30), des Ausbruches des Vesuvs (VI, 20), der Ueberschwemmung der Tiber und des Anio (VIII, 17). Als Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens, von dem auch gebildete Männer nicht frei waren, dient Epist. VII, 27, einige Gespenstergeschichten als beglaubigte Thatsachen anführend. Epist. IX, 33 erzählt die Geschichte von der Liebe eines Delphins zu einem Knaben, die Plinius dem Caninius als Stoff zu einem Gedichte empfiehlt. — Die meisten Briefe fallen in die Zeit nach dem Tode des Domitianus bis zum

Jahre 107. Gegen die Echtheit des zehnten Buches, namentlich der beiden Briefe über die Christen (96, 97), hat man, wiewohl mit Unrecht, Zweifel erhoben.

Die Rede an Trajan (Panegyricus ad Trajanum), gehalten im Jahre 100 vor dem Senat zum Danke für das dem Redner verliehene Consulat und darauf umgearbeitet und erweitert, diente den späteren Panegyrikern zum Muster und ist lange als eines der bedeutendsten Denkmäler römischer Beredtsamkeit bewundert worden. Treffend beurtheilt sie Bernhardy, wenn er sagt: „Sie ist ein nach allen Regeln der Rhetorik künstlich angelegter Bau, der eine Fülle der Kunstmittel und des feinsten hofmännischen Witzes aufwendet, um die Beschränktheit des Stoffes und die Dürftigkeit seiner Ideen zu verhüllen. Plinius überbietet sich in glänzenden Schilderungen und einer Malerei, die breit, maßlos und kleinlich ausfällt; mit zarter Empfindung und dem Studium mannigfaltiger Effecte mischt sich der Zwang der Schmeichelei; seine Komposition ist geziert, die Rede wenig fließend und unkräftig durch zerschnittene Sätze, der Eindruck selten gemüthlich: sie verräth den Untergang der wahren und edeln Beredtsamkeit."

Verloren sind die gerichtlichen Reden des Plinius und seine Gedichte. Der Aufforderung seines Freundes Titinius Capito, sich auch in der Geschichte zu versuchen (V, 8), ist er wahrscheinlich nicht nachgekommen.

Neben Plinius haben sich noch Andere bei ihren Zeitgenossen als Redner einen Namen gemacht, am meisten wohl Voconius Romanus, dessen Reden und Briefe Plinius besonders rühmt (II, 13).

2. C. Suetonius Tranquillus.

Als seinen Vater giebt Sueton (Oth. 10) den Suetonius Lenus, Kriegstribun der 13. Legion, an, der den Bürgerkrieg zwischen Otho und Vitellius mitgemacht hat. Sueton lebte unter Domitian als junger Mann in Rom, wo er sich mit rhetorischen und grammatischen Studien beschäftigte (Ner. 57; Dom. 12). Er war ein Studiengenosse und Freund des jüngeren Plinius und scheint sich durch Unterricht ein mäßiges Ver-

mögen erworben zu haben, so daß er ein kleines Landgut in der Nähe der Stadt, das ein Freund des Bäbius Hispanus verkaufen wollte, zu erwerben wünschte. Plinius wendete sich deshalb für Sueton an Bäbius, daß er ihm das Gut, das, wie er meine, ganz für Sueton geschaffen sei, für einen billigen Preis erstehe. „Für die Herren der Schule, wie dieser einer ist, schreibt er, ist es vollkommen genügend, wenn sie so vielen Grund und Boden besitzen, daß sie ihrem Kopfe eine Erleichterung und ihren Augen eine Erholung verschaffen können, indem sie durch ihre Besitzung spazieren und auf dem einzigen Fußsteige hin- und hergehen, ihre Weinstöckchen betrachten und ihre Bäumchen zählen" (I, 24). Auf des Plinius Empfehlung ertheilte ihm der Kaiser Trajan das jus trium liberorum (X, 94, 95) und später die Würde eines Tribuns (III, 8). Unter Hadrian war er Geheimschreiber (magister epistolarum) des Kaisers, fiel aber nebst einigen anderen Hofbeamten in Ungnade, weil sie die schuldige Ehrerbietung gegen die Kaiserin Sabina außer Acht gelassen hatten (Spart. Hadr. 11). Wann er gestorben, ist unbekannt.

Suetonius war ein fleißiger Sammler, der über geschichtliche, literarhistorische und archäologische Gegenstände werthvolle Zusammenstellungen von Notizen aus den verschiedensten Quellen geliefert hat. Die Titel seiner zahlreichen Schriften kennen wir aus Suidas und den Anführungen Anderer. Erhalten sind die Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser, von Cäsar bis Domitianus, (Vitae XII imperatorum). Sie sind biographische Memoiren, die nicht sowohl die Geschichte, als die Charakterbilder der Kaiser geben sollen. In einem lockeren Zusammenhange liefern sie eine Masse von Notizen, theils aus anderen Historien und Commentarien, theils aus Archiven gezogen, über das öffentliche und Privatleben der Kaiser, über ihre äußeren und inneren Eigenthümlichkeiten, über ihre politische und militairische Thätigkeit, untermischt mit Anekdoten und Aussprüchen derselben, ohne Beobachtung der Chronologie und ohne Sonderung des Bedeutenderen von dem Unbedeutenderen, in einer einfachen, gedrängten und correcten Sprache und in rein objectiver Darstellung. Von Vespasianus

an bemerkt man eine Abnahme der Reichhaltigkeit der Notizen, wahrscheinlich weil dem Verfasser die Quellen für die Geschichte seiner Gegenwart dürftiger flossen.

Die Schrift de viris illustribus hat von den in Wissenschaft und Kunst ausgezeichneten Personen gehandelt. Erhalten ist uns daraus das Buch de illustribus grammaticis und ein Bruchstück des Buches de claris rhetoribus. Aus dem Buche de vitis poetarum besitzen wir die vielfach verstümmelten und verfälschten Lebensbeschreibungen des Terentius, Horatius, Lucanus, Juvenalis und Persius. Die höchst dürftige Vita C. Plinii mag ein Excerpt einer Lebensbeschreibung aus einem anderen Buche de viris illustribus sein.

Die bequeme Art des Sueton, biographischen Stoff zusammenzutragen, fand viele Nachahmer unter den späteren Biographien der Kaiser, die theils, wie Marius Maximus, Junius Cordus, Aelius Spartianus, längere Reihen von Kaisern, theils einzelne Gruppen derselben beschrieben, aber durch kleinliche Anekdotenkrämerei (mythistoria, Cap. Macr. 1) und unordentliche Häufung des Materials zeigten, wie wenig sie ihre Aufgabe verstanden. Aus solchen Quellen sind die Compilationen verschiedener Verfasser (Aelius Spartianus, Julius Capitolinus, Vulcatius Gallicanus, Aelius Lampridius, Trebellius Pollio, Flavius Vopiscus Syracusius) hervorgegangen, die wir unter dem Namen der Scriptores Historiae Augustae besitzen. Sie liefern die Lebensbeschreibungen der Kaiser von Hadrian bis Diocletian und Constantin, 117—282; einige Kaiser, von 244—253, sind ausgefallen und über die beiden Valeriani existirt nur ein Fragment. — Auch im Mittelalter fand Sueton Nachahmer, besonders an Einhard in seiner Vita Caroli Magni.

3. Sextus Julius Frontinus.

Von Frontinus ist uns unter dem Titel Strategematicon libri IV eine historische Beispielsammlung zur Belehrung für angehende höhere Militärpersonen erhalten. Er war unter Vespasian Stadtprätor, im Jahre 71 (Tac. Hist. IV, 39), und Consul, 74. Unter Petilius Cerialis machte er den Feld-

zug in Britannien mit und übernahm nach dessen Tode die Führung des Heeres, 75—78 (Tac. Agr. 17). Auch in den germanischen Kriegen zeichnete er sich aus. Unter Domitian lebte er zurückgezogen theils in Rom (Plin. V, 1), theils auf dem Lande (Mart. X, 58). Nerva übertrug ihm im Jahre 97 das Amt eines Curator aquarum (de aqu. duct. 1). Unter Trajan verwaltete er das Augurat und ihm folgte in demselben der jüngere Plinius (Ep. IV, 8). Seinen Tod setzt man in das Jahr 106. Er stand bei seinen Zeitgenossen in hoher Achtung; Plinius nennt ihn princeps vir (IV, 8, 3) und erwähnt (IX, 18, 6), daß er vor seinem Tode verboten habe, ihm ein kostbares Grabdenkmal zu setzen, indem er sagte: „Mein Andenken wird fortdauern, wenn ich es durch mein Leben verdient habe.“ — Sein Amt als Curator aquarum gab die Veranlassung zu der noch vorhandenen Schrift de aquaeductibus urbis Romae, die Geschichte und Beschreibung der Bewässerungsanstalten in Rom und die gesetzlichen Bestimmungen über die Erhaltung und Benutzung derselben enthaltend. — Eine andere Schrift des Frontinus: de re militari, ist verloren; ihrer erwähnt Vegetius, der sie benutzt hat, rühmend. Als einen Nachtrag zu derselben bezeichnet Frontinus selbst (Strateg. praef.) die vier Bücher Strategemata. Die drei ersten Bücher geben Musterbeispiele von der eigentlichen strategischen Thätigkeit des Feldherrn, und zwar enthält das erste Buch Beispiele von Strategemen vor dem Kampfe, das zweite während und nach dem Kampfe und das dritte von Strategemen Belagernder und Belagerter. Das vierte Buch liefert Beispiele strategischer Pflichten in Bezug auf Disciplin und moralisches Verhalten der Feldherren wie der Heere (Strategica). Die Beispiele sind aus der griechischen und römischen Geschichte gewählt und enthalten manche sonst nicht bekannte Notizen; doch ist die Sammlung stark interpolirt. Die schwerfällige, unklare Sprache, die in den historischen Beispielen etwas fließender ist, zeigt, daß der Verfasser ein praktischer Geschäftsmann war, der auf sprachliche Studien keine Zeit verwandt hat. — Nach Lachmann ist Frontinus auch Verfasser zweier agrimensorischer Schriften: de qualitate

agrorum und de controversiis libri II, deren Auszüge mit späteren Schriften vermischt in den Scriptores de re agraria enthalten sind.

4. Julius Florus.

Unter dem Namen des Julius Florus besitzen wir eine historische Uebersicht der Kriege der Römer in 2 Büchern. Man hat über die Person und die Zeit des Florus viele Vermuthungen aufgestellt, ohne daß sie zu einem sicheren Resultate geführt hätten. In der Vorrede der Schrift bemerkt der Verfasser, daß von Augustus bis zu seiner Gegenwart noch nicht volle zweihundert Jahre verflossen seien, woraus geschlossen werden kann, daß er unter Trajan und Hadrian gelebt habe. Der Titel des Buches lautet: Juli Flori Epitomae de Tito Livio bellorum omnium annorum DCC libri II (sonst auch Epitome de gestis Romanorum oder Rerum Romanarum libri IV). Das Buch ist keineswegs ein Auszug aus Livius, sondern eine lobpreisende Herzählung der Kriegsthaten der Römer, von Anfang der Stadt bis zum Jahre 725 (29), in einer declamatorischen, schwülstigen und oft poetischen, an Virgil, Horaz, Lucanus und Silius Italicus erinnernden, doch correcten Sprache, ohne gründliche Kenntniß der Geschichte und mit häufigen Verstößen gegen die Chronologie. Es scheint der Verfasser die Schrift als einen Panegyricus auf Rom weniger zur Belehrung, als zu dem rhetorischen Zwecke einer öffentlichen Vorlesung oder zur unterhaltenden Lectüre verfaßt zu haben. In der Vorrede äußert er sich, er habe, weil der Stoff der römischen Geschichte, die von Romulus bis Augustus 700 Jahre umfaßt, so reichhaltig und so in die Geschicke der Welt eingreifend ist, und weil die Römer nur durch unzählige Mühen und Gefahren, wobei ihre Tapferkeit mit ihrem Glücke wetteiferte, ihr Weltreich gründen konnten, ähnlich wie man auf einer Landkarte die Lage der Länder in Umrissen darstellt, ein Bild der römischen Geschichte geben und dadurch zur Bewunderung des Hauptvolkes der Erde beitragen wollen. Er betrachtet das Römervolk wie einen Menschen und nimmt daher vier Lebensstufen in seiner Entwickelung

an: die Kindheit, die Königszeit umfassend; die Jugend, von den ersten Consuln bis zu dem Consulat des Appius Claudius und Q. Fulvius, unter denen ganz Italien den Römern unterworfen war; das Mannesalter der kräftigen Reife bis Cäsar Augustus; und das Greisenalter bis Trajanus, unter dem wider Aller Erwarten das alternde Reich gleichsam in einer neuen Jugend wieder aufblühte. — Das erste Buch umfaßt in 47 Abschnitten die Königszeit, die Umwandlung der Monarchie in die Republik und die Kriege gegen die auswärtigen Völker bis zum Partherkriege unter Crassus. In dem Schluß-Kapitel ist von dem sittlichen Verfalle der Römer die Rede, durch den die bürgerlichen Zwistigkeiten und Kriege herbeigeführt wurden, von denen das zweite Buch handelt. Dieses, in 34 Abschnitte zerfallend, beginnt mit der gracchischen Gesetzgebung und bespricht die inneren und äußeren Kriege von den Aufständen der Gracchen bis zu dem cantabrischen und asturischen Kriege unter Augustus. Das Schluß-Kapitel preist den Augustus als Wiederhersteller des Friedens, der den Janustempel geschlossen hat. — Das Buch ist im Mittelalter fleißig gelesen und benutzt worden.

Verschieden von diesem Florus ist ein gewisser P. Annius Florus, ein Dichter und Rhetor. Er war der Verfasser einer Schrift, die die Frage behandelte, ob Virgilius ein Redner oder Dichter sei (Virgilius orator an poeta). Von dieser Schrift ist in der neuesten Zeit ein Bruchstück aus der Einleitung in Brüssel aufgefunden worden, aus dem hervorgeht, daß der Verfasser, ein Afrikaner, sich in den capitolinischen Wettkämpfen des Domitianus um einen Preis beworben, und da er ihn nicht erhalten, Rom verlassen habe und durch die Welt wandernd endlich nach Bätica in Spanien gekommen sei, wo er eine Schule errichtete. — Man hat in ihm den Annius Florus vermuthet, dessen der Grammatiker Charisius (p. 38 und p. 113) als Dichter und Briefsteller an Hadrian erwähnt. Die kurze poetische Correspondenz zwischen dem armen Poeten und dem Kaiser theilt Spartianus mit (Hadr. 16).

5. Cornelius Tacitus.

Cajus (nach Sidon. Apoll. Ep. IV, 14; 22; und mehreren Handschriften) oder Publius (nach der besten Handschrift) Cornelius Tacitus ist vermuthlich um das Jahr 54 geboren. Als seinen Geburtsort giebt man ebenso vermuthungsweise Interamna (Terni) im südlichen Umbrien an, weil es die Heimath des späteren Kaisers Tacitus ist, wo sich auch das Familiengrab desselben befand (Vopisc. Florian. 2). Von des Tacitus Eltern und frühesten Studien wissen wir nichts. Er trat frühzeitig als Sachwalter auf dem Forum auf und zwar, wie uns Plinius berichtet (VII, 20), mit vielem Ruhme. Im Jahre 77 ward ihm von Julius Agricola, dem damaligen Consul, seine Tochter versprochen, die er im folgenden Jahre, 78, heirathete (Agr. 9). Seine politische Laufbahn begann er unter Vespasian, wie er selber erwähnt (Hist. I, 1), indem er im Jahre 78 oder 79 Quästor wurde. Unter Titus, im Jahre 80 oder 81, erhielt er das Tribunat oder die Aedilität und unter Domitian war er Mitglied des Priester-Collegiums der Quindecimviri und zugleich Prätor, als im Jahre 88 die Säcularspiele gefeiert wurden (Ann. XI, 11). Im Jahre 90 verließ er aus unbekannten Gründen mit seiner Gattin Rom und war, als im Jahre 93 sein Schwiegervater Agricola starb, nicht gegenwärtig (Agr. 45). Kurz darauf kehrte er nach Rom zurück und mußte als Mitglied des Senats stummer Zeuge der Wuth des Despoten gegen die angesehensten Männer sein (Agr. 45). Unter Nerva, 97, wurde er Consul suffectus an Stelle des verstorbenen Verginius Rufus, dem er die Leichenrede hielt (Plin. Ep. II, 1, 6). Im Jahre 100 trat er nebst Plinius als Ankläger des Marius Priscus auf (Plin. Ep. II, 11). Er schrieb noch um das Jahr 115. Sein Todesjahr ist unbekannt; wahrscheinlich erlebte er noch den Regierungsantritt des Hadrian.

Tacitus hat erst in seinem reiferen Mannesalter sich der Geschichtschreibung zugewendet. In seinen jüngeren Jahren beschäftigte ihn die Praxis auf dem Forum. Seine Beredtsamkeit war eine nicht gewöhnliche; als ihr charakteristisches

Merkmal giebt Plinius (II, 11, 17) den würdevollen Ernst (σεμνότης) an. Er hat gewiß auch manche seiner Reden veröffentlicht, und wenn der Dialogus de oratoribus von ihm ist, so fällt seine Abfassnng in diese erste Zeit seiner oratorischen Thätigkeit, etwa in die Regierungszeit des Titus. Vertritt in dem Gespräche Maternus des Tacitus Ansicht, so mißbilligte er die herrschende rhetorische Manier, aber ebenso auch die Nachahmung der republikanischen Redner, weil der Geist der Zeit ein anderer geworden und die Ruhe der Monarchie die stürmische politische Beredtsamkeit nicht aufkommen lassen dürfe. Daß ihn eine Schaar bewundernder Anhänger umgeben habe, erkennen wir aus einem Schreiben des Plinius an ihn (IV, 13), worin er ihn ersucht, ihm Einige aus der großen Zahl der Lernbegierigen, die die Bewunderung seines Geistes um ihn sammle, zu empfehlen, die geneigt wären, ein Lehreramt in seiner Vaterstadt zu übernehmen.

Der Despotismus des Domitian verurtheilte Tacitus wie andere edle Männer zu einem unfreiwilligen Schweigen. In dieser Zeit mag ihm sein Beruf zum Historiker klar geworden sein, und eine günstigere Zeit abwartend, bereitete er sich durch Beobachtung der Ereignisse und durch eifrige Studien zu seinem großen Vorhaben vor. Was ihn zur Geschichtschreibung getrieben hat, war das Gefühl der Unbehaglichkeit, das ihm die gegenwärtigen politischen und socialen Zustände einflößten. Dieses Gefühl theilten alle besseren Zeitgenossen. Während die Einen in dem gewaltsamen Sturz des Tyrannen die Rettung sahen, verzweifelten die Anderen an der Möglichkeit einer Besserung und stürzten sich entweder absichtlich durch trotzige Oppositionen in einen sicheren Tod, oder suchten in Studien oder sinnlichen Genüssen die Gegenwart zu vergessen. Den Tacitus bewahrte sein tüchtiger Charakter und sein klarer, leidenschaftsloser Geist vor beiden Verirrungen. Daß es auch möglich sei, unter einem Tyrannen Gutes zu wirken, das lehrte ihn das Beispiel des M. Lepidus, der manches Schlimme, wozu Schmeichler den Tiberius veranlaßt hatten, zu mildern verstand und dennoch sich die Achtung und Gunst des Kaisers dauernd zu erhalten wußte. „Drum, sagt Tacitus (Ann. IV,

20), entsteht nothwendig in mir der Zweifel, ob so wie das Uebrige so auch die Zuneigung des Fürsten gegen Einige und die Abneigung gegen Andere dem Schicksale und einer Vorherbestimmung zuzuschreiben sei, oder ob es von unserer Klugheit abhänge, zwischen jähem Trotz und häßlicher Unterwürfigkeit unseren Weg von Ehrgeiz und Gefahr frei zu wandeln." Von dem Letzteren gab ihm sein Schwiegervater Agricola das Beispiel, und so entzog auch er sich selbst unter einem Domitianus nicht dem Dienste des Staates. Als aber die Zeit gekommen war, in welcher das freie Wort sich wieder hören lassen konnte, da führte er der Welt die nächste Vergangenheit, wie sie sich in seinem Geiste abspiegelte, ohne Haß und Vorliebe, wozu er, wie er sagt (Ann. I, 1), keine Veranlassungen habe, vor, nicht um die kaum beschwichtigten Leidenschaften von neuem durch die Schilderung der Gräuel aufzuregen, sondern um zu zeigen, wie das Gute seine Anerkennung, das Böse seine Strafe findet. „Denn, sagt er (Ann. III, 65), ich halte das für den hauptsächlichsten Beruf der Geschichte, daß die Tugenden nicht verschwiegen bleiben und daß die Menschen dafür, was sie Schlechtes gethan und geäußert haben, die Schande bei der Nachwelt fürchten." Er betrachtet so den Geschichtschreiber als den Herold der vergeltenden sittlichen Macht. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. „Giebt es auch keine vorsorgende Gottheit, so giebt es doch eine rächende." Dies Resultat hat er, wie er selbst gesteht (Hist. I, 3), aus der selbst erlebten Geschichte von dem Sturze des Nero bis zu dem Tode des Domitianus gezogen; sie lieferte ihm den Beweis, daß die Götter nicht für unsere Sicherheit, aber für unsere Strafe Sorge tragen. Der Uebel größtes ist die Schuld: das ist das Princip seiner ethischen Lebensansicht, die sich in seinen Geschichtswerken ausspricht. Das Bekenntniß einer bestimmten philosophischen Schulmeinung weist er entschieden von sich ab, indem er sich kein sicheres Urtheil anmaßen will, ob die menschlichen Angelegenheiten durch ein Schicksal und eine unabänderliche Nothwendigkeit oder durch den Zufall geleitet werden. „Unter den größten Philosophen des Alterthums und ihren Anhängern haben Viele die Meinung gehegt, daß die Götter

um unseren Anfang und unser Ende, wie überhaupt um die Menschen, sich gar nicht kümmern; daher gehe es häufig den Guten schlecht und den Schlechten gut. Dagegen glauben Andere an ein Fatum, das nicht aus den Planeten erkannt werde, sondern in den Urgründen und der Verknüpfung der natürlichen Ursachen bestehe; und doch lassen sie uns eine freie Wahl des Lebens und je nachdem wir wählen, wird die Ordnung des uns Bevorstehenden bestimmt; nur müsse man nicht das für Glück und Unglück halten, was der gemeine Haufe dafür hält; vielmehr seien Viele, die mit dem Unglücke zu kämpfen scheinen, glücklich, hingegen die Meisten trotz ihrer großen Erdengüter die Unglücklichsten, wenn jene nämlich ihr schweres Geschick mit Standhaftigkeit tragen, diese von ihren Glücksgütern einen schlechten Gebrauch machen. Der größte Theil übrigens glaubt, daß Jedem sein Loos bei der Geburt vorherbestimmt werde, und wenn manche Vorherverkündigungen nicht eintreffen, so liege das an Täuschungen der Verkündiger, indeß die Zuverlässigkeit der Kunst selbst durch klare Beweise der alten wie der gegenwärtigen Zeit bestätigt werde" (Annal. VI, 22). Tacitus ist weder ein Stoiker, noch ein Epikureer, noch ein Atheist, wofür Alles man ihn hat ausgeben wollen, wenn er auch manche Zeitansicht in sich aufgenommen hat, wie die von dem Verdienstlichen des Selbstmordes und von der Bedeutung der chaldäischen Kunst, der Prodigien und Weissagungen, ein Glaube, den er zwar nicht unbedingt theilt, doch aber nicht gänzlich verwirft (Ann. IV, 58; VI, 20; XII, 64). Er ist ein Fatalist in dem Sinne der alten griechischen Tragiker, die dem Fatum eine sittliche Macht entgegensetzten, welche es überwindet. Und diese sittliche Macht ist dem Tacitus das honestum, das Ehrenhafte, das sich in der Selbständigkeit des Charakters, in der Unabhängigkeit unserer Meinungen und Handlungen von äußeren Einflüssen äußert, und dem die Anerkennung der Guten zu jeder Zeit folgt, während die Charakterlosigkeit, die sich in Knechtessinn und Schmeichelei ausspricht, unrettbar der Schande bei den Besseren der Gegenwart und der Nachwelt verfällt. Die persönliche Tüchtigkeit und Untüchtigkeit ist ihm der Maßstab, wo-

nach er den Werth oder Unwerth der Menschen bestimmt, und von der Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit der Bürger, nicht von Verfassung und Gesetzen hängt das Wohl und Wehe des Staates ab. Er hat auch in der traurigen Umgebung, in der er lebte, den Glauben an die sittliche Natur des Menschen nicht verloren. Er hebt es besonders hervor, daß es auch in den schlimmsten Zeiten nicht an Tugendmustern jeder Art gefehlt habe, an Beispielen von Liebe und Aufopferung der Verwandten, von Treue der Diener, von Standhaftigkeit in Leiden und von Todesmuth (Hist. I, 3). Die Ueppigkeit, bemerkt er, hat bis zu den Bürgerkriegen nach Nero's Tode den höchsten Grad erreicht; hierauf, nachdem der Mord unter den edelen Geschlechtern gewüthet und ein großer Name zum Verderben gereicht hatte, wandten sich die Uebrigen zu einer verständigeren Lebensweise. Zugleich brachten Männer aus den Municipien, Kolonien und Provinzen, die häufig in den Senat aufgenommen wurden, ihre heimische Sparsamkeit mit, die sie auch bewahrten, selbst wenn sie es durch Glück und Betriebsamkeit zu einem hohen Alter und großem Reichthum brachten. Vor Allen aber gab Vespasian das Beispiel einer alt-väterlichen Mäßigkeit des Lebens, und der Gehorsam gegen den Kaiser, wie auch die Nachahmungssucht wirkten mehr, als gesetzliche Strafen und Furcht. „Man müßte denn, meint er, annehmen, daß in Allem gleichsam ein Kreislauf stattfinde, und wie die Zeiten wechseln, so auch die Sitten. War doch nicht auch Alles bei den Früheren besser, vielmehr hat auch unsere Zeit vieles Lobenswerthe hervorgebracht, das unsere Nachkommen nachahmen können" (Ann. III, 55). Der große Geschichtschreiber hat es erkannt, daß nach jeder maßlosen Ueberschreitung der sittlichen Grenzen immer eine Reaction erfolgt, zu der die Keime in den nie ganz zu zerstörenden besseren Gefühlen des Menschenherzens liegen.

Wenn so Tacitus seine Auffassungen der historischen Ereignisse aus der tiefen Kenntniß der menschlichen Natur geschöpft hat, so mußte auch seine Geschichtschreibung eine durchaus ethische sein und auf psychologischer Charakterentwicklung der handelnden Personen beruhen, und darin besteht seine

Meisterschaft, daß er Situationen und Charaktere mit einer Wahrheit und Anschaulichkeit zu malen versteht, die ihn den besten Dichtern der alten und neuen Zeit zur Seite stellt. Während er uns das große Trauerspiel seines Jahrhunderts vorführt, übernimmt er selber die Rolle des Chores, der mit gewichtigen Worten die Handlungen begleitet, bald belehrend und warnend, bald durch feine psychologische Bemerkungen das Verständniß der Personen und ihres Thuns fördernd. Seine Geschichte ist nicht eine objective Darstellung des Geschehenen, bestimmt die Wißbegierde zu befriedigen, sondern sie ist der Stoff, woran sich sein Denken und Fühlen äußert. Und hierin liegt das Interesse, das des Tacitus Geschichte wie keine andere zu erregen versteht. Er leiht uns sein Auge und sein Herz, die Thatsachen zu schauen und ihre Wirkung zu empfinden wie er. Tacitus ist so der einzige Historiker, der es vermocht hat, der Geschichte die Zauberkraft der Poesie zu verleihen, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun, und wenn der Tragiker durch Mitleid und Furcht die Leidenschaften reinigt, so weiß er dem in das wilde Treiben des gottverlassenen kaiserlichen Roms hineingezogenen Leser die Klarheit des Geistes und die Ruhe des Gemüthes zu bewahren, daß er in dem allgemeinen Sturze den Glauben an die Menschheit nicht verliere und auf den Sieg der Tugend, wenn sie auch der Macht des Bösen unterliegt, vertraue.

Er hat es selber erkannt und ausgesprochen (Ann. IV, 32—33), wie die veränderte Lage des römischen Reiches auch eine andere Art der Geschichtschreibung bedinge. Das großartige politische Leben des freien Roms gab dem Historiker Stoff zu glänzenden Beschreibungen von gewaltigen Kriegen, von Eroberungen der Städte, von besiegten und gefangenen Königen, und wenn er sich wieder zu den inneren Zuständen wandte, so konnte er in freimüthiger Auslassung von den Zerwürfnissen der Consuln und Tribunen, von Acker- und Getreidegesetzen, von den Kämpfen des Volkes und der Vornehmen handeln. Er, der Geschichtschreiber der Kaiserzeit, könne sich nur in einem engen Kreise bewegen und seine Arbeit sei eine ruhmlose, da der äußere Friede nicht unterbrochen oder

nur mäßig gestört ward, der Zustand der Stadt kein erfreulicher war und der Fürst sich nicht um die Vergrößerung des Reiches kümmerte. Nur von Anklagen und Verurtheilungen habe er zu melden, ein Stoff, der dem Leser geringfügig und unbedeutend erscheinen mag. Und doch dürfte es nicht ohne Nutzen sein, eine tiefere Einsicht auch in dieses beim ersten Anblicke Unbedeutende zu gewinnen, da aus Solchem größere Ereignisse oft ihren Anstoß erhalten. Wie man früher, als das Volk noch die Macht hatte oder der Senat die Herrschaft führte, die Natur des großen Haufens und die Art, ihn richtig zu behandeln, kennen lernen mußte, und wie diejenigen, welche den Geist des Senats und der Vornehmen am besten studirt hatten, für Kenner ihrer Zeit und für Weise galten, so mag es bei dem veränderten Zustande des Staates, der jetzt dem Wesen nach eine Monarchie ist, wenn er auch den Namen nicht trägt, nicht ohne Nutzen sein, Obiges zusammen zu suchen und zu berichten, weil Wenige durch eigene Einsicht das Ehrenhafte von dem Entgegengesetzten, das Nützliche von dem Schädlichen unterscheiden, der größere Theil nur durch den Erfolg der Anderen belehrt wird. Eine solche Geschichtschreibung, meint er, wird freilich, wenn sie auch ihren Nutzen hat, durchaus nicht ergötzlich sein. Schilderungen von Völkern, von abwechselnden Kämpfen, von dem gefeierten Ende der Führer fesseln immer wieder von neuem die Aufmerksamkeit der Leser. Wenn aber immer nur von grausamen Befehlen, von beständigen Anklagen, von Verrath der Freunde, von dem Untergange Unschuldiger, von Processen, die sich in ihrem Ausgange alle gleichen, zu melden ist, so kann, da immer Aehnliches wiederkehrt, der Ueberdruß nicht vermieden werden. Dazu kommt, daß den alten Schriftstellern selten ein Tadler erstand; denn wem liegt daran, ob du die kämpfenden Heere der Punier oder Römer mit mehr Lust schilderst? Aber von den Vielen, die unter des Tiberius Regierung entweder Strafe oder Schande sich zuzogen, sind noch Nachkommen vorhanden, und gesetzt, die Familien wären auch erloschen, so werden sich doch Leute finden, die wegen ihres ähnlichen sittlichen Verhaltens glauben werden, daß man fremde Uebelthaten ihnen vor-

werke. Auch der Ruhm der Tugend hat seine Gegner, da er, wenn er die nächste Vergangenheit berührt, zugleich der Ankläger des Gegentheils wird.

Tacitus ist der Geschichtschreiber der hinsterbenden Freiheit (morientis libertatis). Nicht in der Umwandlung der Republik in die Monarchie unter Augustus lag ihm der Grund des sinkenden Römerthumes. Er sah die Nothwendigkeit ein, daß der unermeßliche Körper des Reiches eines Lenkers bedürfe, damit er sich aufrecht und im Gleichgewicht erhalte (Hist. I, 16), und deshalb mißbilligte er den Trotz der Freiheitsmänner, die in Cassius und Brutus die letzten Römer sahen. Er erkannte, daß die Freiheit immer gefährdet sei, wo die Macht einseitig von einem der Staatsfactoren in Besitz genommen werde. Mit überraschendem politischen Scharfblicke sah er nur in einer constitutionellen Verfassung, wo Fürst, Vornehme und Volk sich in die Regierung theilen, die sicherste Bürgschaft einer gesetzlichen Freiheit, nur daß er bei den eigenthümlichen Verhältnissen der alten Welt mit Recht zweifelte, ob es möglich sei, eine solche Verfassung irgendwo herzustellen, und würde sie hergestellt, ob sie auch lange Bestand haben würde. „Alle Staaten und Völker, sagt er (Ann. IV, 33), werden entweder von dem Volke, oder von den Vornehmen, oder von einem Einzelnen regiert. Eine Staatsform, aus diesen drei Gewalten in richtiger Mischung zusammengesetzt, möchte wohl leichter gepriesen, als verwirklicht werden können, und wird sie verwirklicht, so dürfte sie wohl nicht von langer Dauer sein.“ — Aber auch in der reinen Monarchie kann die Freiheit eine Stätte finden und Nerva schien ihm die schwere Aufgabe gelöst zu haben, das Principat und die Freiheit zu verbinden (Agr. 3). Nur wo die Willkür statt des Gesetzes herrscht, da ist es um die Freiheit geschehen, und Tacitus datirt diese Willkürherrschaft in Rom von dem Zeitpunkte an, wo, im Jahre 23, nach dem Tode des Drusus, Sejanus seinen Einfluß auf Tiberius zu üben begann (Ann. IV, 7). Die Despotie ist nur möglich, wenn die höheren Stände in serviler Hingebung (servili patientia) sich den Launen des Machthabers fügen, und wenn die sittliche Erschlaffung des Volkes es dem

Tyrannen leicht macht, Werkzeuge seines Willens zu finden. Tacitus schickte daher gewiß nicht absichtslos seiner Kaisergeschichte zwei Monographien voraus, in der einen, der Biographie des Agricola, das Muster eines Staats- und Kriegsmannes, wie ihn die Monarchie verlangte, aufstellend; in der anderen, der Germania, das Bild einer zwar rohen, aber in sittlicher Reinheit erwachsenen Nation zeigend, die in ungebrochener Kraft ihrer naturwüchsigen Tüchtigkeit den äußeren und inneren Unterdrückern widerstand und, wie er ahnte, dazu bestimmt war, dem morschen Römerreiche einst ein Ende zu machen. Die Geschichte des römischen Principats oder die Historia Augusta begann er mit der Erzählung der selbsterlebten Ereignisse von den Bürgerkriegen nach Nero's Tode und der Erhebung des flavischen Hauses an bis zu dem Tode des Domitian in den Historien. Die Geschichte der vorhergehenden julischen Kaiser, von Tiberius bis Nero, gab er in den Annalen. Die Geschichte des Augustus hat er auf eine spätere Zeit verschoben (Ann. III, 24); es ist zweifelhaft, ob er sie je vollendet hat. Endlich behielt er sich die Geschichte des Nerva und Trajanus für sein Alter vor (Hist. I, 1); doch hat ihn wahrscheinlich der Tod an der Ausführung gehindert.

Tacitus ist durchaus originell; er hat die großen Historiker der Griechen und Römer gekannt, aber nicht nachgeahmt. An politischer Bildung, an sittlichem Ernste und psychologischer Kenntniß des menschlichen Herzens steht er dem Thucydides würdig zur Seite und hoch über Sallust, jenen an Wärme, diesen an Wahrheit der Empfindung übertreffend. An patriotischem Gefühle gleicht er dem Livius; nur daß Livius sich über den Verfall des Vaterlandes mit der Größe und dem Glücke der Vergangenheit tröstet, Tacitus aber sich dem Schmerze über die gegenwärtige Gesunkenheit hingiebt. Er ahnet es, daß er der letzte Römer sei, dessen Seele Rom ganz erfüllte; daß er in seiner Geschichte dem hingestorbenen Römerthume die Leichenrede halte; daß mit ihm der echte Römersinn zu Grabe getragen werden würde; daher der wehmüthige, zuweilen bittere Ton und das hohe Pathos seiner Darstellung.

Nicht würdiger als mit Tacitus konnte die eigentliche Geschichte und Literatur der Römer schließen.

Die Erzählung verläuft einfach in chronologischer Ordnung, wobei die auswärtigen Ereignisse von den inneren getrennt werden. Nur selten wird ein späterer Vorfall absichtlich anticipirt. Zuweilen unterbrechen Betrachtungen und Schilderungen die Erzählung. Des Tacitus Meisterschaft besteht in der Gruppirung der Massen, in der richtigen Vertheilung von Licht und Schatten, in der kräftigen Zeichnung der Personen und in der dramatischen Anschaulichkeit der Situationen. Seltener wie die anderen Historiker giebt er seinen Personen längere Reden in den Mund, die dann nicht rhetorische Schaustücke sind, sondern zur Charakteristik der Zeiten und Personen wesentlich beitragen.

Im Einklange mit dem Inhalte steht die sprachliche Form. Nicht besser lassen sich die Vorzüge und Mängel der taciteischen Darstellungsweise schildern, als es Bernhardy gethan hat: „Ein treuer Ausdruck seiner Gesinnung und historischen Kunst sind Komposition und Sprache: beide so kühn und neu, so reich an Würde und Tiefe des Geistes als künstlich und manierirt. Ihre Grundlage gehört der silbernen Latinität an, mit den besten seiner Zeitgenossen hat er das Streben nach Kürze, Wirkung, epigrammatischem Witz gemein, mit ihnen theilt er den Kern seines Sprachschatzes und seiner Structuren; auf dieser Grundlage hat aber Tacitus eine durchaus subjective Form in großer Originalität geschaffen, über welche die monarchischen Jahrhunderte nicht hinausgegangen sind. Seine Komposition ist in Aphorismen gehalten, in abspringenden und wenig rhythmischen Sätzen, die häufig den Gedanken nur skizziren und durch die Schärfe des Vortrages zur selbstthätigen Verarbeitung auffordern; wiewohl manche Beispiele, namentlich glänzende Stellen seiner Reden, außer Zweifel setzen, daß er einer schwunghaften Beredtsamkeit ebenso mächtig war, als eines schön gegliederten Periodenbaues. Die Farbe seines Ausdrucks ist weit über einfache Prosa hinaus gewählt, sie glänzt und wird durch ein erhabenes Pathos bedingt. Zunächst läßt sie eine glückliche Mischung des Archais-

mus und der poetischen Eleganz durchblicken, wobei sorgfältige Studien des Sallust und noch mehr der durch Virgil gebildeten Diction hervortreten. Diese stilistischen Fäden hat er aber in einen selbständigen, mit Geist geneuerten Sprachschatz gewirkt, der im Ganzen durch Berechnung und fein abgestufte Farbentöne überrascht, in Einzelheiten neben den treffendsten Erfindungen nicht geringe Härten zeigt. Das oberste Gesetz seines Stils war Raschheit und Präcision, daher der Vortrag körnig, gedrängt und so bestimmt als möglich, und wie aus Widerwillen gegen jeden Ueberfluß nur bemüht, den Gedanken mit dem Worte genau zu decken. Nun ist Tacitus von aller Breite, ja von aller zulässigen Fülle so sehr entfernt, daß er die Brachylogie und Sparsamkeit im Wort durch Auslassungen, durch Ellipsen und die vielfachsten Verkürzungen, durch Benutzung der freieren griechischen oder poetischen Syntax, zuletzt durch die pathetischen Mittel der Rhetorik bis über die äußersten, sogar dem Latein gesteckten Grenzen verfolgt. Aus dieser fast empfindsamen Vertiefung und aus diesem Streben nach Bedeutsamkeit entsteht Dunkelheit und Schwere, die an Schwerfälligkeit grenzt; und wenn jene grollende, schlagfertige Kürze nur einen denkenden Leser zuläßt, so übertreibt er doch den Hang zur künstlichen Sprachbildung, indem er oft ohne Noth und Bedürfniß von der gewohnten Phrase abweicht. Allein nirgends ist Tacitus in seinem Stile kleinlich oder eitel, um mit Geist und Witz zu prunken; und eben diese Mängel, die der Schönheit der Form Eintrag thun, sind das Organ, wodurch wir seine Vorzüge in ihrer ganzen Stärke fassen."

Tacitus war kein populärer Schriftsteller. Der Kreis seiner Leser mochte schon zu seiner Zeit ein beschränkter und gewählter gewesen sein. Ob das Lob, das Quintilian dem großen unbekannten Historiker seiner Zeit spendet (X, 1, 104), auf Tacitus zu beziehen sei, ist aus historischen Gründen bezweifelt worden. Unzweifelhaft aber ist es, daß auch von ihm gesagt werden konnte: „Ein Mann, des Andenkens der Jahrhunderte würdig, den man künftig nennen wird, jetzt versteht, der mit Recht seine Verehrer hat wie die Freiheit und dessen erhabener Geist und kühne Gedanken auch aus dem, was von ihm noch

übrig geblieben ist, erfaßt werden können." — Je tiefer die folgenden Generationen sanken, desto mehr mußte das Verständniß des Tacitus abnehmen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß seine Werke schon im Alterthume untergegangen wären, wenn nicht der Kaiser Tacitus, der sich der Verwandtschaft mit dem großen Historiker rühmte, befohlen hätte, sie durch Abschriften zu vervielfältigen und in allen Bibliotheken aufzustellen (Vopisc. Tac. 10). Von den späteren Geschichtschreibern hat ihn Ammianus Marcellinus nachzuahmen gesucht. Im Mittelalter scheint er nur sehr wenige Leser gehabt zu haben, daher die Seltenheit und Lückenhaftigkeit der Handschriften, die, wie man vermuthet, alle nur die Copien eines einzigen Codex sind.

Die Biographie des Agricola (Vita Julii Agricolae) war ein Ehrendenkmal, das Tacitus seinem im Jahre 93 verstorbenen Schwiegervater setzte. Die Abfassung fällt in den Anfang der Regierung des Trajanus, 98 (Agr. 3; 45). Der Verfasser hat zugleich in dem Agricola das Musterbild eines Bürgers aufgestellt, der, frei von Ehrgeiz und Habsucht, durch Mäßigung und Klugheit es vermocht hat, auch unter einem Despoten seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste zu leisten, indem er nicht durch Trotz und mit eitler Prahlerei nach dem Ruhme eines Freiheitsmannes strebte und so sein Schicksal herausforderte. „Diejenigen, sagt Tacitus (Agr. 42), die nur das Widerstreben gegen die herrschende Macht zu bewundern pflegen, mögen wissen, daß es auch unter schlechten Fürsten große Männer geben könne, und daß Gehorsam und ein bescheidenes Benehmen, wenn nur Eifer und Thatkraft vorhanden sind, ebenso gut Lob einbringen, als wenn man, wie so Viele, ohne allen Nutzen für den Staat den Ruhm in einem Tode sucht, den man sich aus Ehrgeiz durch schroffes Wesen zuzieht."

In der Einleitung bemerkt Tacitus: es sei von Alters her Gebrauch, die Thaten und Sitten berühmter Männer der Nachwelt zu überliefern, und auch die jetzige Zeit, die sonst das Ihrige wenig achtet, habe diesen Gebrauch nicht ganz vernachlässigt, so oft irgend ein Mann von ausgezeichneter Tugend

die den großen wie den kleinen Staaten gemeinsamen Fehler, die Unkenntniß des Rechten und die Mißgunst, besiegt und überwunden habe. Wie bei den Vorfahren es nicht an Männern fehlte, die der Ueberlieferung würdige Thaten verrichteten, so auch nicht an ausgezeichneten Talenten, die das Andenken hoher Vortrefflichkeit nicht der Gunst wegen oder aus Ehrgeiz, sondern wegen des Lohnes, den das Bewußtsein eines guten Werkes gewährt, fortpflanzten. Sehr Viele haben ihr Leben selbst beschrieben, wie Rutilius und Scaurus, nicht aus Eitelkeit, sondern in der Selbstüberzeugung ihres sittlichen Werthes, wodurch weder ihre Glaubwürdigkeit, noch ihr Ruf beeinträchtigt wurde. So werden die Tugenden am besten geschätzt in Zeiten, in welchen sie am leichtesten erzeugt werden. Er aber, der jetzt das Leben eines Verstorbenen erzählen wolle, habe auf Nachsicht gerechnet, da er Zeiten durchlaufen werde, die die Tugenden mit so wüthendem Hasse verfolgten, daß Arulenus Rusticus und Herennius Senecio, weil sie den Thrasea Pätus und den Priscus Herennius gelobt hatten, hingerichtet und ihre Schriften verbrannt wurden, als wenn das Feuer das Andenken der Menschen vernichten könnte. Erst seit Nerva die Alleinherrschaft mit der Freiheit verbunden hat und Trajan täglich das Glück des Staates mehrt, dürfe das freie Wort sich wieder hören lassen, und er wolle, wenn auch mit schlichtem und ungeschmücktem Ausdruck, ein Gedächtniß der vorigen Knechtschaft und ein Zeugniß des gegenwärtigen Glückes aufstellen. Und so möge indeß diese Schrift, bestimmt zum Ehrendenkmal seines Schwiegervaters Agricola, als der Ausdruck seiner kindlichen Liebe mit Beistimmung oder Nachsicht aufgenommen werden (1 — 3).

Es werden zuerst die früheren Lebensumstände des Mannes angegeben: seine Abkunft, seine Erziehung und Bildung. „Sein hoher und aufstrebender Geist, heißt es (4), trachtete nach der Schönheit und dem Glanze eines erhabenen und großen Ruhmes mit mehr Leidenschaft als Vorsicht; bald aber mäßigten Vernunft und Alter sein Feuer und er löste die schwierigste Aufgabe der Weisheit: das richtige Maß finden.“ — Seine ersten Kriegsdienste that er in Britannien unter

Suetonius Paulinus. „Die Begierde nach Kriegsruhm erfaßte ihn in einer Zeit, in welcher Auszeichnung einer ungünstigen Deutung unterlag und ein guter Name nicht weniger Gefahr brachte als ein schlimmer.“ Er kehrte nach Rom zurück, sich um Staatsämter zu bewerben. Hier heirathete er die Domitia Decidiana, aus einer der angesehensten Familien, mit der er in der glücklichsten Ehe lebte. Während Nero's Regierung ward er Quästor des Proconsuls Salvius Titianus in Asien, dann Tribun und Prätor und in allen Aemtern bewies er trotz aller Versuchungen die größte Uneigennützigkeit verbunden mit der größten Klugheit. Des Galba Auftrag, die Tempelschätze zu untersuchen, führte er mit Eifer und Sorgfalt aus. Nach Vespasians Thronerhebung ließ Mucianus durch ihn Truppen anwerben. Bald darauf wurde er der zwanzigsten Legion, die damals in Britannien stand, vorgesetzt. Unter dem milden und friedlichen Vettius Bolanus, dem Präfecten Britanniens, fand er keine Gelegenheit sich auszuzeichnen; aber als diesem Petilius Cerialis gefolgt war, wußte er durch sein kriegerisches Talent wie durch sein bescheidenes Benehmen sich großen Ruhm zu erwerben, ohne den Neid seines Vorgesetzten zu erregen. Aus Britannien zurückgekehrt, ward er von Vespasian zum Range eines Patriciers erhoben und zum Statthalter von Aquitanien ernannt, bei dessen Verwaltung er Ernst mit Milde und Freundlichkeit so zu vereinen wußte, daß weder seine Leutseligkeit sein Ansehen, noch seine Strenge die Liebe zu ihm minderte. Nach kaum drei Jahren zurückgerufen, erhielt er das Consulat und hierauf die Statthalterschaft von Britannien (4 — 10). — Es folgt die Beschreibung von Britannien und seiner Bewohner und die Geschichte des Landes bis zur Ankunft des Agricola (11 — 17), hierauf die Erzählung der Thaten desselben während seines sechsjährigen Oberbefehls, von 78 — 84 (18 — 38). Die Berichte, die Agricola dem Kaiser überschickte, schilderten in schlichten Worten die glänzenden Erfolge seiner Waffen. Domitianus nahm sie nach seiner Art mit scheinbarer Freude, doch mit innerer Angst auf; denn der wirkliche und große Sieg, den Agricola über so viele Tausende von Feinden davongetragen

hatte, machte dem Domitianus das Lächerliche seines neulichen Triumphes über Deutschland erst recht fühlbar. Daß ein Privatmann den Fürsten verdunkelte, das war es, was ihm besonders furchtbar erschien; doch wußte er seinen Groll zu verbergen. Er ließ ihm durch den Senat die Zeichen des Triumphes und eine bekränzte Ehrensäule in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zuerkennen und verbreitete die Meinung, er habe die Absicht, ihm die Provinz Syrien zu übertragen. Agricola kehrte nach Rom zurück, hielt seinen Einzug des Nachts, um alles Aufsehen zu vermeiden, und begab sich auch des Nachts, wie ihm befohlen war, in den Palast. Domitian empfing ihn mit einem kurzen Kusse ohne irgend eine Aeußerung, worauf sich Agricola in die Schaar der Aufwartenden mischte. Durch ein stilles und zurückgezogenes Leben suchte er von nun an die Aufmerksamkeit des Kaisers von sich abzulenken. Trotz dem fehlte es nicht an Anklägern, und wiewohl keine Schuld vorlag, so war doch die Eifersucht des Fürsten, der Ruhm des Agricola und die schlimmste Art der Feinde, die Lobpreiser, Grund genug zur Gefahr. Und es folgten Zeiten, die über Agricola's Verdienste nicht schweigen ließen. Ueberall erlitten römische Heere durch die Tollkühnheit oder Schlaffheit der Führer Niederlagen und Verluste und unwillkürlich wurde man zu einer Vergleichung mit Agricola's Leistungen aufgefordert. Es kam das Jahr heran, wo die Provinzen Asien und Africa verloost werden sollten. Agricola bat den Kaiser schriftlich, ihm die Bewerbung zu erlassen. Dieser bewilligte die Bitte und empfing den Dank dafür, bot ihm aber den Gehalt, der dem Proconsularen gezahlt zu werden pflegte, nicht an, sei es, weil er nicht darum gebeten, oder weil Domitian wohl wußte, daß man glauben würde, er habe um diesen Preis sein Verbot abgekauft. Es ist dem menschlichen Gemüthe eigen, den zu hassen, dem man wehe gethan hat (39—42).

Der Tod des Agricola erregte das allgemeine Bedauern, und es fehlte nicht der Verdacht, daß er auf Befehl des Kaisers vergiftet worden sei. Als Domitian erfuhr, daß Agricola todt sei, heuchelte er äußerlich einen tiefen Schmerz, da er ihn zu hassen keine Ursache mehr hatte, und als er das Testament

desselben, worin er ihn neben seiner Gattin und Tochter zum Miterben eingesetzt hatte, las, bezeugte er seine Freude über das ehrenvolle Urtheil, das der Verstorbene hiermit über ihn auszusprechen schien. So verblendet und bestochen war sein Geist durch die beständigen Schmeicheleien, daß er nicht erkannte, wie von einem guten Vater nur ein schlechter Fürst zum Erben gemacht wird. Agricola starb in seinem 56. Jahre. Er war ein Mann, den man leicht für einen guten und gern für einen großen anerkannte. Wiewohl er in seinen besten Jahren dem Leben entrissen wurde, so hatte er, wenn man den Ruhm, den er erworben, veranschlagt, doch sehr lange gelebt. War es ihm auch nicht vergönnt, die glücklichen Zeiten des Trajan zu erleben, so hatte er doch den Trost, den Jammer der letzten Regierungsjahre des Domitian nicht länger zu sehen. Er starb muthig und gern, als hätte er, so viel an ihm lag, die Unschuld des Kaisers an seinem Tode bestätigen wollen. Seiner Tochter und seinem Schwiegersohne war es nicht gestattet, an seinem Krankenbette zu sitzen, den Sterbenden zu pflegen, sich an seinem Anblicke und seiner Umarmung zu laben, seine letzten Aufträge und Worte zu vernehmen, um sie sich tief ins Herz zu prägen. Seine zärtliche Gattin ließ es gewiß an nichts fehlen, was seiner Ehre gebührte; doch wurde sein Grab mit weniger Thränen benetzt und seine Augen vermißten etwas, ehe sie sich für immer dem Lichte schlossen. „Wenn die Manen der Frommen, so endet Tacitus seine Lebensbeschreibung, an irgend einem Orte weilen; wenn, wie die Weisen glauben, große Seelen nicht mit dem Körper erlöschen: so ruhe sanft und rufe uns, die Deinigen, ab von nutzlosem Sehnen und weibischen Klagen zur Betrachtung deiner Tugenden, die Trauer und Klagen nicht zulassen. Ehren wir dich vielmehr durch Bewunderung als durch vergängliches Lob und, soweit unsere Natur zureicht, durch Nacheiferung. Das ist die wahre Ehre, das die kindliche Liebe jedes Verwandten; dazu will ich auch deine Tochter und deine Gattin bewegen, des Vaters und Mannes Andenken so zu ehren, daß sie Alles, was du gethan und gesprochen, immer von neuem in ihren Geist zurückrufen und

sich mehr das Bild deines Geistes als deines Körpers vergegenwärtigen; nicht als hielte ich die Abbildungen in Marmor und Erz für verwerflich, sondern wie die Züge der Menschen, so ist auch die Darstellung derselben vergänglich und sterblich, die Gestalt des Geistes aber ewig. Und diese können wir festhalten und wiedergeben, nicht künstlich in einem fremden Stoffe, sondern in unseren eigenen Sitten. Was wir an Agricola geliebt, was wir an ihm bewundert haben, bleibt und wird bleiben in den Herzen der Menschen, in der Ewigkeit der Zeiten durch die Kunde der Geschichte. Denn viele der Vorfahren wird Vergessenheit begraben, als seien sie ruhmlos und unedel gewesen; Agricola, der Nachwelt geschildert und überliefert, wird fortleben" (43—46).

Die Monographie über Deutschland (Germania sive de situ, moribus et populis Germaniae libellus) ist wahrscheinlich kurz nach dem Agricola, ebenfalls in der ersten Regierungszeit Trajans, verfaßt worden (Germ. 37). Ueber den Zweck der Schrift giebt Tacitus selbst keine Andeutung; man hat daher die verschiedensten Vermuthungen aufgestellt und ihr bald eine wissenschaftliche Tendenz zur Verbreitung richtiger Kenntnisse über ein den Römern so wichtiges Volk, bald eine moralische als Sittenspiegel für das entartete Rom, bald eine politische, Trajan von einem beabsichtigten Kriege gegen die Deutschen abzurathen, beigelegt. Einige haben in ihr nur eine Vorarbeit gesehen, die das über den Gegenstand gesammelte und geordnete Material enthalte, das einer späteren ausführlicheren Darstellung zu Grunde gelegt werden sollte. Endlich haben Andere sie für eine aus den verlorenen Büchern der Historien noch erhaltene Episode gehalten. — Des Tacitus Geschichtschreibung war, wie er an mehreren Stellen andeutet, keine planlose und von äußeren Veranlassungen hervorgerufene. Er hat seinen Hauptwerken, die die vollständige Kaisergeschichte von Augustus bis Trajanus umfassen sollten, den Agricola und die Germania vorausgeschickt, in jenem das Musterbild eines Mannes, in dieser das eines Volkes vorführend, gleichsam um sich und den Leser in dem Glauben an die Tugend Einzelner und ganzer Nationen erst zu bestärken, ehe er sich

an die Schilderung der Gräuelzeiten seines Vaterlandes begebe. Und wie diese gewissermaßen den Prolog, so sollte die Geschichte des Nerva und Trajanus, mit der er seine Schriftstellerthätigkeit zu schließen gedachte, den beruhigenden Epilog zu dem ganzen Drama bilden. Sein Scharfblick indeß erkannte es, daß einzelne treffliche Regenten den Fall Roms zwar aufhalten, doch nicht abwenden könnten; und woher seinem Vaterlande einst der Untergang kommen werde, das sah er mit wahrem Seherauge voraus und darum hat er in seiner Germania dem tief gesunkenen Rom die Deutschen als die drohende Nemesis gezeigt zur Warnung und zur Lehre, daß Freiheit und Sittlichkeit die einzigen Mächte sind, die die Welt überwinden. „Schon zweihundert und zehn Jahre, sagt er (Germ. 37), wird Germanien besiegt. Während dieses Zeitraumes schwere Verluste auf beiden Seiten. Nicht die Samniten, nicht die Punier, nicht Hispanien oder Gallien, ja nicht die Parther haben uns öfter gewarnt. Denn gefährlicher als des Arsaces Reich ist der Deutschen Freiheit. In den letzten Zeiten ist mehr über sie triumphirt, als gesiegt worden." Er deutet es an, daß Rom schon längst der Deutschen Beute wäre, wenn nicht Uneinigkeit sie trennte; darum wünscht er: „O bliebe doch dauernd diesen Völkern, wenn nicht Liebe zu uns, doch wenigstens der Haß unter sich, indem, wenn einst des Reiches Verhängniß drängt, das Glück uns nichts Besseres gewähren kann, als der Feinde Zwietracht" (Germ. 33). Fast 1800 Jahre ist leider Deutschlands Feinden des Tacitus Wunsch erfüllt worden!

Die Kenntniß Germaniens und seiner Bewohner schöpfte Tacitus, wenn er auch vielleicht auf Reisen oder Feldzügen einzelne deutsche Gaue und Völkerschaften kennen gelernt haben mochte, doch wohl größtentheils aus mündlichen und schriftlichen Nachrichten, letztere namentlich aus Cäsar, Livius, Aufidius Bassus, dem älteren Plinius und aus Kriegsberichten römischer Heerführer. Seine Glaubwürdigkeit haben neuere Forschungen glänzend bestätigt. — Nach einer kurzen Angabe der Lage, der Grenzen und Hauptströme Deutschlands (1), geht er gleich zur Schilderung des Volkes im Allgemeinen

über (2—28). Er spricht von der Deutschen Abstammung, von ihrem Aeußeren, von ihrem Lande und dessen Erzeugnissen, von den Waffen und dem Kriegswesen, von den Fürsten, Feldherren und Priestern, von ihrem Götterdienste, von ihrer Lebensweise im Frieden, von ihrer Wohnung, Kleidung, Ehe, von ihrem häuslichen Leben, von ihren Fehden, ihrer Gastlichkeit, ihren Trinkgelagen, ihren Speisen und Getränken, ihren Waffentänzen und Spielen, von ihrer Behandlung der Sklaven, von ihrem Abscheu gegen Wucher, von der Art, wie sie die Aecker als Gemeindegut unter die Einzelnen vertheilen, endlich von der Leichenbestattung derselben. — In der Schilderung namentlich der sittlichen Zustände der Deutschen ist die Beziehung auf Roms Verderbniß nicht zu verkennen. Mit besonderem Nachdruck weist Tacitus auf die festen Bande der Verwandtschaft, auf die hohe Bedeutung des weiblichen Geschlechts und die Achtung, die es genoß, hin: „Ein besonderes Reizmittel der Tapferkeit ist, daß nicht das Ungefähr und die zufällige Zusammenhäufung, sondern Familien und Verwandtschaften die Rotte oder Keilordnung bilden. Und in der Nähe befinden sich die Pfänder ihres Muthes; von da hört man das Geheul der Weiber, von da das Gewimmer der Kinder. Diese sind Jedem die heiligsten Zeugen, diese die höchsten Lobredner. Zu den Gattinnen, zu den Müttern bringen sie die Wunden, und diese fürchten sich nicht, die Schäden zu zählen oder zu prüfen. Speisen und Ermahnungen tragen sie den Kämpfenden zu. Man erzählt, daß wankende und schon weichende Schlachtreihen von Weibern wieder hergestellt worden seien durch ihre unablässigen Bitten und indem sie selber ihre Brust entgegenstemmten und auf ihre nahe Gefangenschaft hinwiesen, die die Deutschen viel empfindlicher für ihre Weiber fürchten, so daß der Wille der Staaten weit wirksamer gebunden wird, wenn ihnen unter den Geißeln auch edle Jungfrauen abgefordert werden. Halten sie doch die Frau für etwas Heiliges und Prophetisches, und sie achten auf ihre Rathschläge und befolgen ihre Aussprüche. Wir haben unter Vespasian die Veleda gesehen, die lange bei den Meisten für eine Gottheit galt. Aber auch vor Zeiten haben sie die Aurinia und

mehrere Andere göttlich verehrt, nicht aus Schmeichelei, noch als könnten sie Göttinnen schaffen" (7—8). — Er hebt die Treue der Deutschen gegen ihre Fürsten hervor: „Kommt es zur Schlacht, so ist es eine Schande für den Fürsten, an Tapferkeit übertroffen zu werden, eine Schande für sein Gefolge, ihm nicht an Tapferkeit gleichzukommen. Ja, es gilt für eine Schmach und einen Vorwurf für das ganze Leben, wenn der Fürst geblieben, ohne ihn aus dem Treffen zurückgekehrt zu sein. Ihn zu vertheidigen, ihn zu schützen, die eigenen Heldenthaten dessen Ruhme beizulegen, das gilt für die höchste und heiligste Vasallenpflicht. Die Fürsten kämpfen für den Sieg, die Vasallen für den Fürsten" (14). — Das Lob der deutschen Sittenreinheit und der Keuschheit beider Geschlechter giebt er nicht ohne wehmüthigen Hinblick auf die römische Entsittlichung: „Dort nimmt man es noch ernst mit den Ehen, und in keinem Punkte sind ihre Sitten lobenswürdiger. Denn sie sind fast die einzigen von den Barbaren, die sich mit einer Frau begnügen, mit Ausnahme von nur sehr Wenigen, die nicht aus Sinnenlust, sondern wegen ihres hohen Standes zu mehreren ehelichen Verbindungen veranlaßt werden. Die Mitgift bietet nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann der Frau an. Zugegen sind die Eltern und Verwandten und prüfen die Geschenke, Geschenke, nicht zu weibischen Tändeleien ausgesucht, oder daß sich die Neuvermählte damit schmücke, sondern Rinder und ein aufgezäumtes Roß und ein Schild sammt Frame und Schwert. Auf solche Geschenke wird die Frau angenommen, und ihrerseits bringt sie dafür etwas von Waffenstücken dem Manne zu. Das ist nach ihrem Glauben das stärkste Band, das die heiligen Weihen, das die Götter des Ehebundes. Damit sich die Frau nicht außer allen heldenmüthigen Gesinnungen, außer den Wechselfällen der Kriege wähne, wird sie durch solche Weihe des beginnenden Ehestandes ermahnt, daß sie als Genossin der Mühen und Gefahren komme, um Gleiches im Frieden und Gleiches im Kampfe zu dulden und zu wagen. Das bedeuten die zusammengejochten Rinder, das das kampffertige Roß, das die gereichten Waffen; so müsse sie leben, so sterben; was sie empfange, solle sie unverletzt

und würdig ihren Kindern übergeben; von ihr sollen es ihre Schwiegertöchter empfangen, um es wiederum an die Enkel zu übertragen. Daher leben sie in der Schutzmauer der Schamhaftigkeit, nicht durch verführerische Schauspiele, durch aufregende Gastereien verdorben. Geheime Liebesbriefe sind Männern und Frauen gleich unbekannt. Sehr selten ist in einem so zahlreichen Volke der Ehebruch; seine Strafe folgt schnell und ist dem Ehemanne überlassen. Er treibt in Gegenwart der Verwandten die Ehebrecherin mit abgeschnittenem Haupthaar und nackt aus dem Hause und peitscht sie durch das ganze Dorf. Auch diejenige, die die jungfräuliche Schamhaftigkeit verletzt hat, findet keine Nachsicht: nicht Schönheit, noch Jugend, noch Reichthum würden ihr einen Mann verschaffen. Denn dort lacht Niemand der Laster; verführen und verführt werden nennt man nicht Zeitgeist. Noch besser steht es bei jenen Gemeinden, in welchen nur Jungfrauen heirathen und die Hoffnung und das Gelübde der Gattin nur einmal im Leben gestattet wird. So wird ihnen ein Mann gleich wie ein Leib und ein Leben zu Theil, damit sie nicht in Gedanken, nicht in Begierden über das Erlaubte ausschreiten, damit sie nicht sowohl den Ehemann, als den Ehestand lieben. Die Zahl der Kinder zu beschränken oder eines der Geborenen zu tödten, wird für einen Gräuel gehalten, und mehr gelten dort gute Sitten, als anderswo gute Gesetze. In jedem Hause wachsen die Kinder in Nacktheit und Schmutz auf zu Menschen mit solchen Gliedmaßen und solchen Leibern, die wir anstaunen. Jede Mutter nährt ihre Kinder an ihrer eigenen Brust und nicht werden sie an Ammen und Mägde verwiesen. Herren und Sklaven kannst du nicht an der zarteren Erziehung unterscheiden. Unter demselben Viehe, auf demselben Boden leben sie, bis das Alter die Freigeborenen sondert, die Tüchtigkeit sie erkennen läßt. Spät erst lernt der Jüngling die Liebe kennen; daher unerschöpfte Manneskraft. Auch die Jungfrauen werden nicht übereilt: dieselbe Jugend und ähnliche Hochgestalt. Gleich an Alter und Gesundheit verbinden sie sich und von der Eltern Kraft zeugen die Kinder" (18—20). — Der Deutschen Gastfreiheit, Treue und Aufrichtigkeit finden

ebenfalls in ihm ihren Lobredner, wie er andererseits ihre Trunk= und Spielsucht nicht ungerügt läßt: „Bewirthung und Gastrecht übt kein anderes Volk so freigebig aus. Irgend einen Menschen vom Hause abweisen, wird für Sünde gehalten. Jeder bewirthet nach Vermögen den Gast mit dem, was er hat; ist nichts mehr da, so wandern ungeladen der Wirth und der Gast zum nächsten Hause. Und ohne Unterschied werden sie mit gleicher Freundlichkeit aufgenommen; ob bekannt oder unbekannt, darauf kommt es bei Ausübung des Gastrechtes nicht an. Sitte ist es, dem Scheidenden mitzugeben, was er erbittet, und ebenso wenig nimmt man Anstand, eine Gegenforderung zu machen. Sie lieben Geschenke; doch hat das Geben nicht Ansprüche, das Nehmen nicht Verpflichtung zur Folge" (21). — „Tag und Nacht ununterbrochen zu zechen, gereicht Keinem zur Schande. Häufig entstehen, wie unter Trunkenen, Streitigkeiten, die selten mit Schimpfworten, öfter mit Todtschlag und Wunden enden. Aber meist auch berathen sie bei Gastgelagen über wechselseitige Aussöhnung von Feinden, über Abschließung von Ehebündnissen, über die Wahl der Fürsten, über Krieg und Frieden, als wenn zu keiner Zeit das Herz für aufrichtige Gesinnungen offener oder für große Entschlüsse entzündlicher wäre. Dieses Volk ohne Trug und List eröffnet die Geheimnisse seiner Brust bei ausgelassener Fröhlichkeit. Nachdem nun so Alle ihre Meinung unverhüllt dargelegt haben, wird die Sache am folgenden Tage wieder verhandelt, und so widerfährt jeder Zeit ihr Recht: sie berathschlagen, während sie keine Verstellung kennen, und sie beschließen, während eine Bethörung unmöglich ist" (22). — „Das Würfelspiel treiben sie, sonderbar genug, nüchtern als ernstes Geschäft mit einem solchen Leichtsinne bei Gewinn und Verlust, daß sie, wenn Alles verspielt ist, auf den allerletzten Wurf Freiheit und Person einsetzen. Der Verlierende begiebt sich freiwillig in die Knechtschaft und, wenn auch jünger, wenn auch stärker, läßt er sich binden und verkaufen. So weit geht in einer schlechten Sache ihr Starrsinn; sie selbst nennen es Biederkeit. Sklaven dieser Art verhandeln sie, um sich selbst von der Scham über einen solchen Gewinn zu befreien" (24). —

In der milden Behandlung der Sklaven, die mehr Lehnsleute als Knechte sind, und in dem geringen Einfluß der Freigelassenen, die nur da, wo Einer herrscht, über die Freigeborenen, ja über die Edeln emporsteigen, unterscheiden sie sich ebenfalls von den Römern (25). Ebenso sind ihnen auch Zins- und Wuchergeschäfte unbekannt und darum besser verhütet, als durch Verbote (26). Endlich kennen sie keinen Unterschied des Ranges und Vermögens bei Bestattungen. „Der Denkmäler hohe und kunstvolle Ehre verschmähen sie als für die Verstorbenen drückend. Klagen und Thränen legen sie schnell ab, Schmerz und Betrübniß langsam. Frauen ziemt Klagen, Männern Andenken" (27).

Nach dem Allgemeinen von der Germanen Ursprung und Sitten setzt Tacitus in dem zweiten Theile (28—46) die Einrichtungen und Gebräuche der einzelnen Völkerschaften, so weit sie verschieden sind, auseinander. Er erwähnt zuerst der aus Gallien hinübergewanderten Helvetier und Bojer und der Grenzvölker des Rheins und der Donau, und führt dann die deutschen Stämme in der Reihenfolge vor von den Batavern und Mattiakern im äußersten Westen bis zu den Peucinern, Venedern und Fennen im äußersten Osten, von denen, wie er sagt, es zweifelhaft ist, ob sie zu den Germanen oder Sarmaten zu zählen seien.

Die Historien (Historiarum libri), die Geschichte der Kämpfe nach Nero's Tode und der flavischen Kaiser, wurden als ein Theil der vollständigen Kaisergeschichte von Tacitus zuerst bearbeitet. Obgleich er die Historien von den später geschriebenen Annalen unterscheidet, wollte er beide Abtheilungen doch als Ganzes betrachtet wissen und so wurden sie auch im Alterthum vereint als Historia Augusta bezeichnet (Vopisc. Tac. 10). Zu des Hieronymus Zeit scheint man das Ganze nach den Kaisern gesondert und jede einzelne Kaisergeschichte je nach dem größeren oder geringeren Umfange in mehr oder weniger Bücher abgetheilt zu haben. Tacitus selbst spricht schon von Büchern, in denen er die Geschichte des Domitianus erzählt habe (Ann. XI, 11). So konnte Hieronymus sagen (in Zachar. c. 16. III, 14): Tacitus habe die Lebensbeschrei-

bungen der Kaiser nach Augustus bis zu dem Tode des Domitianus in 30 Bänden ausgearbeitet. Es dürften daher die Versuche, diese Eintheilung mit unserer jetzigen Bücher-Eintheilung in Uebereinstimmung zu bringen, vergeblich sein. — Ein wesentlicher Unterschied in der Auffassung und Methode ist zwischen den Historien und Annalen nicht vorhanden. Die bemerkbare Verschiedenheit beruht größtentheils darauf, daß in den Historien Tacitus seine nächste, selbsterlebte Vergangenheit, in den Annalen aber eine frühere, mehr abgeschlossene Zeit schildert. Die meisten Persönlichkeiten, die in den Historien auftreten, hat Tacitus theils selbst gekannt, theils hat er sich aus ihrem Thun und den Berichten solcher, die ihnen nahe standen, ein lebendiges Bild von ihnen entwerfen können, und von den Hauptereignissen war er theils selbst Zeuge gewesen, theils konnte er sich aus den Mittheilungen von anderen Augenzeugen eine bis in das Einzelne gehende Anschauung verschaffen Daher die ausgeführtere und lebendigere Darstellung in den Historien, die in fast dramatischer Weise die Begebenheiten und die sie bestimmenden Personen vor uns vorüberführen, während in den Annalen der überlieferte Stoff in epischer Art mehr zusammengedrängt ist und sich in ruhigerem Strome fortbewegt. Dieser Unterschied hat auch auf die sprachliche Form eingewirkt. Während in den Historien der Ausdruck bei aller Kürze doch klar und fließend ist, wird in den Annalen dem Streben nach Gedrängtheit selbst die Rücksicht auf Deutlichkeit geopfert und die großartige Kühnheit in dem Gebrauche der sprachlichen Mittel zur Ermöglichung des präcisesten Vortrags hat die äußerste Grenze erreicht. — In beiden Abtheilungen hat Tacitus theils frühere und gleichzeitige Historiker, theils Denkwürdigkeiten, Briefe, Reden und Urkunden, wie auch die Acta diurna und mündliche Ueberlieferungen benutzt. Er nennt seine Quellen nur selten.

Von den Historien sind uns nur die 4 ersten Bücher und ein Theil des 5. erhalten, die zusammen die Geschichte von noch nicht zwei Jahren, von 69—71, umfassen. Tacitus giebt gleich zu Anfang den Zeitpunkt an, von wo die Erzählung ausgeht, nämlich von dem zweiten Consulat des Galba

und dem des Titus Vinius, d. h. vom Jahre 69. Denn die frühere Geschichte der Republik, meint er, haben viele Geschichtschreiber ebenso beredt wie freimüthig geschildert; erst mit des Augustus Alleinherrschaft erscheint ein Mangel an Geist und Wahrheit in der Geschichtschreibung. Die Wahrheit wurde theils aus Erbitterung, theils aus Unterwürfigkeit getrübt. Von einem feilen Schriftsteller wendet man sich bald unwillig ab; Verkleinerung und Scheelsucht finden ein geneigtes Ohr; denn an der Schmeichelei haftet der häßliche Vorwurf knechtischer Gesinnung; die Gehässigkeit trägt den falschen Schimmer des Freimuths. „Ich selbst, sagt er, habe von Galba, Otho und Vitellius weder Gutes noch Schlimmes empfangen; die Flavier zwar haben mich mit Würden und Aemtern begabt; doch wer sich unbestochene Wahrhaftigkeit zum Grundsatze gemacht hat, darf weder mit Vorliebe, noch mit Haß irgend Jemanden schildern" (1).

Der Erzählung geht ein kurzes, aber treffliches allgemeines Bild der Zeit voraus. „Ich schreite zu einem Werke, reich an Unfällen, voll blutiger Kämpfe, voll Zwietracht und Empörung, selbst auch im Frieden voll Grausamkeit. Vier Fürsten durch das Schwert umgebracht, drei Bürgerkriege, mehrere auswärtige und meist beide gemischt. Glückliche Ereignisse im Orient, unglückliche im Occident. Italien durch neue oder nach einer langen Reihe von Jahrhunderten wiederholte Unglücksfälle niedergebeugt: Städte auf der blühendsten Küste Campaniens verschlungen oder verschüttet, Rom durch Feuersbrünste verwüstet, die ältesten Tempel verbrannt, das Kapitol selbst von den Händen der Bürger angezündet, Götterdienste befleckt, Ehen gebrochen, das Meer voll Verbannter, die Felsklippen mit dem Blute Edler bespritzt. Noch gräßlicher die Wuth in der Stadt. Adel, Reichthum, abgelehnte und verwaltete Ehrenstellen als Verbrechen bestraft; Tugenden der Grund des gewissesten Todes. Die Belohnungen der Angeber ebenso verhaßt wie ihre Frevelthaten. Diener gegen ihre Herren, Freigelassene gegen ihre Patrone bestochen, und wer keinen Feind hatte, durch seine Freunde unterdrückt. Doch war diese Zeit an Tugenden nicht so unfruchtbar, daß sie nicht auch gute

Beispiele hervorgebracht hätte: Mütter, die ihre flüchtigen Söhne begleiteten; Gattinnen, die ihren Gatten in die Verbannung folgten; Blutsverwandte, die entschlossen handelten; Schwiegersöhne, die standhaft ausharrten; Sklaven, die ihre Treue selbst unter der Folter bewährten; erlauchte Männer, die die äußerste Noth mit Muth ertrugen und heldenmüthig wie die Altvordern starben. Außer den mannigfaltigen Unfällen menschlicher Dinge Zeichen am Himmel und auf der Erde, warnende Blitzeinschläge und Verkündigungen der Zukunft, frohe und traurige, zweifelhafte und offenbare. Denn niemals ist durch grauenvolleres Unheil des römischen Volkes und durch untrüglichere Anzeichen dargethan worden, daß die Götter nicht für unsere Sicherheit, sondern für unsere Strafe Sorge tragen" (2—3).

Nach einer kurzen Schilderung des Zustandes der Hauptstadt, der Stimmung der Heere und der Haltung der Provinzen (4) geht der Verfasser gleich auf die Geschichte der Regierung und des Endes Galba's über, die er mit der allgemeinen Charakteristik des Mannes schließt (5—49): „Ein solches Ende hatte Servius Galba, 73 Jahre alt, nachdem er fünf Fürsten in günstigem Geschicke überlebt hatte und bei fremder Herrschaft glücklicher gewesen war als bei eigener. Alt war der Adel in seiner Familie, groß sein Vermögen. Er selbst ein mittelmäßiger Kopf, mehr frei von Lastern, als im Besitz von Tugenden; für Ruhm nicht gleichgültig, doch kein Prahler; nach fremdem Gelde nicht begierig, mit dem eigenen sparsam, mit öffentlichem geizig. Gegen Freunde und Freigelassene, wenn er auf gute stieß, ohne Tadel nachsichtig; wenn auf schlimme, bis zur Sträflichkeit verblendet. Aber der Glanz seiner Geburt und die Schrecken der Zeiten dienten zur Beschönigung, so daß, was Schlaffheit war, Weisheit hieß. So lange er sich im kraftvollen Alter befand, glänzte er an Kriegsruhm in Deutschland; Africa verwaltete er als Proconsul mit Mäßigung, und schon im höheren Alter das diesseitige Hispanien mit gleicher Gerechtigkeit. Er schien zu Höherem als zum Privatstande bestimmt, so lange er Privatmann war, und

wenn er nicht regiert hätte, nach allgemeinem Urtheile fähig zum Regieren."

Otho wird Kaiser; Vitellius in Nieder-Germanien empört sich, von Cäcina gereizt. Otho zieht gegen ihn (50—90). — Ereignisse im Orient, wo Vespasianus und Titus den Grund zu ihrer künftigen Macht legen (II, 1—9). — Kampf zwischen Otho und Vitellius. Schlacht bei Bedriacum. Otho stirbt von eigener Hand, um dem Staate den letzten Sturz zu ersparen. „Zwei Handlungen, schändlich die eine (der Verrath an Galba), ruhmvoll die andere (sein Tod), haben ihm einen ebenso guten, als schlimmen Ruf bei der Nachwelt gebracht" (10—50).

Rom ergiebt sich dem Vitellius. Das morgenländische Heer schwört zu Vespasian und ruft ihn zum Kaiser aus. Des Vitellius Einzug in Rom. Er rüstet sich zum Kriege (51—101). — Kampf zwischen des Vitellius und Vespasian Heeren. Sieg der Flavianer bei Cremona. Zerstörung der Stadt. Kämpfe in Rom. Das Kapitol gestürmt und verbrannt. „Seit Erbauung der Stadt der jammervollste und schmählichste Frevel, der dem römischen Staate widerfuhr, daß durch keinen auswärtigen Feind und während die Götter, so weit es unsere Sitten zuließen, uns wohlwollten, der Sitz des besten und größten Jupiters, feierlich von den Vorfahren als Pfand der Herrschaft gegründet, den nicht Porsenna nach Uebergabe der Stadt, noch die Gallier nach Einnahme derselben zu entweihen vermocht hatten, durch die Wuth der Fürsten vernichtet wurde." — Kampf in Rom. Mord und Plünderung. Erstürmung des prätorianischen Lagers. Ende des Vitellius. „Nur ein einziges Wort eines nicht entarteten Gemüthes ward von ihm vernommen, da er dem ihn höhnenden Tribunen antwortete: „Ich war doch dein Kaiser!" Und hierauf sank er unter den beigebrachten Wunden nieder. Der Pöbel vergriff sich an dem Getödteten mit derselben Schlechtigkeit, womit er dem Lebenden gehuldigt hatte. Er hat das sieben und fünfzigste Jahr seines Lebens erfüllt. Consulat, Priesterwürden, Rang und Sitz unter den Ersten, hatte er nicht durch eigenes Verdienst, sondern Alles durch seines Vaters Berühmtheit

erlangt. Das Principat trugen ihm die an, welche ihn selbst nicht kannten. Die Gunst des Heeres hatte selten Einer durch gute Mittel in dem Grade erworben, wie er durch Schlaffheit. Doch fehlte es ihm nicht an Aufrichtigkeit und Freigebigkeit, Eigenschaften, die, wenn sie das Maß überschreiten, ins Verderben führen. Indem er Freunde durch große Geschenke, nicht durch charakterfeste Treue, an sich zu fesseln glaubte, erkaufte er sie mehr, als er sie wirklich besaß. Es lag ohne Zweifel im Vortheil des Staates, daß Vitellius überwunden wurde; aber ihre Treulosigkeit können die nicht als ein Verdienst geltend machen, die den Vitellius dem Vespasianus verriethen, da sie von Galba abgefallen waren" (III, 1 — 86).

„Die Ermordung des Vitellius war mehr des Krieges Ende, als des Friedens Anfang." Gräuel der Sieger in Rom. Der Rest der Vitellier ergiebt sich, Lucius Vitellius, der Bruder des Kaisers, hingerichtet. Vespasian als Kaiser anerkannt, seine Feldherren belohnt (IV, 1 — 4). Helvidius Priscus. Sein Streit im Senat mit Eprius Marcellus. Des Mucianus eigenmächtiges Walten in Rom (5 — 11). — Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis (12 — 37). — Senatsverhandlungen zu Anfang des Jahres 824 (71). — Soldatenunruhen; Zwistigkeiten zwischen Vespasian und Domitian durch Titus beigelegt. Bau des Kapitols (38—53). — Fortgesetzter Krieg gegen Civilis bis zum Siege des Cerialis und dem Abfall der Agrippiner vom germanischen Bunde (54 — 80). — Vespasian in Alexandrien. Er heilt einen Blinden und einen Lahmen und besucht den Serapis-Tempel. Geschichte dieses Tempels (81 — 86).

Titus in Judäa. Ursprung der Juden, nach sehr trüben griechischen Quellen. Ihre Religion: „Die Juden erkennen nur einen Gott und diesen blos im Geiste. Gottlosigkeit ist es, Bildnisse von Göttern aus vergänglichem Stoffe nach menschlichem Gleichnisse zu gestalten. Jenes höchste Wesen ist ewig, unveränderlich und unvergänglich; daher dulden sie keine Bilder in ihren Städten, geschweige in ihren Tempeln: nicht Königen wird diese Schmeichelei, nicht Cäsaren diese Ehre." — Beschreibung Judäa's und Jerusalems. Geschichte der Juden

bis zum Aufstande unter dem Procurator Gessius Florus. Vespasian unterwirft das flache Land. Titus belagert Jerusalem. „Die Menge der Belagerten jedes Alters, männlichen und weiblichen Geschlechts, soll 600,000 gewesen sein. Waffen hatte, wer immer sie tragen konnte; und solcher Kühnen waren mehr, als man ihrer Zahl nach erwarten sollte. Gleiche Hartnäckigkeit bei Männern und Weibern, und, wenn sie zur Veränderung ihres Wohnsitzes gezwungen wurden, größere Furcht vor dem Leben, als vor dem Tode" (V, 1—13). — Fortsetzung der Geschichte des Kampfes gegen Civilis. Seine Unterhandlung mit Cerialis (14—26).

Die Annalen (Annalium libri XVI) oder, wie der Titel in der Mediceer Handschrift lautet, ab excessu divi Augusti, sind das späteste und reifste Werk des großen Geschichtschreibers. Ihre Abfassung nach den Historien deutet Tacitus selbst an, der sich in ihnen auf die Bücher beruft, in denen er die Geschichte des Domitianus beschrieben hat (Ann. XI, 11), und aus Ann. II, 61, wo es heißt, daß die Römer jetzt in Aegypten ihre Herrschaft über Elephantine und Syene, die ehemaligen Grenzen des Reiches, bis zum rothen Meere ausgedehnt haben, schließt man, daß die Annalen um 116—117 veröffentlicht worden seien. Erhalten sind B. I—B. IV vollständig, von B. V der vielfach lückenhafte Anfang, B. VI ganz, B. XI am Anfange verstümmelt, B. XII—B. XV vollständig und von B. XVI ungefähr die erste Hälfte.

In der Einleitung motivirt der Verfasser sein Unternehmen, die Geschichte der julischen Kaiser nach Augustus zu schreiben. Die glücklichen und unglücklichen Schicksale des alten Römervolkes sind von berühmten Geschichtschreibern dargestellt worden; die Zeiten des Augustus haben ebenfalls treffliche Talente geschildert, bis die einschleichende Schmeichelei zurückschreckte. Die Geschichte der folgenden Kaiser aber ward bei ihren Lebzeiten verfälscht aus Furcht, nach ihrem Tode unter dem Eindrucke des noch frischen Hasses geschrieben. Daher sei es seine Absicht, nachdem er Weniges über die letzte Regierungszeit des Augustus vorausgeschickt, das Prin=

cipat des Tiberius und das Uebrige ohne Zorn und Vorliebe, wozu er keine Veranlassungen habe, zu schildern (1).

Die sechs ersten Bücher sind der Regierungszeit des Tiberius gewidmet. B. I—IV und der vorhandene Anfang von B. V umfassen die Jahre 14—31, B. VI. die Jahre 32—37. Vorausgeschickt wird eine kurze Charakteristik der Politik des Augustus. „Nachdem er die Krieger mit Geschenken, das Volk mit Getreide, Alle durch die Behaglichkeit der Ruhe gewonnen hatte, griff er allmälig um sich, die Befugnisse des Senats, der Behörden und der Gesetze an sich ziehend ohne irgend einen Widerstand, da die trotzigsten Männer in Schlachten oder durch die Proscription gefallen waren, die Uebrigen unter den Adligen in dem Grade, als sie sich der Knechtschaft geneigt zeigten, durch Reichthümer und Ehren emporstiegen und durch die neue Ordnung der Dinge gehoben die sichere Gegenwart der gefahrvollen Vergangenheit vorzogen. Auch die Provinzen waren diesem Zustande der Dinge nicht abgeneigt, da ihnen des Senats und des Volkes Herrschaft verleidet war wegen der Parteiungen der Mächtigen und der Habsucht der Beamten, und weil der Schutz der Gesetze sich unzulänglich gezeigt hatte, da sie durch Gewalt, Umtriebe und endlich durch Geld erschüttert wurden. Der Fortbestand des Herrscherhauses schien gesichert durch die Adoption des Tiberius, der wiederum Germanicus, den Sohn des Drusus, an Kindes Statt hatte annehmen müssen. Kein Krieg auswärts, außer gegen die Germanen; im Inneren Alles ruhig. Die Staatsämter noch unter den alten Namen fortbestehend. Die Jüngeren erst nach der Schlacht bei Actium, selbst die meisten Greise während der Bürgerkriege geboren. Wie Wenige waren übrig, die noch den freien Staat gesehen hatten! Also war in dem umgewandelten Staatswesen nichts mehr von der alten, echten Verfassung übrig; Alle, der Gleichheit beraubt, harrten auf des Fürsten Befehle" (2—5).

Mit wahrer Meisterschaft schildert hierauf Tacitus die Niederträchtigkeit der Großen und die Heuchelei und Tücke des Tiberius, womit jene ihm die Regierung antrugen und dieser sie anzunehmen zauderte. „Consuln, Senatoren, Ritter stürzten

sich ins Sklavenjoch; je höheren Ranges, desto gleißnerischer und beflissener, und mit studirter Miene, um nicht froh über des Fürsten Hintritt, aber auch nicht allzu traurig bei dem Antritt des neuen Herrschers zu erscheinen, mischten sie Thränen und Freude, Klagen und Schmeicheleien. Tiberius ließ Alles von den Consuln ausgehen, als wäre noch die alte Freiheit und er zur Regierung unentschlossen." — In der ersten Senatssitzung überbieten sich die Senatoren in den unwürdigsten Erniedrigungen, dem Augustus die letzte Ehre zu erweisen und dem neuen Fürsten zu huldigen. Unter Anderem trug Messalla Valerius darauf an: man solle jährlich den Eid auf des Tiberius Namen erneuern. Als Tiberius fragte: „Hast du auf mein Geheiß solchen Antrag gestellt?" erwiederte jener: „Ich spreche aus freiem Antriebe und werde immer nur in Staatsangelegenheiten meiner Ansicht folgen, selbst auf die Gefahr zu beleidigen!" Diese einzige Art der Schmeichelei fehlte noch. — In der nächsten Senatssitzung erschöpfte sich der Senat in den demüthigsten Beschwörungen, den Tiberius zur Ergreifung der Regierung zu bewegen. „Müde des Geschreies Aller und der Aufforderung Einzelner gab er endlich nach, nicht daß er gestand, die Herrschaft üben zu wollen, sondern daß er aufhörte zu verweigern und sich bitten zu lassen" (6—13).

Mit der Despotie des Tiberius wuchs die Willfährigkeit des Senats; nur Einzelne wagten ein freies Wort, das sie bald schwer büßen mußten. „Ich habe mir vorgenommen, sagt Tacitus (III, 65), nur diejenigen Meinungsäußerungen anzuführen, die sich durch ihre Ehrenhaftigkeit oder durch bemerkenswerthe Niederträchtigkeit auszeichneten; denn ich halte das für den vorzüglichsten Beruf der Geschichte, daß die Tugenden nicht verschwiegen bleiben und daß die Menschen dafür, was sie Schlechtes gethan und geäußert haben, die Schande bei der Nachwelt fürchten. Uebrigens waren jene Zeiten so verpestet und durch Schmeicheleien besudelt, daß nicht nur die Vornehmsten des Staates, die ihres berühmten Namens wegen Schutz in der Unterthänigkeit suchen mußten, sondern alle Consularen, ein großer Theil derer, die das Prätoramt verwaltet hatten, und viele der niedern Senatoren sich wett=

eifernd erhoben und ihre Stimmen abgebend sich in der Niederträchtigkeit überboten. Man erzählt, daß Tiberius, so oft er aus der Curie ging, in griechischer Sprache auszurufen gepflegt habe: „„O ihr Sklavenseelen!““ So hat denn selbst ihn, der von der öffentlichen Freiheit nichts wissen wollte, Ekel erfaßt vor der Verworfenheit solch feiger und knechtischer Gesinnung.“

Einen Lichtpunkt in den ersten Regierungsjahren des Tiberius bildet der germanische Krieg, auf beiden Seiten mit Heldenmuth, doch ohne Entscheidung geführt. Wenn Tacitus dem Germanicus, dem römischen Anführer, einem Jünglinge, wie er sagt (I, 33), von bürgerlichem Sinne und ungemeiner Freundlichkeit, ganz entgegengesetzt den anmaßenden und versteckten Reden und Mienen des Tiberius, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so ist es doch nicht zu verkennen, daß dessen großer Gegner Arminius sein Lieblingsheld ist. Nachdem er seine kriegerische Laufbahn geschildert und seinen durch Verrath der Verwandten erfolgten Tod erwähnt hat, faßt er sein Lob in die Worte zusammen: „Unstreitig war er Germaniens Befreier, der nicht wie andere Könige und Feldherren gegen die entstehende Macht des römischen Volkes, sondern das Reich in seiner höchsten Blüthe anfocht, in Schlachten nicht immer glücklich, im Kriege unbesiegt. Sieben und dreißig Jahre des Lebens, zwölf der Heerführung hat er erfüllt, und noch wird er bei den barbarischen Stämmen besungen, unbekannt in den Jahrbüchern der Griechen, die nur das Ihrige bewundern, bei den Römern nicht nach Verdienst gefeiert, da wir nur das Alte erheben, das Neue nicht beachten“ (II, 88).

Der Wendepunkt in dem Geschicke Roms und seines Herrschers, „da bisher der Staat in Ordnung und das Fürstenhaus im blühenden Zustande war,“ trat im neunten Jahre der Regierung des Tiberius ein durch den Einfluß, den Sejanus, der Präfect der prätorischen Cohorte, über den Kaiser gewann. „Das Schicksal des Staates und seines Leiters begann sich zu trüben: Tiberius wüthete oder lieh Anderen die Macht zu wüthen.“ — Seine Grausamkeit und Wollust zu verhüllen, vielleicht auch weil er sich seines schlimmen Aussehens

im Alter schämte, oder weil ihn die Heftigkeit der Mutter, der er keine Theilnahme an der Regierung lassen wollte und doch nicht verstoßen konnte, forttrieb, zog sich Tiberius nach Capreä zurück, um nie mehr nach Rom zu kommen (IV, 57 - 58). — Sejanus' Sturz zog mehrere der Vornehmsten nach sich. Mit der Wuth des Tiberius wuchsen auch die Qualen seines Gewissens, die er, der vollendete Heuchler, selber nicht zu bergen vermochte. „Merkwürdig erschien der Anfang eines Briefes an den Senat: „„Ihr versammelten Väter, was ich euch schreiben, oder wie ich schreiben, oder was ich gegenwärtig durchaus nicht schreiben soll, wenn ich das weiß, so mögen mich Götter und Göttinnen ärger strafen, als ich mich täglich gestraft fühle."" So sehr hatten sich seine Verbrechen und Frevel zu seiner eigenen Pein gewandt. Nicht vergebens pflegte der vortrefflichste Weise zu behaupten: wenn man die Brust der Tyrannen öffnen könnte, so würde man die Wunden und Schäden deutlich sehen, da, wie die Leiber durch Geißelhiebe, so die Seelen durch Wuth, Leidenschaft und böse Anschläge zerfleischt werden. Auch den Tiberius schützten weder seine hohe Stellung, noch Abgeschiedenheit, so daß er selber die Qualen und Martern seines Herzens eingestand" (VI, 6).

Und grauenvoll, wie sein Leben, war auch sein Tod. „Es war am 16. März, als sein Athem stockte und man glaubte, er habe das Irdische verlassen. Und unter großem Zudrange der Glückwünschenden tritt Cajus Cäsar hervor, um die Regierung zu übernehmen, als plötzlich hinterbracht wird, Tiberius spreche und sehe wieder; er rufe nach Speise, daß er sich von seiner Schwäche erhole. Hierauf allgemeiner Schrecken. Die Anderen laufen auseinander, indem sich Jeder traurig und unwissend stellt; nur Cäsar bleibt starr und stumm; er hat die höchste Macht gehofft und erwartet jetzt den Tod. Macro, schnell entschlossen, befiehlt den Greis mit einem Haufen übergeworfener Decken zu ersticken und heißt Jeden das Gemach verlassen. So endete Tiberius im 78. Jahre seines Alters. — Sein Schicksal war von frühester Kindheit an wechselvoll. Er folgte seinem geächteten Vater in die Verbannung, und wie er als Stiefsohn in das Haus des Augustus trat, hatte

er mit vielen Nebenbuhlern zu kämpfen, so lange Marcellus und Agrippa, Cajus und Lucius Cäsar lebten. Auch sein Bruder Drusus erfreute sich größerer Gunst und Liebe beim Volke. Aus der schwierigen Lage, in die ihn die Heirath mit der Julia brachte, half er sich, indem er die Unkeuschheit seiner Gattin duldete oder ihr aus dem Wege ging. Dann aus Rhodus zurückgekehrt, nahm er 12 Jahre des Sohnes Stelle im kinderlosen Hause des Fürsten und hierauf fast 23 Jahre das unumschränkte Herrscheramt im römischen Staate ein. Auch in seinem sittlichen Verhalten gab es verschiedene Perioden: eine durch Wandel und Ruf lobenswerthe, so lange er als Privatmann oder in hohen Kriegsämtern unter Augustus sich bewegte; eine andere, in der er tückisch und schlau Tugenden heuchelte, so lange Germanicus und Drusus noch lebten; zwischen Gutem und Schlimmem schwankend bei Lebzeiten der Mutter; ein abscheulicher Wütherich, doch heimlicher Wollüstling, so lange er den Sejanus liebte und fürchtete; zuletzt stürzte er sich in alle Verbrechen und Schändlichkeiten, nachdem er jede Scham und Furcht abgelegt hatte und blos der eigenen Neigung folgte" (VI, 50 — 51).

Des Caligula Herrschaft und die 6 ersten Regierungsjahre des Claudius bildeten den Stoff der verlorenen Bücher VII — X. Der erhaltene Rest von Buch XI erzählt die Geschichte des Claudius unter dem Einflusse seiner Gemahlin Messallina, von 47—48, und Buch XII die unter dem Einflusse der Agrippina, die ihrem Sohne Nero die Nachfolge sicherte, von 49 — 55.

Die letzten Bücher, XIII—XVI, führen uns Nero's Geschichte bis zwei Jahre vor seinem Tode vor. Um des jungen Kaisers Leitung stritten sich Burrus und Seneca auf der einen Seite und seine Mutter Agrippina und ihr Günstling Pallas auf der anderen. Die guten Vorsätze, die Nero bei Antritt seiner Regierung gefaßt hatte, verschwanden unter dem Einflusse der Mutter, die bald von Günstlingen beiderlei Geschlechtes verdrängt wurde. Von Poppäa Sabina aufgereizt, wird Nero zum Mörder seiner Mutter. „Ihr Ende hatte Agrippina viele Jahre vorher gekannt, aber nicht beachtet.

Denn als sie die Chaldäer über Nero befragte, antworteten diese: er würde herrschen und seine Mutter tödten. Und jene sagte: „„Mag er mich tödten, wenn er nur Kaiser wird!““ Nach vollbrachtem Frevel erst ward von Nero dessen Größe erkannt. Während der Mordnacht bald in starres Schweigen versenkt, häufiger vor Schrecken auffahrend und seiner Besinnung nicht mächtig, harrte er des Tages, als sollte er ihm den Tod bringen. Zur Hoffnung stärkte ihn die Huldigung, die ihm auf Burrus' Antrieb von den Centurionen und Tribunen dargebracht wurde, die seine Hand ergriffen und ihm Glück wünschten, daß er der unvermutheten Gefahr und der Bosheit der Mutter entgangen sei. Hierauf zogen seine Freunde zu den Tempeln und nach ihrem Beispiele bezeugten ihm auch die nächsten Landstädte Campaniens mit Opfern und Gesandtschaften ihre Freude. Er selbst mit entgegengesetzter Heuchelei erschien tief betrübt, und gleichsam als verwünschte er seine Rettung, beweinte er den Tod seiner Mutter. Weil aber nicht wie der Menschen Mienen so auch die Gestalt der Gegenden sich ändert und er den peinlichen Anblick jenes Meeres und jener Küsten vor Augen hatte — ja Einige wollten sogar von den rings emporragenden Hügeln die Trauermusik und die Klagen am Grabhügel der Mutter hören — begab er sich nach Neapel“ (XIV, 9—10).

Gleichfalls als Opfer der Poppäa fiel die Gemahlin Nero's, Octavia, Tochter des Claudius, von Anicetus fälschlich des Ehebruches beschuldigt. „Die Insel Pandataria bildete ihr Gefängniß. Keine Verbannte hat je die sie sahen zu größerem Mitleide gerührt. Einige erinnerten sich noch der Agrippina unter Tiberius; noch frischer war das Andenken an Julia, die Claudius verstoßen hatte. Aber diese standen in der Kraft der Jahre; sie hatten auch frohe Tage gesehen und die gegenwärtigen Leiden milderte die Erinnerung der früheren besseren Zeiten. Für Octavia war gleich zu Anfange der Hochzeitstag gleichsam ein Leichenbegängniß gewesen, da sie in ein Haus geführt wurde, worin sie nur Trauriges erleben sollte: ihr Vater durch Gift hingerafft und bald darauf der Bruder; die Magd von größerem Einfluß als die Gebieterin

und Poppäa nur zum Verderben der Gattin verheirathet; zuletzt eine Beschuldigung härter als jede Todesart. Und das junge Weib, im zwanzigsten Lebensjahre, zwischen Centurionen und Soldaten, schon durch die Ahnung ihrer Leiden vom Leben geschieden, konnte dennoch nicht mit dem Tode sich befreunden. Wenige Tage darauf erhielt sie den Befehl zu sterben, obschon sie sich als Wittwe, als Schwester des Nero erklärte und die Germanici als die gemeinsamen Ahnen, zuletzt Agrippina's Namen anrief, bei deren Lebzeiten sie zwar eine unglückliche Ehe geführt habe, doch nicht mit dem Tode bedroht worden sei. Sie wird mit Stricken gebunden und ihr an allen Gliedern die Adern geöffnet, und weil das Blut durch den Schrecken gehemmt langsamer floß, wird sie durch den Dampf eines kochend heißen Bades erstickt. Dazu kam noch die grauenvollere Scheußlichkeit, daß Poppäa an dem abgeschnittenen und nach Rom gebrachten Haupte ihre Augen weidete. Wegen dieses Ereignisses wurden Gaben an die Tempel beschlossen, was ich zu dem Ende erwähne, damit Alle, welche die Geschichte jener unglücklichen Zeiten bei mir oder anderen Historikern lesen werden, ein für alle Mal wissen, daß, so oft der Fürst Verbannungen oder Morde anbefahl, den Göttern Dank gebracht wurde und was ehemals Zeichen glücklicher Vorfälle, jetzt die des öffentlichen Unheils waren" (XIV, 63—64).

Ein Trauereigniß suchte Rom heim, ungewiß ob durch Zufall oder durch des Fürsten Bosheit: eine Feuersbrunst, die an Unheil und Entsetzen Alles übertraf, was je durch des Feuers Gewalt Rom widerfuhr. Die lebendige Schilderung läßt erkennen, wie hier Tacitus als Augenzeuge berichtet. „Der Brand nahm seinen Anfang in dem Theile des Circus, der an den palatinischen und cölischen Berg stößt, wo in den mit solchen Waaren, die der Flamme Nahrung geben, gefüllten Kaufläden das Feuer plötzlich ausbrach und, bald erstarkt und vom Winde angefacht, die ganze Länge des Circus erfaßte; denn es lag kein Haus mit Brandmauern oder mit Mauerwerk umgebene Tempel oder was sonst die Flamme aufhalten konnte, dazwischen. Mit Ungestüm durchzog die Feuersbrunst

zuerst die Ebene, dann zu den Höhen ansteigend und wieder die Niederungen verheerend, kam sie allen Rettungsanstalten zuvor durch die Schnelligkeit des Uebels, dem die Stadt wegen der engen und hin und her sich krümmenden Straßen und der ungeheuern Häusermassen, wie sie das alte Rom hatte, besonders ausgesetzt war. Dazu kam das Geheul der zagenden Weiber, die Schaaren altersschwacher Greise und unerfahrener Kinder, dann Leute, die für sich oder für Andere auf Rettung bedacht waren und die, während sie Schwache forttrugen oder auf sie warteten, theils durch ihr Zaudern, theils durch ihre Eile überall den Weg sperrten. Und oft, während sie rückwärts schauten, waren sie schon seitwärts oder von vorn von den Flammen umringt, oder, wenn sie sich in die Nachbarschaft geflüchtet hatten, war auch diese schon von dem Feuer ergriffen, ja sie fanden selbst solche Viertel, die sie noch weit vom Brande glaubten, schon in derselben Noth. Zuletzt in der Ungewißheit, was sie meiden oder wohin sie sich wenden sollten, füllten sie die Straßen und lagerten sich längs der freien Plätze. Einige suchten nach Verlust ihrer Habe, Andere aus Liebe zu den Ihrigen, die sie nicht hatten retten können, ihren Tod, wenn ihnen auch ein Rettungsweg offen stand. Niemand wagte dem Brande Einhalt zu thun, weil man häufig Drohungen hörte, die das Löschen verboten, und weil Andere vor Aller Augen Feuerbrände schleuderten und dabei ausriefen: sie thäten es auf höheren Befehl, sei es, um frecher rauben zu können, oder weil es ihnen wirklich geboten war. Nero weilte zu dieser Zeit in Antium und kehrte nicht eher in die Stadt zurück, als bis das Feuer sich seinem Hause, das er mit dem Palaste und den Gärten des Mäcenas vereinigt hatte, näherte. Dennoch konnte man dem Feuer keinen Einhalt thun, daß es nicht auch sein Haus und den Palast und die ganze Umgebung verzehrte. Indeß öffnete er zum Schutze des obdachlos umherirrenden Volkes das Marsfeld, die Gebäude des Agrippa, ja selbst seine eigenen Gärten, und ließ in der Eile Baulichkeiten zur Aufnahme des hülflosen Volkes errichten; auch wurden Hausgeräthe aus Ostia und den benachbarten Landstädten herbeigeführt und der Preis des Ge-

treides auf drei Nummi herabgesetzt. Jedoch diese volksfreundlichen Anstalten verfehlten ihren Zweck, weil das Gerücht sich verbreitet hatte, daß Nero während des Brandes seine Hausbühne betreten und die Zerstörung Troja's gesungen habe, das gegenwärtige Unglück mit dem unheilvollen Ereignisse im Alterthume vergleichend. Erst am sechsten Tage that man am Fuße des esquilinischen Hügels dem Brande Einhalt, nachdem man in weiten Strecken Gebäude eingerissen hatte, damit ein freies Feld und gleichsam ein leerer Himmel dem Fortschritte der Feuersgewalt begegne. Und noch hatte sich die Furcht nicht gelegt, als zum zweiten Male der Brand zu wüthen begann, doch diesmal minder heftig, in mehr offenen Stadtvierteln, weshalb auch der Menschenverlust geringer war, indeß Göttertempel und dem Vergnügen geweihte Säulengänge in weiterer Ausdehnung einstürzten. Dieser Brand gab noch mehr Veranlassung zu unheimlichen Gerüchten, da er in den ämilianischen Besitzungen des Tigellinus ausgebrochen war; denn es schien, als strebte Nero nach dem Ruhme, der Gründer einer neuen Stadt zu werden, die von ihm den Namen führen sollte. — Um diesen Gerüchten zu begegnen, schob Nero Schuldige unter und belegte mit den ausgesuchtesten Strafen diejenigen, die wegen ihrer Abscheulichkeiten verhaßt vom Pöbel Christianer genannt wurden. Der Urheber dieses Namens, Christus, war unter des Tiberius Regierung von dem Procurator Pontius Pilatus mit dem Tode bestraft worden. Der für einen Augenblick unterdrückte Aberglaube brach wieder aus nicht nur in Judäa, wo dieses Unheil aufkam, sondern auch in Rom, wo von allen Seiten her alles Scheußliche und Schmähliche zusammenströmt und Anhang findet. Man ergriff zuerst diejenigen, welche sich dazu bekannten, dann auf die Anzeige derselben eine ungeheuere Menge, die nicht sowohl des Verbrechens der Brandstiftung, als des allgemeinen Menschenhasses überführt wurden. Ihre Hinrichtung war mit Hohn begleitet: man hüllte sie in Thierfelle und sie kamen von Hunden zerfleischt um, oder sie wurden ans Kreuz geschlagen, oder, zum Brennen vorbereitet, wenn das Tageslicht verschwunden war, zur nächtlichen Beleuchtung angezündet.

Nero hatte zu solchem Schauspiele seine Gärten hergegeben, und er ließ ein Circusspiel aufführen, wobei er in der Tracht eines Wagenlenkers sich unter das Volk mischte oder auf einem Wagen einherfuhr. Daher regte sich gegen die Schuldigen, die allerdings die unerhörtesten Strafen verdient hatten, das Mitleid, als ob sie nicht dem öffentlichen Wohle, sondern der Grausamkeit des Einen geopfert worden wären" (XV, 38—44). — Tacitus liefert uns hier ein betrübendes Beispiel, wie selbst die gebildetsten und wohlwollendsten Männer, wenn sie von Volksvorurtheilen geblendet es nicht vermögen, aus ihrem nationalen und religiösen Ideenkreise in einen fremden sich zu versetzen, zu den augenscheinlichsten Irrthümern und daher zu den ungerechtesten Urtheilen und zur Billigung der empörendsten Gräuel verleitet werden.

Die Entdeckung der Verschwörung des Piso steigerte die Wuth des Tyrannen und ihr fielen die edelsten Männer, schuldig oder unschuldig, zum Opfer (XV, 48—74). Auch nachdem die Theilnehmer der Verschwörung bestraft waren, war der Blutdurst Nero's noch nicht gestillt. „Wie in vereinter Schlachtheerde fielen die Würdigsten und Angesehensten." Der edle Thrasea Pätus ist der letzte, von dessen Tode uns Tacitus meldet. Ein Quästor hatte ihm den Befehl des Senats zu sterben überbracht. Er ließ sich die Adern an beiden Armen öffnen, und als das Blut floß, besprengte er den Boden mit dem Blute, rief den Quästor zu sich heran und sagte: „Bringen wir dem Befreier Jupiter den Weihetrank dar! Blicke her, junger Mann! Zwar mögen die Götter die schlimme Vorbedeutung abwenden; doch bist du zu solchen Zeiten geboren, wo es frommt, die Seele mit Beispielen der Standhaftigkeit zu stärken." Hierauf, als der Tod zu kommen zögerte und er von den heftigsten Schmerzen gemartert wurde, wandte er sich zu Demetrius... Hier bricht die Erzählung ab. — In dem fehlenden Reste des 16. Buches und vielleicht in noch einem oder zwei folgenden Büchern wurden die letzten zwei Regierungsjahre des Nero, die Aufstände des Vindex und Galba und der Tod Nero's erzählt.

IV. Kurze Uebersicht der absterbenden Literatur, von Hadrian bis zum sechsten Jahrhundert.

Während der Regierung des Hadrian (117 — 138), des Antoninus Pius (138 — 161) und des Antoninus Philosophus (161 — 180) tritt die Erschöpfung des römischen Geistes zu Tage. Bis jetzt hatte die Opposition gegen die Despotie der Kaiser und gegen die Entsittlichung des Volkes die Gemüther in einer gewissen Spannung erhalten; doch die nach Trajan noch fortdauernde gesetzliche Herrschaft des Hadrian und der beiden Antonine machte die politische Opposition gänzlich verstummen, und nachdem die Sittenlosigkeit den höchsten Grad erreicht hatte, trat eine moralische Erschlaffung ein, die selbst zur Rüge kaum mehr Kraft besaß. Die Kaiser förderten nach ihrer Weise die Bildung. Sie besoldeten und begünstigten Gelehrte und Künstler; doch vermochten sie nicht der Literatur ein neues Leben einzuhauchen. Sie fühlten selbst, daß der römische Geist erstorben war. Hadrian glaubte ihn dadurch von neuem erwecken zu können, daß er das Beispiel gab, die fast vergessene archaistische Literatur wieder hervorzuziehen, um aus ihr das Römerthum zu restauriren; allein diese Reaction kam nur den pedantischen und geistlosen Alterthümlern zu Gute, die den wenigen Männern von Bildung und Geschmack das römische Schriftwesen so gründlich verleideten, daß sie sich dem Griechischen zuwandten, das gerade um diese Zeit einen neuen Aufschwung genommen hatte. Rom hörte allmälig auf, der Mittelpunkt der Literatur zu sein, und so konnte sich eine provinziale Literatur, zuerst in Afrika, später in Gallien, geltend machen, die von dem römischen Geiste kaum noch Spuren in sich trug und von dem römischen Ausdrucke sich immer weiter entfernte. Daneben dauerte die künstliche Nachahmung früherer Muster, besonders poetischer, fort, die mit wenigen Ausnahmen nur Zeugniß von dem tief gesunkenen Geschmacke und dem geringen Verständnisse der Klassiker Zeugniß geben.

Die Wirksamkeit einiger in dem vorigen Abschnitte genannten Schriftsteller reicht noch in die Zeit des Hadrian hinein. Der Kaiser suchte den Umgang mit Philosophen, Gelehrten und Künstlern weniger aus einem geistigen Bedürfnisse, als um in eitler Selbstüberschätzung sein Wissen vor ihnen geltend zu machen und seinen Spott mit ihnen zu treiben (Spart. Hadr. 15). Dabei zeigte er sich gegen sie mit Titeln und Geldspenden freigebig (ib. 16). Er hatte früher eine besondere Vorliebe für das Griechische gezeigt, daher man ihn spottweise Graeculus nannte (ib. 1); als Kaiser aber affectirte er den Römer von altem Schlage (ib. 5) und den Liebhaber der archaistischen Literatur: er zog den Cato dem Cicero, den Ennius dem Virgil und den Cölius dem Sallust vor. Er declamirte Controversen, schrieb Gedichte, welche nach den Proben, die Spartianus (Hadr. 15, 25) von ihnen giebt, von keiner besondern poetischen Begabung zeugen, und stellte schriftliche Wettkämpfe in poetischer und prosaischer Form mit Philosophen, Rhetoren und Dichtern an. Seine Selbstbiographie ließ er unter dem Namen seines gelehrten Freigelassenen Phlegon veröffentlichen (ib. 16). Auch cursirten Reden von ihm (Charis. p. 197). Er gab den Anstoß zu der alterthümelnden Richtung der Frontonianer, und in seinem Geschmacke schrieben die Dichter Annius Florus (Spart. Hadr. 15), Annianus, der Verfasser von Fescenninen in alterthümlicher Form (Gell. VII, 7; XX, 8), der Mimograph Marullus, der straflos die Kaiser M. Aurelius und L. Verus verspottete (Capit. Marc. 8), und M. Pomponius Bassulus, der Palliaten verfaßte, die aber nicht aufgeführt wurden. Spielende Gedichte in jambischen Dimetern nach Art der erwähnten des Hadrian scheinen besonders beliebt gewesen zu sein; ein Beispiel liefert das einem angeblichen Epigramm des Plato nachgebildete Gedicht, das Gellius (XIX, 11) von einem seiner jungen Freunde anführt. — So dürftig im Allgemeinen die literarischen Leistungen waren, so ist doch Hadrian und seine Zeit epochemachend für die römische Rechtswissenschaft. Auf seine Veranlassung redigirte Salvius Julianus, der Verfasser von Digestorum libri XC, das Edictum

perpetuum, die erste wissenschaftliche Gesetzsammlung, die durch einen Senatsbeschluß vom Jahre 132 bestätigt wurde. Seine etwas jüngeren Zeitgenossen waren Sextus Pomponius, der Verfasser mehrerer juristischen Schriften, worunter Enchiridii libri II, und Gajus, dessen wichtiges Lehrbuch des Privatrechtes: Institutionum libri IV, vollständig bis auf einige Lücken von Niebuhr in einem Veroneser Palimpsest 1816 wieder aufgefunden worden ist.

Die nächsten Nachfolger Hadrians fuhren fort, die Gelehrten durch Ehren, Immunitäten und reiche Besoldungen auszuzeichnen; doch stand Antoninus Pius der Literatur fern und M. Aurelius fühlte sich mehr zu den Griechen hingezogen und schrieb seine Selbstbetrachtungen (τὰ εἰς ἑαυτόν) griechisch. Der den beiden Kaisern befreundete M. Cornelius Fronto übte den größten Einfluß auf die Richtung seiner Zeit aus. Zu Cirta in Afrika unter Domitian oder Nerva geboren und von den Rhetoren Athenodotus und Dionysius Tenuior gebildet, erwarb er sich in Rom als Sachwalter und Rhetor ein hohes Ansehen und ein bedeutendes Vermögen. Hadrian und Antoninus Pius waren seine Gönner und ihm ward die Erziehung des M. Aurelius und L. Verus übertragen. Er erhielt, 143, das Consulat auf zwei Monate; an der Verwaltung einer proconsularischen Provinz hinderte ihn seine Kränklichkeit. Hieronymus setzt seine Blüthezeit um das Jahr 164. Gebeugt von manchem Familienunglücke, hatte er zuletzt den Schmerz, seinen Ruhm hinschwinden zu sehen, da die Dialektiker und Philosophen den Rhetoren mit Erfolg den Einfluß streitig machten. Er starb 170. Als Haupt einer eigenen Schule, der Frontonianer, erstrebte er auf geist- und gemüthlose Weise und in pedantischer Nüchternheit eine Wiederbelebung des altrömischen Geistes durch Nachahmung alterthümlicher Ausdrücke und Sprachformen, in die er, wie Bernhardy sagt, die Blößen seiner Armuth an Wissen und Gedanken verhüllte. Niebuhr nennt ihn einen Dummkopf, der lieber ein mechanisches Gewerbe, als den Beruf eines Redners und Schriftstellers hätte erwählen sollen. Bei seinen Zeitgenossen und noch bei den Spätern stand er in hohem

Ansehen. Gellius war sein Schüler und Bewunderer und Eumenius (Paneg. Const. 14) setzt ihn als ebenbürtig dem Cicero zur Seite; Sidonius Apollinaris und Hieronymus legen ihm würdevollen Ernst bei, indeß Macrobius (Sat. V, 2) richtiger seinen Stil trocken nennt. Da man früher nur eine grammatische Schrift de differentiis vocabulorum unter seinem Namen kannte, so wies man ihm im Vertrauen auf jene lobpreisenden Urtheile einen hohen Rang unter den römischen Schriftstellern an, bis die von Angelo Majo 1815 in einem Palimpsest der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand entdeckten und aus einem Vaticaner Palimpsest vermehrten Bruchstücke seiner Schriften, die Niebuhr 1816 herausgegeben hat, ihn seines Nimbus beraubten. Die aufgefundenen Schriften enthalten einen großen Theil seiner Correspondenz mit Antoninus Pius, M. Aurelius und L. Verus, nebst einigen Antwortschreiben in griechischer und lateinischer Sprache, wichtig für die Kenntniß der Zeit und der Personen und Zeugniß ablegend von der Beschränktheit und Eitelkeit des Fronto und der Liebenswürdigkeit des M. Aurelius. Dazu kommen noch zwei Bücher Briefe an Freunde, meist Empfehlungsschreiben, und einige längere Briefe wissenschaftlichen und rhetorischen Inhaltes; Bruchstücke historischer Schriften: De bello Parthico und Principia historiae, eine Vergleichung der Feldzüge des Trajan und L. Verus, und rhetorische Declamationen: Laudes fumi et pulveris; Laudes negligentiae; Arion u. a.

Die alterthümelnde Richtung veranlaßte eine Menge von grammatischen und antiquarischen Sammelwerken und Chrestomathien von Terentius Scaurus, Velius Longus, Cäsellius Vindex, Paulus, Maximus Statilius u. A. Das bedeutendste Werk dieser Art sind die Attischen Nächte des Gellius. A. Gellius, früher fälschlich Agellius, ein Zögling des Grammatikers Sulpicius Apollinaris (XIII, 16), des Rhetors T. Castricius (XIII, 20) und Fronto (XIX, 8), begab sich der philosophischen Studien wegen nach Athen, wo ihn Herodes Atticus freundlich aufnahm (I, 2) und er den Unterricht des Philosophen Calvisius Taurus genoß (XII, 5; XVII, 8) und den Peregrinus Proteus kennen

lernte (XII, 11). Hier begann er in den Winternächten Excerpte aus verschiedenen griechischen und lateinischen Schriftstellern zu machen und die mündlichen Belehrungen und Aeußerungen gelehrter Männer über geschichtliche, antiquarische, grammatische und literarhistorische Gegenstände aufzuzeichnen. Nach seiner Rückkehr setzte er in Rom die Sammlung fort, und so sind die Noctium Atticarum libri XX entstanden, von denen Buch VIII. bis auf die Inhaltsanzeige verloren gegangen ist. Das Werk ist eine reiche Fundgrube wichtiger Notizen; die sprachliche Form leidet an den Mängeln der Frontonianer, zeugt jedoch von einer gediegenern Bildung.

Eine geist= und kritiklose Sammlung archaistischer und seltener Wörter und Phrasen, jedoch wegen der zahlreichen Beweisstellen aus alten, meist verlorenen Schriftstellern höchst wichtig, ist die Compendiosa doctrina per litteras ad filium in 19 Abschnitten des Nonius Marcellus aus Tiburticum in Numidien (Peripateticus Tiburticensis). Er hat den Gellius fleißig benutzt, ohne ihn zu nennen.

Den Gegensatz zu den nüchternen und pedantischen Frontonianern bilden die üppigen und phantastischen Afrikaner, als deren erster Repräsentant L. Appulejus erscheint. Unter Hadrian um 130 zu Madaura in Numidien geboren, erhielt er seine erste Bildung in Karthago, studirte platonische Philosophie in Athen, begab sich, nachdem er bedeutende Reisen gemacht und überall sich in die Mysterien hatte einweihen lassen, nach Rom, wo er als Sachwalter auf dem Forum auftrat, und kehrte dann nach Afrika zurück. Die Heirath mit der Mutter seines Freundes Pontanius, Aemilia Pudentilla, zog ihm die Anklage zu, daß er durch Zaubermittel die Hand der alten und reichen Frau erworben und den Tod ihres Sohnes veranlaßt habe. Er vertheidigte sich mit vielem Witze in der Rede de magia. Er genoß in Karthago ein großes Ansehen als Redner und Philosoph und bekleidete ein hohes Priesteramt. Sein Todesjahr ist unbekannt. — Appulejus ist ganz ein Kind seiner Zeit und seiner Heimath. Er ergreift mit dem Feuer eines Afrikaners alle Richtungen seiner Gegenwart: er vereinigt in sich den platonischen Philosophen

und den Nebenbuhler der griechischen Sophisten, wie sie damals die römische Welt durchzogen und durch geistreiche Declamationen und pikante und paradoxe Vorträge blendeten; er huldigt den Superstitionen seiner Zeit, selbst für einen Magier geltend, und offenbart eine sinnliche Natur, die an den üppigsten Darstellungen Gefallen findet, und ist doch von einem sittlich-religiösen Gefühl durchdrungen, das ihn treibt, in der Weihe der Mysterien die Reinigung von den irdischen Flecken zu suchen. Er ist der originellste Schriftsteller seiner Zeit, der sich von allen Fesseln der Ueberlieferung frei gemacht und künstlich eine Sprache gebildet hat, die nicht blos seine Zeitgenossen, sondern auch Kenner des Alterthums wie Casaubonus und Lipsius zu blenden vermochte. „Unterstützt von Weltkenntniß und einem sehr entwickelten Talent der Erzählung, das er nur zu häufig in Malerei von Stillleben und gehäuftem Detail mißbraucht, schuf er mit völligem Bewußtsein einen Stil und Sprachschatz, der allem Herkommen zuwiderläuft. Diese Form, so manierirt und gespreizt sie ist, in Schwulst und Wortschwall, in Pleonasmen, gemachte Phrasen und Wortbildnerei gehüllt, weiß zu blenden und schmeichelt mit parodischem Klang, indem sie den Provinzialismus durch den Duft des Archaismus und mit dem Reiz der freien griechischen Structur hebt; sie mildert sogar den Luxus der Farben, je nach dem Stande des Leserkreises, woher die Ungleichheit der Schreibart: immer aber bleibt sie von Natur, Geschmack und Ebenmaß weit entfernt" (Bernh.). Er ward so der Gründer der afrikanischen Latinität, worin schon die Bildungsanfänge der romanischen Sprachen zu erkennen sind. — Sein Hauptwerk, das er in seinem reiferen Alter verfaßt hat, ist der humoristisch-phantastische Roman Metamorphoseon libri XI (de asino aureo), nach dem Vorbilde der Zaubermärchen des Lucius Patrensis. Als Helden führt er sich selbst unter dem Namen Lucius ein. Auf einer Reise durch Thessalien wird er nach manchen Abenteuern durch den unvorsichtigen Gebrauch einer Zaubersalbe in einen Esel verwandelt und erhält nach wechselvollen Schicksalen endlich durch den Genuß von Rosen aus der Hand eines Priesters die

vorige Menschengestalt wieder. Ehe er nach seiner Vaterstadt zurückkehrt, empfängt er die Weihen der Isis und wird in Rom in die Mysterien des Osiris und in das Collegium der Pastophoren aufgenommen. Das Ganze ist eine phantastische Dichtung, die uns ein Bild der damaligen sittlichen und religiösen Zustände giebt und mit der glänzenden Schilderung der ägyptischen Mysterien und ihrer heiligenden Wirkung schließt. Unter den vielen Episoden ist das allegorische Märchen von Amor und Psyche (IV — VI) die ausgeführteste und von spätern Dichtern und Künstlern häufig benutzt worden. — Von anderen Werken des Appulejus besitzen wir noch die Vertheidigungsrede gegen die Anklage der Zauberei (Apologia sive de magia), eine Blüthenlese von 23 Einleitungen zu declamatorischen Vorträgen (Floridorum libri IV), einen improvisirten Vortrag über die Dämonenlehre und ihren Einfluß auf das sittliche Leben (de deo Socratis), eine Schrift de mundo nach der angeblichen Schrift des Aristoteles *περὶ κόσμου*, eine Einleitung in die platonische Philosophie (de dogmate Platonis) in zwei Büchern: de philosophia naturali und morali. Verloren sind seine naturhistorischen Schriften nach Aristoteles und seine poetischen Schriften bis auf einige Kleinigkeiten. Ihm untergeschoben ist das dritte Buch de dogmate Platonis, eine trockene Logik nach Aristoteles enthaltend, Asclepius, ein Gespräch mit Hermes Trismegistus, u. A.

In dieselbe Zeit dürfte auch das Pervigilium Veneris, das erste Erzeugniß provinzialer Lyrik, zu setzen sein. Es ist ein aus 93 trochäischen Tetrametern mit wiederkehrendem Schaltverse bestehendes Gedicht, bestimmt zur Nachtfeier der Venus im Frühlinge, vielleicht nach einem griechischen Muster. Man hat seinen Werth früher sehr überschätzt. Die affectirte Empfindung, die rhetorische Haltung, die gewundenen Constructionen, die unrömischen Ausdrücke und Wörter, die an afrikanische Latinität erinnern, die mangelhafte Versification sprechen gegen die früheren Annahmen, daß es dem Catullus oder der augustischen Zeit angehöre. Bürger hat es in seiner „Nachtfeier der Venus" nachgebildet.

In die Zeit der Antonine fallen auch die Anfänge der

lateinischen Patristik. Die Reihe der lateinischen Kirchenväter eröffnet Minucius Felix; ihm folgt Q. Septimius Florens Tertullianus und auf diesen sein Bewunderer Thascius Cäcilius Cyprianus (st. 258).

In dem Jahrhundert von dem Tode des M. Aurelius bis zum Regierungsantritt des Diocletianus, von 180—284, bewahrt nur noch die Rechtswissenschaft ein selbständiges Leben. Sie erhält ihre Vollendung und ihren Abschluß unter Septimius Severus und seinen Nachfolgern durch Aemilius Papinianus, den Caracalla enthaupten ließ, 212, Julius Paulus, Domitius Ulpianus und dessen Schüler Herennius Modestus. — Die Despotie des Commodus, der häufige Wechsel der Herrscher nach ihm, die inneren Kriege und der Andrang der Barbaren, das immer mehr sich verbreitende Christenthum neben dem Wachsen der fremden Superstitionen verwischten die letzten Spuren des römischen Geistes. Die furchtbare Pest unter M. Aurelius hatte die wenigen Reste altrömischer Familien fast gänzlich weggerafft, und durch die Constitutio Antoniniana des Caracalla wurden die Provinzen der Stadt Rom völlig gleichgestellt. Die Kaiser, größtentheils aus den Provinzen, meist rohe Krieger oder verworfene Wüstlinge, hatten keinen Sinn für die Literatur; die wenigen, die eine bessere Bildung besaßen, regierten entweder zu kurze Zeit, oder vermochten höchstens einige höfische Schriftsteller anzuregen.

Septimius Severus (193—211), aus Leptis in Afrika, war in der griechischen und römischen Literatur wohl unterrichtet und zeigte schon als Knabe eine Vorliebe für das Richteramt, hielt im achtzehnten Jahre öffentliche Declamationen und begab sich später der Studien wegen nach Rom (Spart. Sev. 1). Als Kaiser zeigte er ein besonderes Interesse für Philosophie und Beredtsamkeit und besuchte die Hörsäle griechischer Sophisten. Er hat sein Leben mit Unparteilichkeit selbst beschrieben, nur daß er seinen Hang zur Grausamkeit zu entschuldigen suchte (ib. 18). An seinem Hofe lebte der gelehrte Arzt Q. Serenus Sammonicus und dessen Sohn, ebenfalls Arzt und Schriftsteller, auf Caracalla's Befehl hinge-

richtet. Ob das vorhandene Lehrgedicht de medicina, eine im Mittelalter häufig benutzte Sammlung von Hausmitteln, in guten Hexametern und gewandter Sprache, von dem Vater oder Sohne herrührt, ist ungewiß. — In dieselbe Zeit ist wahrscheinlich auch des Terentianus Maurus Lehrgedicht über Prosodie und Metrik in 4 Büchern (de litteris, syllabis, pedibus et metris) zu setzen. Der Verfasser, ein Afrikaner, hat in wechselnden Versarten und in einer reinen Sprache seinen Gegenstand mit Kenntniß, aber großer Trockenheit abgehandelt. — Die von ihm erwähnten Dichter Alphius Avitus, Verfasser von Libri Excellentium in jambischen Dimetern, und Septimius Serenus, der ländliche Gedichte unter dem Namen Carmina Falisca in verschiedenen, zum Theil seltenen Versarten geschrieben hat, scheinen kurz vor oder zur Zeit des Terentianus gelebt zu haben. — Clodius Albinus, der Nebenkaiser des Septimius Severus, schrieb ein Buch über die Landwirthschaft (Georgica) und soll auch Milesische Märchen gedichtet haben, die trotz ihrer Mittelmäßigkeit ihr Publicum hatten (Capit. Clod. Alb. 11).

Der Kaiser Alexander Severus (222—235), in seiner Jugend in allen Künsten des Krieges und Friedens wohl unterrichtet, zeigte mehr Vorliebe für die Griechen, obschon er auch gelehrte Römer, besonders Juristen, an sich zog. Horaz und Serenus Sammonicus, den er gekannt und hochgeschätzt hatte, waren seine Lieblingsdichter und neben den Lebensbeschreibungen Alexanders des Großen las er fleißig Plato's Staat und Cicero's Schriften de republica und de officiis (Lampr. Alex. 3; 67). In seinem Lararium standen die Bilder von Religionsstiftern, Philosophen, Dichtern und Helden, denen er göttliche Ehre erwies (ib. 27). — Auch die Gordiane (237—244), die Sprößlinge altrömischer Familien, zeichneten sich durch eine feinere Bildung aus. Der ältere Gordianus hatte als junger Mann ein historisches Gedicht in 30 Büchern: Antoninias, das beide Antonine feierte, verfaßt und war später als Rhetor aufgetreten (Capit. Gord. 3). Der jüngere Gordianus, ein Schüler des jüngeren Serenus Sammonicus, der ihm die reiche Bibliothek seines Vaters ver-

machte, schrieb in Prosa und Versen nicht ohne Geist, doch ohne sich über die Mittelmäßigkeit zu erheben (ib. 18; 20). — In diese Zeit fallen die Leistungen des Gargilius Martialis, Verfassers von historischen Schriften und eines landwirthschaftlichen Werkes, wovon noch 3 Fragmente erhalten sind; des Grammatikers Censorinus, von dem wir noch ein astrologisches Buch de die natali, wichtig wegen mancher aus Varro und anderen guten Quellen gezogenen Notizen, besitzen; des Rhetors Curius Fortunatianus, der einen noch vorhandenen rhetorischen Katechismus (Artis rhetoricae libri III) verfaßt hat. Der Rhetor Julius Titianus, der Affe seiner Zeit genannt, weil er Alles nachahmte (Capit. Maxim. jun. 1), gab eine poetische Beschreibung der Provinzen und sein Sohn, der Lehrer des jüngeren Maximinus, übersetzte Fabeln des Babrius. Marius Maximus trug eine viel gelesene Sammlung von allerlei Notizen und Anekdoten über die Kaiser Commodus bis Clodius Albinus zusammen, und in noch kleinlicherer Manier that dies Junius Cordus. Andere beschrieben in dieser Weise das Leben einzelner Kaiser. Sie sind die Hauptquellen der Scriptores historiae Augustae.

Der Kaiser Gallienus (259—268) hatte den Ruf eines ausgezeichneten Dichters und Redners. Trebellius Pollio (Gallien. 11) führt einige hübsche Verse aus einem Epithalamium an, das er bei Gelegenheit der Vermählung seiner Neffen gedichtet hat. — Auch der Kaiser Numerianus (282—284) war Redner und Dichter (Vopisc. Num. 1). Er wetteiferte mit M. Aurelius Olympius Nemesianus aus Karthago, von dem noch ein kleines, am Schlusse lückenhaftes Lehrgedicht über die Jagd (Cynegetica), in einer leichten, rhetorisch gefärbten Sprache, erhalten ist. — Calpurnius Siculus, vielleicht Geheimschreiber des Kaisers Carus (Vop. Car. 8), ist der Verfasser von elf Eklogen nach dem Muster des Virgil, in einer fließenden, doch zu pomphaften Sprache.

In dem Jahrhundert von Diocletians Regierungsantritte bis zur Theilung des Reiches nach

Theodosius des Großen Tode, von 284—395, wird das staatliche und religiöse Band, das die Römer noch an die Vergangenheit knüpfte, gänzlich zerrissen. Die Theilung der Herrschaft, die Diocletian vornahm, mehr noch das nach orientalischem Muster von Constantin dem Großen eingerichtete Hof- und Verwaltungswesen, die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion, die Verlegung der Residenz von Rom nach Konstantinopel (330) waren Ereignisse, die von dem bereits völlig erstorbenen antiken Geiste zeugten; daher die Reaction unter Julianus Apostata (361—363), auch wenn ihm eine längere Frist zu ihrer Durchführung gestattet gewesen wäre, eine vergebliche sein mußte. Die Unwissenheit war allgemein. Ammianus Marcellinus klagt, daß selbst in den wenigen Häusern, die früher durch Vorliebe für die ernsten Studien berühmt waren, jetzt nur Tändeleien, Gesang und Musik, getrieben werden; statt des Philosophen hole man den Sänger, statt des Redners den Lehrer leichtfertiger Künste, und die Bibliotheken seien wie die Gräber verschlossen (XIV, 6, 18); gelehrte Kenntnisse werden wie Gift gemieden und selbst in der tiefsten Muße nehme man außer Juvenal und Marius Maximus kein Buch in die Hände (XXVIII, 4, 14). Die Kaiser waren theils selbst unwissend, theils aus Politik gegen alle Bildung, wie Licinius, der die Wissenschaften die Pest und das Gift des Volkes nannte (Vict. Epit. 41). An öffentlichen Lehranstalten fehlte es nicht. Die kaiserlichen Schulen, wie das schon von Hadrian gestiftete Athenäum und die nach der Constitutio Valentiniana 370 eingerichtete höhere Schule für Grammatik, Rhetorik und Rechtskunde, waren Anstalten zur Heranbildung der nothwendigen Beamten, wobei mehr auf eine äußere Zucht, als auf ein freies Wissen gesehen wurde. Besser waren die Schulen, welche die Magistrate reicher Städte gründeten und erhielten; sie waren die einzigen Bewahrerinnen der früheren Bildung und Pflegerinnen des gegenwärtigen Wissens. In ihnen wurden die Texte der alten Autoren revidirt und commentirt, und aus ihnen gingen die Nachahmer früherer besserer Muster hervor. Solche Schulen blühten in Karthago und Madaura in Afrika, in Massilia, Burdigala,

Augustodunum und anderen Städten Galliens, wo seit der Mitte des vierten Jahrhunderts der Hauptsitz des wissenschaftlichen und literarischen Lebens war. Hier bildete sich die eigenthümliche gallische Latinität, anfangs sich durch Lebendigkeit und Fluß der Rede empfehlend, dann sich aber in hochtrabenden Schwulst (cothurnus Gallicus), gezierte Dunkelheit und wortreichen Dunst verlierend. Die Schriftsteller, die außerhalb der Schule standen und jede Verbindung mit der früheren Literatur abgeschnitten hatten, bedienten sich der gewöhnlichen Umgangssprache (lingua vulgaris), reichlich mit Elementen der Volkssprache (sermo plebejus) und fremder Idiome versehen und nach den verschiedenen Localitäten eine verschiedene provinzielle Färbung tragend.

Während der geistige Gehalt in den meisten profanen Schriften ein sehr geringer ist, zeigt sich bei den christlichen Schriftstellern ein frischer, durch die neuen Ideenkreise geweckter Geist, wie unvollkommen auch bei vielen die Form erscheint. Das vierte Jahrhundert ist die klassische Zeit der lateinischen Patristik, deren Hauptvertreter Arnobius, Lactantius Firmianus, der Cicero der Kirchenväter, Julius Firmicus Maternus, Hilarius Pictaviensis, Zeno, Bischof von Verona, Ambrosius, Hieronymus, der Fortsetzer der Chronik des Eusebius, und Aurelius Augustinus, geb. 354, gest. 430 (Confessionum libri XIII; de Civitate Dei libri XXII), sind. — Unter den christlichen Dichtern nehmen C. Vettius Aquilinus Juvencus und Aurelius Prudentius Clemens die erste Stelle ein.

In der profanen Literatur finden die Schulwissenschaften: Grammatik, Metrik, Rhetorik, viele, mehr durch Sammlerfleiß, als durch eigene Forschungen ausgezeichnete Bearbeiter. Unter den Grammatikern und Erklärern alter Autoren sind die bedeutendsten: Flavius Sosipater Charisius, Diomedes, Marius Victorinus, Aelius Donatus, Flavius Mallius Theodorus, Servius Maurus Honoratus, Helenius Acron u. A. — Compilationen früherer rhetorischer Lehrbücher trugen Aquila Romanus und Julius Rufinianus zusammen. — Zum praktischen

Gebrauch für Juristen legte Gregorianus eine Sammlung der Constitutionen von Septemius Severus bis Diocletian und Maximian und Hermogenianus bis Valens und Valentinian III. an: Codex Gregorianus und Codex Hermogenianus, die nie Gesetzeskraft hatten, aber dem Codex Theodosianus, dem ersten Gesetzbuche, das 438 publicirt wurde und wozu noch im Jahre 448 Novellae kamen, zu Grunde lagen. — Eine Darstellung der römischen Militärverfassung nach früheren Schriftstellern und kaiserlichen Verordnungen gab Flavius Vegetius Renatus (Epitome institutionum rei militaris). — Medicinische Schriften bearbeiteten nach Griechen Cölius Aurelianus und Theodorus Priscianus. — Ueber Astrologie schrieb Julius Firmicus Maternus (Matheseos libri VIII); über Landwirthschaft Palladius Rutilius Taurus Aemilianus (de re rustica libri XIV; das 14. Buch de insitione in elegischem Versmaße); über Krankheiten der Hausthiere P. Vegetius (Mulomedicina s. de arte veterinaria) und Pelagonius; über Kochkunst Cölius Apicius, aus unbestimmter Zeit.

Die Geschichtschreiber sind meist nur Compilatoren und Epitomatoren, die den historischen Stoff für die Kaiser und Großen oder für die Schule zusammentrugen, wie die Scriptores historiae Augustae, meist im Auftrage Diocletians arbeitend; Flavius Eutropius, Geheimschreiber Julians, (Breviarium Romanae historiae ad Valentem l. X); Sextus Aurelius Victor, bei Julian und seinen Nachfolgern angesehen, (Caesares; Epitomae de vita et moribus Imperatorum Rom.; de viris illustribus urbis Romae); S. Rufus (Festus) (Breviarium rerum gestarum P. R.); L. Ampelius (liber memorialis). Aus unbestimmter Zeit ist des Julius Obsequens Sammlung de prodigiis, meist aus Livius. — Die Historia de excidio Trojae, angeblich aus des Phrygiers Dares griechischem Original übersetzt, und des Dictys Cretensis de bello Trojano libri VI, von Q. Septimius aus dem Griechischen übertragen, waren die Quellen, woraus die Dichter des Mittelalters, die die trojanischen Sagen behandelten, schöpften.

Weit über seinen Zeitgenossen steht Ammianus Marcellinus, der letzte römische Geschichtschreiber. Ein Grieche aus Antiochien trat er früh in den Kriegsdienst, kämpfte unter Julian gegen die Perser, später auch in Gallien und Germanien, zog sich dann nach Rom zurück, wo er um 390 seine Kaisergeschichte (Rerum gestarum libri XXXI) als Fortsetzung des Tacitus, von Nerva bis zum Tode des Valens (378), auszuarbeiten begann. Wir besitzen nur noch B. XIV—XXXI, die Zeit von 353—378 umfassend, von der der Verfasser meist als Augenzeuge berichtet. Tacitus ist sein Vorbild und er gleicht ihm an gesundem Urtheil, politischem Scharfblick und Wahrheitsliebe — obgleich ein Heide, ist er doch gegen die Christen unparteiisch — steht ihm aber an gründlicher Bildung weit nach, obschon er sein Wissen gern in ethnographischen und geographischen Schilderungen zur Schau trägt. Das Lateinische ist ihm eine fremde Sprache, deren er nicht Meister ist; daher die Unbeholfenheit und Härte des Ausdrucks, der durch geschmacklosen Schwulst und störenden Bilderschmuck noch ungenießbarer wird.

Wichtiger als die geographischen und statistischen Abrisse des Aethicus Ister, Julius Honorius, S. Rufus u. A. sind die Itineraria scripta (Antonini, um 300 abgeschlossen, Hierosolymitanum, Pilgerfahrt von Bordeaux nach Jerusalem, Alexandri) und picta, Landkarten, wovon eine Copie in der Tabula Peutingeriana in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien erhalten ist.

Die Beredtsamkeit beschränkt sich meist auf das Lob der Kaiser. Wir besitzen noch eine Sammlung von 12 Reden (XII Panegyrici) gallischer Rhetoren, 2 anonymer und 5 genannter (die beiden Mamertini, Eumenius, Nazarius, Latinus Pacatus Drepanius), die als Abgesandte von Städten den Kaisern ihre Huldigungen darbrachten. Dazu kommen noch der Panegyricus des Bischofs Ennodius an Theoderich, vom Jahre 508, und der metrische des Flavius Cresconius Corippus an Justin II, um 570. Sie geben Zeugniß von der tiefen Gesunkenheit der Gesinnung und des Geschmackes, sind jedoch für den Historiker und Sprach-

forscher nicht unwichtig. — Als der bedeutendste Redner der Zeit erscheint Q. Aurelius Symmachus, ein vornehmer Römer, der seine Bildung in Gallien erhalten und das Amt eines Proconsuls in Africa, eines Präfecten von Rom, 384, und eines Consuls, 391, bekleidet hatte. Er war Heide und trat in der Rede pro ara Victoriae als Vertheidiger des hinsterbenden Heidenthums auf, doch achteten selbst die Christen in ihm den charaktervollen und humanen Staatsmann und Gelehrten. Von seinen Reden sind in einem Palimpsest 9 Bruchstücke aufgefunden worden, die ganz in der Manier der Panegyrici gehalten sind. Besser sind seine Briefe, die sein Sohn in eine Sammlung von 10 Büchern gebracht hat. Das 10. Buch enthält die officiellen Schreiben, die Symmachus als Praefectus urbi an die Kaiser gerichtet hat. Er hat sich als Epistolograph den jüngern Plinius zum Muster genommen; die Briefe sind sorgfältig ausgearbeitete Stilübungen, in lebhafter, oft pikanter, zuweilen geschraubter Sprache, die jedoch nicht uninteressante Beiträge zur Kenntniß des Mannes und seiner Zeit liefern.

Gleich dürftig sind die Leistungen in der Poesie. Der namhafteste Dichter des vierten Jahrhunderts ist D. Magnus Ausonius aus Burdigala, um 309 geboren, Sohn des Leibarztes Kaisers Valentinian I und Präfecten in Illyrien. Er widmete sich dem Rechtsstudium, trat als Sachwalter auf, lehrte später in seiner Vaterstadt Rhetorik, wurde vom Kaiser Valentinian zum Erzieher seines Sohnes Gratian berufen und erhielt von seinem dankbaren Schüler 379 das Consulat. Er starb 392. Einen eigentlichen Beruf zum Dichter hatte Ausonius nicht; er war ein gewandter Rhetor, der Epigramme, Epitaphien, Lobgedichte und Briefe, sogenannte Eklogen und Idyllien nicht ohne technisches Geschick gedichtet hat. Unter den 20 Idyllien ist die siebente auf die Bissula, die geliebte Sklavin des Ausonius, nicht ohne Verdienst, und die zehnte, Mosella, eine Beschreibung der Mosel in 483 Versen, die bekannteste. Alex. von Humboldt urtheilt über das Gedicht: „Die Mosella, in dem alten Trier gedichtet, besingt in einzelnen Stellen nicht ohne Anmuth die schon damals rebenbe=

pflanzten Hügel eines der schönsten Ströme unseres vaterländischen Bodens; aber die nüchterne Topographie des Landes, die Aufzählung der der Mosel zuströmenden Bäche, die Charakteristik der Fischgattungen in Gestalt, Farbe und Sitten sind Hauptgegenstände dieser ganz didactischen Composition." Das dreizehnte Idyll, Cento nuptialis, aus virgilischen Versen, ist ein schlüpfriges Machwerk, das der Verfasser, wie er sich selber entschuldigt, wider seinen Willen auf Befehl des Kaisers Valentinian hat anfertigen müssen. Die Spielereien, wie die Technopaegnia mit voces monosyllabae, waren zum Gebrauch in Schulen bestimmt. Außer den Dichtungen ist noch ein prosaischer Panegyricus des Ausonius auf den Kaiser Gratian erhalten.

Als ein nicht ungeschickter Dichter erscheint Rufus Festus Avienus, ein Abkömmling des Musonius Rufus und zweimal Proconsul. Von ihm sind noch freie, mit dichterischem Geiste und historischer und mythologischer Kenntniß verfaßte Uebersetzungen (Metaphrases) der Phänomena des Aratus und der Periegesis des Dionysius vorhanden, außerdem ein Bruchstück der Descriptio orae maritimae (von Gades bis Massilia) in 703 Jamben. Verloren sind seine Bearbeitungen der Mythen des Virgil und der Geschichte des Livius in Jamben.

Das nächste Jahrhundert, von dem Tode Theodosius des Großen bis Theoderich, von 395—493, war wo möglich für die Literatur noch ungünstiger als das vorige. Die Kaiser in Konstantinopel und Ravenna, absolute Herrscher unter dem Einflusse der Geistlichkeit und beengt von den Fesseln des Hof-Ceremoniells, fühlten keinen Beruf, ein geistiges Leben zu fördern; ihre Unterstützungen kamen nur Anstalten und Personen zu Gute, die zur Heranbildung des bedeutenden Beamtenheeres beitrugen; für Erziehung des Volkes geschah nichts. Die inneren Zwistigkeiten der beiden Höfe, der Druck der Regierungen, die das Volk ausbeuteten, der immer heftigere Andrang der Barbaren, die theologischen Streitigkeiten und Verfolgungen hatten die Völker so abgestumpft, daß selbst der Untergang des Weströmischen Reiches, 476, spurlos an ihnen vorüberging und der Fall Roms den

Bewohnern Italiens mehr wie ein Glück erschien, da sie von den kräftigern und menschlichern Barbaren eine größere Sicherheit und eine gerechtere Herrschaft hoffen durften.

Die Noth der Zeit wirkte selbst erschlaffend auf die kirchliche Literatur. Die großen Kirchenlehrer des vorigen Jahrhunderts hatten keine würdigen Nachfolger. Das Mönchsthum fand immer mehr Anhänger und Lobredner und mit mönchischer Beschränktheit erfaßten Sulpicius Severus (Historia sacra l. II) und Paulus Orosius (Historiarum libri VII) in ihren geschichtlichen Schriften die Vergangenheit und Gegenwart. Unter den christlichen Dichtern zeigten Cölius Sedulius und Dracontius wenigstens ein technisches Geschick. Die Centones Virgiliani der Römerin Proba Faltonia geben die biblischen Geschichten in virgilischen Versen wieder.

In der profanen Literatur erheben sich zwei Persönlichkeiten, die Dichter Claudianus und Namatianus, durch Talent und Studium über ihre Zeit. Claudius Claudianus, in Alexandrien geboren und in der griechischen und römischen Literatur wohl bewandert, kam 395 nach Rom und erwarb sich die Freundschaft des Stilicho, durch den er mit dem Hofe des Honorius in Berührung kam. Er wurde durch Aemter und ein Standbild in Rom geehrt. Nach dem Sturze Stilicho's, 408, soll er nach Aegypten zurückgekehrt sein; wahrscheinlich überlebte er seinen Gönner nicht lange. Durch das sorgfältigste Studium der römischen Schriftsteller, besonders der Dichter der augustischen Zeit, hatte er sich eine große Fertigkeit und Gewandtheit der Sprache und des Versbaues angeeignet. Auch war er in den Geist des Alterthums eingedrungen und fühlte sich in der jämmerlichen Gegenwart unheimlich. Er hatte das Verständniß der großen Vorzeit Roms, und die Kriegsthaten Stilicho's, der Italien vor den Barbaren schützte und die Welt mit seinem Ruhme erfüllte, mochten in ihm die freilich eitle Erwartung einer Wiederherstellung des vorigen Glanzes und der alten Größe Roms erregen; daher seine Begeisterung für Stilicho und sein Haß gegen das byzantinische Kaiserthum und seine Leiter. Daß er Heide war und

beständig Heide geblieben, versichern Augustinus und Orosius ausdrücklich. In einer bessern Zeit und einer bessern Umgebung hätte Claudian bei seinem poetischen Talente ein vorzüglicher Dichter werden können; am Hofe des Honorius ward er nur ein Hof-Poet, der alle mythologischen und rhetorischen Mittel aufbieten mußte, um seinen unpoetischen Stoffen einen poetischen Glanz zu geben; nur wo er nicht den Hofmann zu zeigen braucht, erkennt man den wahren Dichter. Seine größeren Dichtungen sind politische Lob- und Schmähgedichte: Panegyricus in III. IV. VI. Consulatum Honorii; in Consulatum Olybrii et Probini (395); in Consulatum Flavii Mallii Theodori (399); de laudibus Stiliconis libri III; de laudibus Serenae (der Gemahlin Stilicho's); bellum Gildonicum; Bellum Geticum s. Pollentinum (Kampf und Sieg Stilicho's bei Pollentia, 406); in Rufinum libri II; in Eutropium libri II. Mehr Gemüth und Wahrheit spricht sich in den beiden Epithalamien: in nuptias Palladii et Celerinae (der Tochter Stilicho's) und Honorii et Mariae und den darauf folgenden Fescennina aus. Auch in der unvollendeten epischen Erzählung de raptu Proserpinae, libri III, so wie in den Briefen und sogenannten Idyllen, meist naturhistorischen Inhaltes, zeigt sich sein Dichtertalent von einer vortheilhaftern Seite. Unter den Epigrammen scheinen einige, namentlich die auf Christus bezüglichen, unecht. Die Gigantomachia soll die Uebersetzung eines griechischen Originals sein. Von andern Kleinigkeiten, wie von den griechischen Gedichten, ist die Echtheit ebenfalls zweifelhaft.

Aehnlich von der Erinnerung an das Alterthum erfüllt, dichtete Claudius Rutilius Namatianus (Numatianus) sein poetisches Itinerarium: de reditu suo libri II, in elegischem Versmaße. Praefectus urbi unter Honorius kehrte er bei einem Einfalle der Barbaren in Italien um 416 zur See nach Gallien, seiner Heimath, zurück und beschrieb seine Reise in einer reinen, dem Virgil nachgebildeten, doch zuweilen gesuchten Sprache. Daß er ein Heide war, davon zeugt seine Eingenommenheit gegen Juden und Christen. Das Gedicht ist nur unvollständig auf uns gekommen. Von dem

ersten Buche fehlt der Anfang und von dem zweiten sind nur 68 Verse erhalten.

Dieser Zeit gehört vielleicht auch die im Mittelalter fleißig benutzte Epitome Iliados Homericae des sogenannten Pindarus Thebanus und das epische Gedicht Phoenix des angeblichen Lactantius, nach Claudians Idyll. I weiter ausgeführt, an. — Ohne allen poetischen Werth sind die von Niebuhr aufgefundenen 4 kleineren Gedichte und Bruchstücke eines metrischen Panegyricus in III consulatum Aetii des Flavius Merobaudes aus Spanien.

Durch seine poetischen und prosaischen Leistungen stand bei seinen Zeitgenossen und während des Mittelalters C. Sollius Sidonius Apollinaris in hohem Ansehen. In Gallien 428 geboren, bekleidete er mehrere hohe Aemter und ward zuletzt, 473, Bischof von Clermont. Seinen Tod setzt man in das Jahr 484. Er übertraf seine Zeitgenossen an gelehrter Bildung und hatte eine damals seltene Kenntniß der früheren Schriftsteller; doch ist sein Urtheil wegen seines streng kirchlichen Standpunktes befangen. Wir besitzen von ihm noch 24 Carmina, worunter 3 Panegyrici und 2 Epithalamien, in einer schwülstigen, fast unverständlichen Sprache. Claudian war sein Vorbild, doch stand er ihm an Talent und Geschick bei weitem nach. Als Redner und Epistolograph hatte er sich Symmachus zu seinem Muster gewählt. Seine 9 Bücher Briefe sind trotz ihrer geschmacklosen Form für die Kenntniß der Geschichte und der Zustände seiner Zeit nicht ohne Interesse.

Am Hofe des jüngern Theodosius lebte um 410 der Neuplatoniker Macrobius Ambrosius Theodosius, wahrscheinlich ein Grieche, von dem wir einen Commentar in 2 Büchern zum Somnium Scipionis des Cicero und ein zum Theil lückenhaftes antiquarisches Sammelwerk nach Art der Attischen Nächte des Gellius: Saturnaliorum conviviorum libri VII, in einem schlechten Latein, doch wichtig wegen zahlreicher historischen, mythologischen, grammatischen und antiquarischen Notizen, zum Theil aus Gellius und Plutarch geschöpft, besitzen. Von der grammatischen Schrift de differentiis verbi Graeci et Latini ist ein Auszug des Joh. Scotus Erigena erhalten.

Eine Encyclopädie des gesammten Schul-Wissens schrieb Martianus Mineus Felix Capella, ein Afrikaner aus Madaura, um 470: Satiricon libri IX. Die beiden ersten Bücher (de nuptiis Philologiae et Mercurii) lehren in einer Allegorie einige allgemeine, meist mythologische und philosophische Kenntnisse. Hierauf läßt der Verfasser in je einem der 7 folgenden Bücher je eine der 7 freien Künste: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik, ihre Lehren selbst vortragen. Verse wechseln mit Prosa. Die Schreibart ist in afrikanischer Manier schwülstig und incorrect. Die Schrift ist während des ganzen Mittelalters ein beliebtes Schulbuch gewesen.

Einen gewissen Aufschwung nahm im sechsten Jahrhundert die Literatur am Hofe des Königs Theoderich durch zwei gelehrte Staatsmänner, Boethius und Cassiodorus. Anicius Manlius Torquatus Severinus Boethius (Boetius), um 470 aus einer angesehenen Familie geboren, kam in seinem zehnten Jahre nach Athen, wo er sich lange mit dem Studium der griechischen Literatur und Philosophie beschäftigte. Er war ein Schüler des Neuplatonikers Proclus. Nach Italien zurückgekehrt, erwarb er sich die Gunst des Königs Theoderich, der ihn 510 zum Consul machte und ihm einen bedeutenden Antheil an der Regierung ließ. Er fiel als Opfer seiner Gerechtigkeitsliebe, da er den des Einverständnisses mit dem byzantinischen Kaiser beschuldigten Senator Albinus vertheidigte und deshalb dem Theoderich ebenfalls verdächtig nach Pavia verwiesen und später eingekerkert und im Jahre 524 enthauptet wurde. Boethius war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, der für die Schule theils populäre philosophische, mathematische und rhetorische Schriften selber ausarbeitete, theils die Schriften Anderer übersetzte und commentirte. Am berühmtesten ist seine im Kerker verfaßte Schrift de consolatione philosophiae libri V. Die Einkleidung ist dialogisch; Verse wechseln mit Prosa. Die Philosophie tröstet den unschuldig Leidenden, indem sie ihn auf die Unbeständigkeit des Glückes und auf die gerechte, wenn auch dem Menschen oft räthselhafte Waltung einer göttlichen Vorsehung hinweist, woraus

uns die Ueberzeugung werden müde, daß nur in der Tugend das wahre Glück und die wahre Ruhe zu finden sei. Die Schrift zeugt, wenn auch nicht von einem tiefen philosophischen Wissen, doch von einer edlen Gesinnung, daher das hohe Ansehen, in welchem sie bis in die neuere Zeit stand, und die vielen Uebersetzungen, worunter eine englische der Königin Elisabeth. Die Prosa des Boethius ist im Ganzen rein und fließend; seine Verse in mannigfaltigen, oft künstlichen Metris wohlklingend. Die theologischen Schriften, die unter seinem Namen existiren, gehören einem Mönche des 13. Jahrhunderts an. Ob Boethius ein Christ gewesen, ist mehr als zweifelhaft.

Magnus Aurelius Cassiodorus (Cassiodorius) war zwischen 460—465 zu Scyllacium in Bruttien geboren; er stammte aus einer altrömischen Familie. Schon sein Vater und Großvater hatten sich in Krieg und Frieden ausgezeichnet, und er selbst bekleidete unter Theoderich und dessen Nachfolgern hohe Staatsämter, besonders das eines Geheimschreibers und ersten Ministers. Im Jahre 539 zog er sich in das Kloster Vivarium in Calabrien zurück, wo er seinen Studien und wissenschaftlichen Arbeiten lebte. Er starb, über 100 Jahre alt, 577. Cassiodorus war ein sehr kirchlich gesinnter Mann, der in den profanen Wissenschaften nur eine Vorbereitung zu den theologischen Studien sah und in diesem Sinne eine Anzahl von Lehrbüchern ausarbeitete, die noch im Mittelalter häufig gebraucht wurden. Wir besitzen noch eine Art Encyclopädie: de artibus ac disciplinis liberalium litterarum; ein Liber de orthographia und ein Fragment aus de arte grammatica ad Donati mentem. Mit lobenswerthem Eifer sorgte er auch für Abschriften früherer Autoren. Für die Zeitgeschichte wichtig ist die Sammlung seiner officiellen Schreiben: Variarum (epistolarum) libri XII. Die ersten zehn Bücher enthalten die von ihm redigirten Verordnungen der ostgothischen Könige, die beiden letzten die Edicte, die er als prätorischer Präfect in den Jahren 534—538 selbst erlassen hat. Noch ist ein Chronicon breve, von der Weltschöpfung bis zum Jahr 519, von ihm vorhanden; seine Historia Gothorum in 12 Bü-

chern, die des Jornandes Geschichte der Gothen zu Grunde liegt, ist verloren.

Am Hofe der oströmischen Kaiser verdrängte die griechische Sprache immer mehr die lateinische, zu deren Studium nur noch die Rechtsgelehrten eine Veranlassung hatten. Unter Justinianus I. (527—565) wurde die letzte und vollständigste römische Gesetzsammlung durch zwei Commissionen, die der Kaiser ernannt und an deren Spitze er den Rechtsgelehrten Tribonianus gestellt hatte, zusammengetragen. So entstand das von Gothofredus zuerst sogenannte Corpus juris civilis mit seinen vier Theilen: Institutionum libri IV, meist nach Gajus, publicirt 533; Pandectarum s. Digestorum libri L, von demselben Jahre; Codex (repetitae lectionis) in 12 Büchern, publicirt 534, eine Ueberarbeitung des schon 529 publicirten, jetzt verlorenen Codex Justinianeus; und die Novellae s. authenticae, 168 Nachträge meist in griechischer Sprache von Constitutionen Justinians aus den Jahren 535—565, wovon auch eine lateinische Uebersetzung (Liber Authenticorum) vorhanden ist.

Unter den Grammatikern, die an den Schulen zu Konstantinopel lehrten, nimmt Priscianus Cäsariensis, aus Cäsarea in Mauretanien, um 510, den ersten Rang ein. Sein aus früheren Grammatikern zusammengetragenes, im Mittelalter fast ausschließlich benutztes Lehrbuch: Institutionum grammaticarum libri XVIII, giebt das ausführliche System der lateinischen Grammatik, und zwar die 16 ersten Bücher die Formenlehre, die beiden letzten die Syntax, meist nach Apollonios Dyskolos. Es empfiehlt sich durch fleißige Zusammenstellung des Vorgefundenen, zeugt aber von Mangel an Kritik und Sprachsinn. Hierzu kommen noch kleinere Schriften: de accentibus; de declinatione nominum; de versibus comicis; de praeexercitamentis rhetoricae; de figuris et nominibus numerorum u. a. Eine Probe der damaligen Schulpraxis giebt die Schrift de XII versibus Aeneidos principalibus, grammatische Fragen über die Anfangsverse der einzelnen Bücher der Aeneide. Von des Priscianus metrischen Arbeiten ist eine Uebersetzung des Dionysius, ein Lehrgedicht de ponderibus et

mensuris und ein Panegyricus de laude Imperatoris Anastasii erhalten.

Als moralisches Spruchbuch wurden während des ganzen Mittelalters viel gebraucht und daher stark interpolirt und verändert des sogenannten Dionysius Cato hexametrische Disticha de moribus ad filium in 4 Büchern, eingeleitet durch 56 breves sententiae. Ueber die Person und die Zeit des Verfassers läßt sich nichts ermitteln.

Das gesammte Wissen der Zeit führte Isidorus, Bischof von Sevilla (st. 635), in einer encyclopädischen Uebersicht vor: Originum s. Etymologiarum libri XX. In den ersten 5 Büchern giebt er einen Abriß der Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, Medicin, Jurisprudenz, Chronologie und Geschichte; B. 6—8 handelt von der heiligen Schrift und den theologischen Dingen; B. 9 von den Sprachen, von den Völkern, Regierungen, Aemtern und Würden im Krieg und Frieden, von den bürgerlichen und verwandtschaftlichen Verhältnissen; B. 10—14 enthalten Worterklärungen, zuerst in alphabetischer Ordnung, dann nach verschiedenen Rubriken. Das Werk ist im Mittelalter das verbreitetste Lehrbuch gewesen, woraus man die Kenntniß des Alterthums schöpfte; für uns ist es ein merkwürdiges Document, das uns zeigt, was durch despotischen und hierarchischen Druck zuletzt aus der hohen antiken Bildung geworden war: ein todter Gedächtnißkram, der wenigstens das Gute hatte, daß er die Erinnerung an das Alterthum erhielt, bis die Zeit kam, in welcher es wieder aus dem Grabe erstand und die Welt zu einem neuen geistigen Leben anregte.

Register.

Die römischen Ziffern bezeichnen die drei Theile des Werkes, die arabischen geben die Seitenzahl an.

M.

N.

Q.

R.

S.

T.

Druckfehler.

S. 29, Z. 13 v. u. statt Priscus l. Crispus.
S. 81, Z. 1 v. o. statt catoni l. Catoni.
S. 120 Z. 11 v. o. statt Cyzcius l. Cyzicus.
S. 138, Z. 4 v. o. statt Corbula l. Corbulo.
S. 195, Z. 8 v. o. statt Seht l. Steht.
S. 197, Z. 7 v. o. statt ersprechen l. versprechen.
S. 197, Z. 9 v. o. statt verstorbene l. erstorbene.
S. 285, Z. 12 v. o. statt Modestus l. Modestinus.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. (H. A. Pierer.)

Munk, Eduard,

Geschichte der römischen Literatur für Gymnasien u. höhere Bildungsanst

Bd.: 3

Berlin 1861